



JÁNOS  
ERDŐDY

KAMPF  
UM DIE MEERE



# JÁNOS ERDŐDY · KAMPF UM DIE MEERE

# MEXICO.



LE VRAY POVRTRAIT  
DE LA GRANDE CITE DE  
Temistitan ou Tenutilitan, chef  
du royaume, & Prouince  
puissante du Me-  
xique.

JÁNOS ERDÖDY

# Kampf um die Meere

DAS ZEITALTER DER GROSSEN  
ENTDECKUNGSREISEN

DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN

ÜBERSETZUNG AUS DEM UNGARISCHEN VON VERA THIES  
ORIGINALTITEL: KÜZDELEM A TENGEREKÉRT  
A NAGY FELFEDEZŐ UTAZÁSOK KORA  
MÓRA FERENC KÖNYVKIADÓ, BUDAPEST 1964

GEMEINSCHAFTSAUSGABE DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN -  
CORVINA VERLAG BUDAPEST 1977

© JÁNOS ERDŐDY, 1969

ERSTE UNGARISCHE AUSGABE © JÁNOS ERDŐDY, 1964

DER KINDERBUCHVERLAG HAT DAS ALLEINVERTRIEBSRECHT DIESER GEMEINSCHAFTSAUSGABE  
FÜR DIE DDR UND ALLE SOZIALISTISCHEN LÄNDER, AUSGENOMMEN DIE VR UNGARN. CORVINA HAT  
DAS ALLEINVERTRIEBSRECHT DIESER GEMEINSCHAFTSAUSGABE FÜR ALLE ANDEREN GEBIETE

LIZENZ-NR. 304-270/479/76-(30)

1. AUFLAGE

LSV 7815

FÜR LESER VON 12 JAHREN AN

BEST.-NR. 630 198 4

DDR 16,80 M

PRINTED IN HUNGARY 1977

DRUCKEREI ATHENAEUM, BUDAPEST

# INHALT

## VIER SCHIFFE RICHTUNG WESTEN...

Wochenlang zwischen Himmel und Erde · Statt Weltenende neue Welt · Wikingerschiffe suchen das Goldland · Der bärtige weiße Gott 7

## LEBEN AUF EINEM ANDEREN KONTINENT

Wanderweg der Ureinwohner · Kunst und Menschenopfer · Die Gefiederte Schlange · Aztekische Astronomen und Ingenieure 16

## DAS ZEITALTER DER ENTDECKUNGSREISEN

Wissensdurst, Abenteuerlust, Goldhunger · Billige Transportwege für die Händler · Ist die Erde eine Scheibe oder eine Kugel? 24

## MUTIGE KAPITÄNE SUCHEN INDIEN

Heinrich der Seefahrer · Die unbekanntenen Küsten Afrikas · Seeschlangen, Gespensterschiffe und doppelköpfige Riesen · Der östliche Seeweg 30

## EIN KONTINENT VERSPERRT DEN WEG

Seine Majestät benötigt Geld · Der hartnäckige Kapitän · Richtung Westen – nach dem Osten · Plan des Christoph Kolumbus 38

## DER GROSSE IRRTUM

Ewigen Ruhm verschafft die Strafe · Die Flotte setzt sich in Bewegung · Der Kapitän führt falsch Buch · Wohin wollte Christoph Kolumbus? · Eine lange Seereise 46

## HUNDE, DIE NICHT BELLEN...

Zeitlos lebende Menschen · Wo ist das Gold? · Der Frieden der ersten Wochen · Liegt Japan neben Kuba? · Stürme und Verschwörungen 52

## EROBERER UND EROBERTE

Nicht Kolumbia, sondern Amerika! · Die „conquista“ · Die Zerstörung der ersten Niederlassung · Der Papst zieht eine Linie auf der Landkarte 58

## QUETZALCOATL LANDET

Der Bote läuft · Generalkapitän Cortez · 600 Menschen gegen ein Reich · Die geflüchtete Flotte · Gold oder Tod! 66

## DIE STADT DER SEEN

Angezündete Schiffe · Mit Indianern im Bunde · Der blutige Zug · Eine wunderbare Stadt · Ein königlicher Gefangener 74

## DIE NOCHE TRISTE

Der Krieg bricht aus · Die Trauernacht · Spanier auf dem Opferaltar · Blutiger Rückzug · Tenochtitlan wird besiegt 84

## DIE SÖHNE DER SONNE

Manko Capac und Oello Huako gründen ein Reich · Gemeinsamer Boden und göttlicher König · Die Knotenschrift · Bruderzwist in Peru · Pizarro erscheint 92

## ATAHUALPA WIRD GETAUFT

Im Süden liegt das Land des Goldes · Seine Hochwürden der Geldmann · Der Kaiser schließt ein Geschäft mit dem Abenteurer · Diego de Almagro flucht · Auf nach Peru! · Kriegslist und Erpressung 100

## DER MENSCH IST DES MENSCHEN WOLF

Pizarro stellt einen Marionettenkönig · Streit um die Beute · Manko Capac, der gelehrige Schüler · Brandpfeile der Inka · Pizarros Tod und die Rache 112

## EINE GLOCKE ERKLINGT

Der Verteidiger der Sklaven · Täglich tausend Morde · Die Indianer sterben aus · Neue Arbeitskräfte aus Afrika 118

## SCHWARZES ELFENBEIN – EINE BEGEHRTE WARE

Sklavenjagd in Afrika · Das „schwarze Elfenbein“ · Auseinandergerissene Familien · Der erste große Ne-geraufstand 124

## UNFOLGSAME UNTERTANEN UND EIN NACHSICHTIGER KÖNIG

Die Erde ist dennoch rund! · Neue Konkurrenten erscheinen · Forschungsinstitut im Handelshaus · Huronen und Irokesen · Ein gutes Geschäft ist die Fischerei · Ein Seeräuber wird Ritter 128

PIRATENREPUBLIK IN DER KARIBISCHEN  
INSELWELT

Büffeljagd auf den Inseln · Das Geschäft der Räuber · Außerordentliche Gesetze · Erinnerungen eines Piraten · Wie wird man Piratenkapitän und berühmt?

140

UND DENNOCH GEHT DIE SONNE UNTER...

Die Abrechnung kommt · Spanien und England im Kampf um die Meere · Der Privatkrieg des Kapitäns Drake · Im feindlichen Hafen · Der Sieg über die „unbesiegbare“ Armada

150





Normannische Schiffe aus dem 11. Jahrhundert. Darstellung der Eroberung Englands, Teil des sogenannten „Bayeuxer Teppichs“

## VIER SCHIFFE RICHTUNG WESTEN...

Das Meer war zornig. Es tobte bereits den dritten Tag. Der Wintersturm peitschte Wellenkämme unter dem grauen Himmel. Blauweiße schwimmende Eisberge blickten bald hier und bald dort aus dem ruhelosen Wasser. Vier Schiffe warf der Wind hin und her. Er wollte sie auseinanderreiben. Doch die Männer trotzten den Stößen der Wellen, denn ihre Geschicklichkeit und auch das Wissen um die Strömung des Wassers vervielfachte die Kräfte ihrer Arme. Die Schiffe des Anführers Leif trennten sich nicht voneinander; vergeblich riß das Wasser an ihnen, ihr Bug wies hartnäckig nach Westen. Ein kräftiger Zug mit den rechten oder mit den linken Rudern, einige geschickte Schläge mit dem langen Steueruder, und die Schiffe liefen wieder in Fahrtrichtung.

Olaf Haraldsson stand fest im Bug des mittleren Schiffes, wie eine geschnitzte Galionsfigur. Sein Blick bohrte sich in die Ferne. Können Möwen schon aus der Entfernung eines Bogenschusses

einen schwimmenden Fisch erkennen, so nahmen Olafs Augen bereits aus der dreifachen Entfernung eines Bogenschusses den weißen Kopf einer über dem Wasser entschwebenden Möwe wahr.

Es war eine große Auszeichnung, daß Olaf auf dem Leitschiff dienen, daß er Späher auf der Galeere von Leif Eriksson sein durfte. Er war ein abgehärteter Schiffer, ein echter Seemann und Wikinger. Wer hätte von ihm geglaubt, daß er noch im Frühjahr die Mönchskutte getragen, im Kloster inmitten seiner Ordensbrüder Gebete gemurmelt und mit erst zwanzig Jahren, des frommen Hauses überdrüssig, das Tor des Klosters hinter sich zugeschlagen hatte.

„Siehst du etwas?“ ertönte es von Zeit zu Zeit aus dem Inneren des Schiffes. Es war Leif, der ihm zurief.

Olaf Haraldsson antwortete: „Ich sehe etwas. Wasser und Himmel.“

Und wieder wurde es still. Nur das Tosen der vom Sturm gepeitschten Wellen und das gleich-

mäßige Aufschlagen der Ruder waren zu vernehmen.

Sie befanden sich auf kühner Fahrt. Leif, der Sohn Eriks des Roten, hatte das Erbe seines Vaters übernommen und führte es fort. Erik der Rote wurde vor vielen Jahren in der Heimat seiner Ahnen, in dem von felsigen Ufern umsäumten Lande der Normannen\*, des Mordes für schuldig erklärt und nach althergebrachtem Gesetz verbannt. Er schiffte sich mit den Seinigen und der sich ihm anschließenden Gefolgschaft ein und stieß, nach Westen rudern, auf neues, grasbewachsenes Land, das er Grünland, in der Sprache der Normannen Grönland nannte. Hier ließ er sich nieder. Hier wuchs sein Sohn Leif heran.

Als Leif stark genug war, selbst Männer anzuführen, segelte er mit vier Schiffen ebenfalls in Richtung Westen. Es ging das Gerücht um, jenseits des weiten Meeres sei ein großes und sehr fruchtbares Festland zu finden; einzelne, abenteuerlustige normannische Schiffsmannschaften waren auf ihren vom Sturm gepeitschten Wegen bereits dorthin gelangt. Auch Leif hatten seine Erkundungswege schon ist die Nähe der unbekanntes Ufer geführt.

Die normannischen Seefahrer, die Wikinger, waren die Helden erstaunlicher Meereswanderungen. Schon einige Generationen vor Leif waren sie in den fernen Süden, in das Land der Franken gelangt, wo sie die Städte plünderten und sich reiche Beute verschafften. Einzelne Stämme siedelten sich auch an den warmen südlichen Ufern an. Andere hingegen wurden noch weiter nach dem Süden verschlagen. Von ihren wundersamen Abenteuern erzählten die Sänger in ihren Gedichten. Leif sehnte sich nach dem Westen, denn auch der Vater hatte sich zu seiner Zeit in diese Richtung auf den Weg gemacht. Tage vergingen, Wochen schwanden zwischen Himmel und Erde dahin. Die Späher starrten in Nebel, Regen und Schneegestöber. Auch Olaf stand vom Sonnenaufgang bis zur Abenddämmerung am Bug des

\* Gemeint ist das heutige Norwegen (Anm. d. Red.)

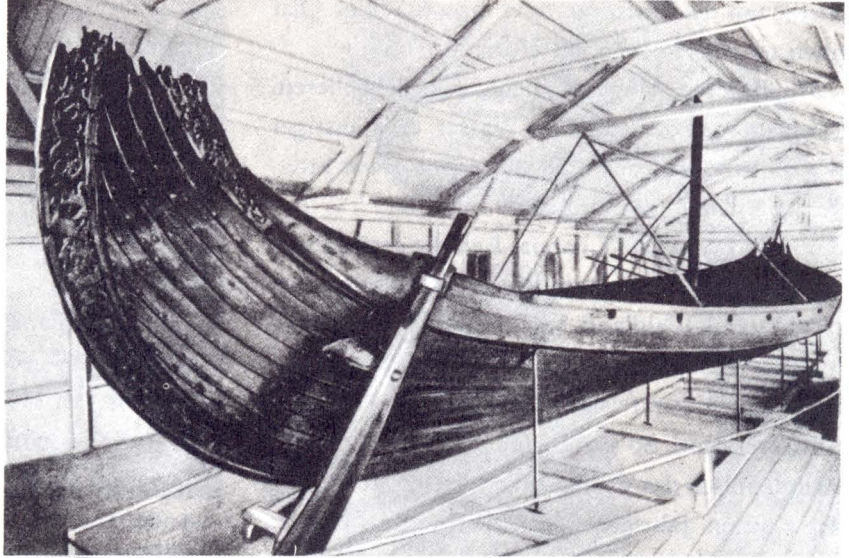
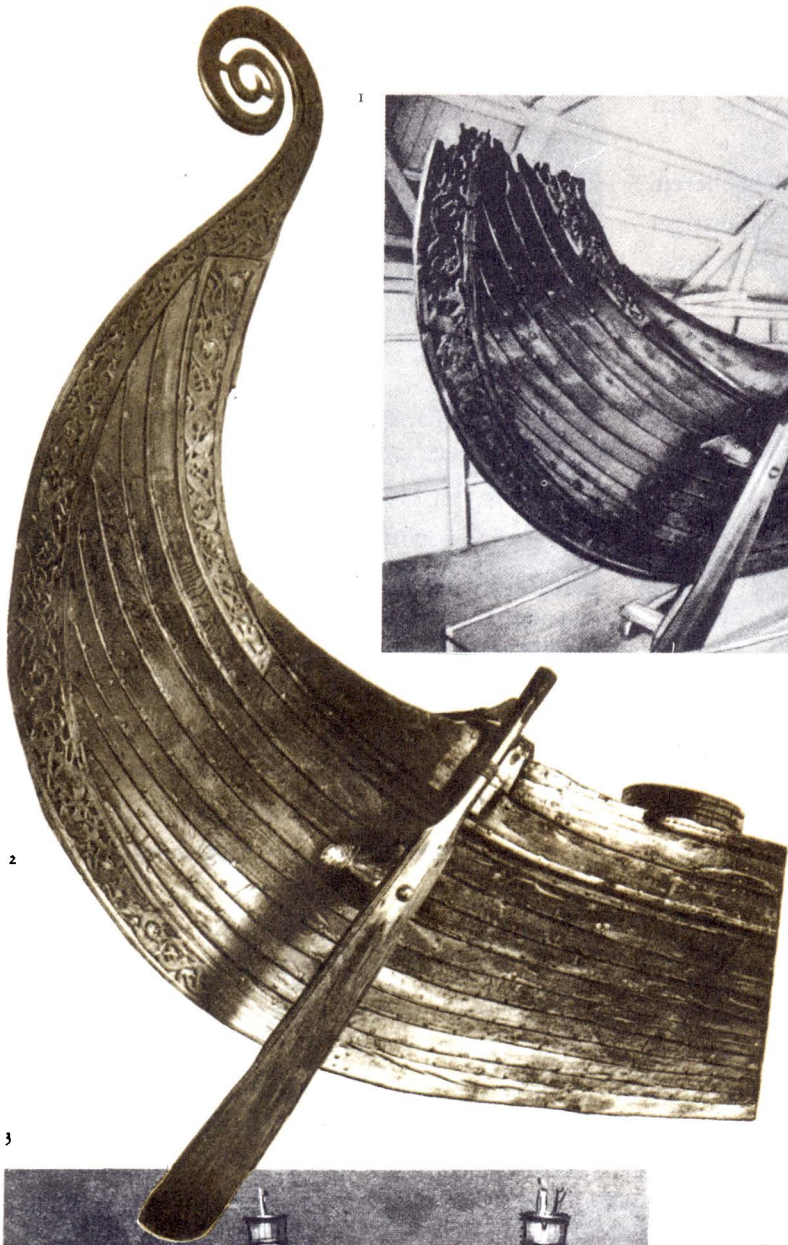
Schiffes. Am Steuerruder wartete Leif auf den Ruf: Land!

Die Männer ruderten mit gestreckten, gleichmäßigen Bewegungen. Ihre Frauen und die Kinder kauerten auf dem mit Brettern abgedeckten Teil des Schiffsbodens; täglich einmal kochten die Frauen über dem auf einer Steinplatte brennenden Feuer die Hirse zu dem gedörrten und geräucher-ten Fleisch. Vierzig bis fünfzig Männer mit ihren Familien hatten auf einem Zwölfruderschiff Platz. Die aus vier Schiffen bestehende Flotte Leifs zählte fast zweihundert Krieger; ebenso viele Frauen und eine Menge Kinder drängten sich an Bord der Schiffe. Nach der dritten Woche ihrer Reise, als die Lebensmittel und das Trinkwasser knapp wurden, ließ auch die Kraft der Männer nach.

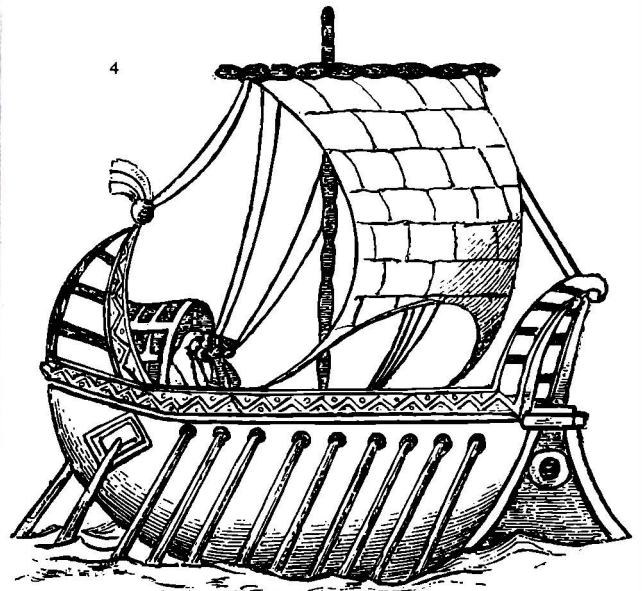
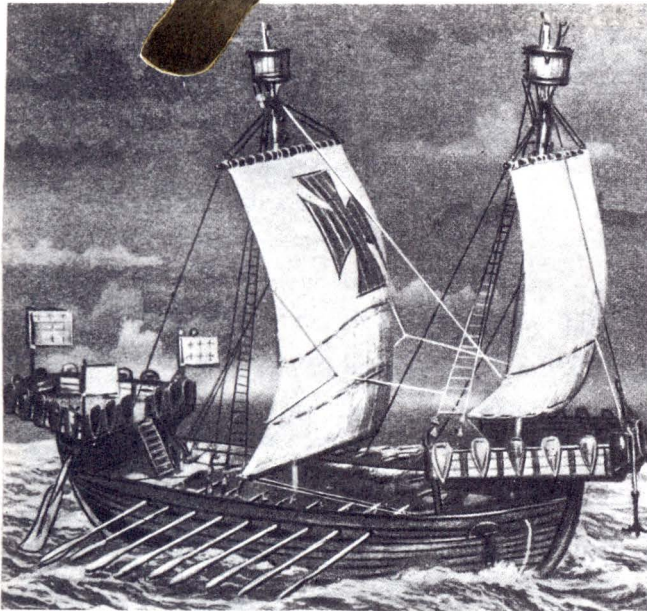
Olaf wußte, daß die letzten Tage des Monats Dezember anbrachen: Während seiner Ordenszeit hatte man ihn im christlichen Kalender unterrichtet, und mit alter Runenschrift vermerkte er die vergehenden Tage auf einem Plankenstück. Leise schnaufend lachte er in sich hinein: „In zwei Tagen ist Weltuntergang...!“

Das war einer der Hauptgründe, warum er im Frühjahr dem Kloster entlaufen war. Die Priester und ihre frommen Getreuen setzten sich zu Beginn des Jahres 999 in den Kopf, daß nach einem biblischen Orakel, von Christi Geburt an gezählt, an der Schwelle des Jahres eintausend das Weltende eintreten wird, der Untergang der Erde und aller auf ihr wohnenden Lebewesen. Im Kloster wurde daraufhin gefastet, und die frommen Mönche reinigten ihre Seele unter nicht enden wollenden Gebeten und allen Arten von Bußen – diese Kasteiung war Olaf zuviel. Er legte die Mönchskutte und seinen Ordensnamen Bruder Benedictus ab, verließ das Kloster, ging zurück zu seinem Stamm und ließ sich auf dem Schiff von Leif Eriksson anheuern.

Und eben an jenem Tag, an dem die Frommen den Alarm der himmlischen Posaunen, die Zerstörung der Welt erwarteten – an jenem Tag er-



1. Rest eines Wikingerschiffes. 2. Bug eines Wikingerschiffes. Der Schiffskörper war aus Eichenplanken zusammengesetzt, die Fugen mit Rindsleder abgedichtet. Auch hier war, wie auf vielen anderen Wikingerschiffen, das Steerruder an der Seite des Bugs angebracht. 3. Normannisches Schiff aus dem 13. Jahrhundert. 4. Segel-Ruderschiff aus dem 9. Jahrhundert



blickte um die Mittagszeit der möwenäugige Olaf einen matten Streifen am Horizont.

Mit festeren, langen Schlägen, in schnellerem Takt tauchten die Ruder ins Wasser, ein günstiger Wind blähte das kleine Segel... Der graue Streifen kam näher. Es war Land. Ein Ufer.

Vinland, Weinland, nannte Leif die große Insel, an der sie zuerst anlegten. Die andere Insel nannte er Markland, Waldland. Und das hinter den beiden Inseln liegende, sich weit hinziehende Festland erhielt nach seinem felsigen Ufer den Namen Helluland, Steinland. So wurde in jenen Tagen, da viele abergläubisch das Weltende erwarteten, zu Beginn des zweiten Jahrtausends, ein neuer, in Europa bis dahin unbekannter Erdteil entdeckt, der nördlichste Teil des heutigen Amerika. Einige Jahrhunderte später bezeichneten die Landkarten Vinland als Neuschottland, Markland als Neufundland und Helluland als Labrador.

Doch bis zu dieser neuen Namensgebung mußte noch vieles geschehen. Genau ein halbes Jahrtausend nach den Wikingern fanden europäische Seefahrer erneut das Festland jenseits des Ozeans, denn die große Entdeckung der Wikinger war sehr bald in völlige Vergessenheit geraten. Leif und seine Leute wußten selbst nicht, was sie gefunden hatten. Sie konnten auch nicht ahnen, daß ihr Landeplatz der Teil eines sich von der Arktis bis zum Süden hin erstreckenden, sich ungeheuer ausdehnenden Kontinents war. Während ihrer Streifzüge waren ihre Väter und auch sie selbst bereits mehrmals an unbekanntem Gestaden gelandet. Hier interessierte sie nur die Beute oder die Möglichkeit der Ansiedlung.

Die Wikinger waren ein eigenartiges Volk. Das seine Abstammung bezeichnende Wort „normann“ bedeutete soviel wie nördlicher Mann. Sie waren Skandinavier, die Vorfahren der heutigen Norweger, Schweden und Dänen. Ihnen schlossen sich einzelne Menschen und auch kleine Gruppen anderer Abstammung an. Sie heirateten, paßten sich ihrer Lebensweise an und verschmolzen so mit dem Seefahrerfolk.

Die Lebensweise der Normannen war unruhig und abenteuerlich: in ihrer nördlichen Heimat lebten sie in Dörfern, doch von diesen ständigen Niederlassungen machten sich von Zeit zu Zeit kühne Wikingerflottillen auf. Sie legten mit ihren Schiffen weite Strecken zurück und kehrten entweder mit Beute beladen nach Hause oder schlugen ihr Lager an fremden Ufern auf, wenn ihnen das besetzte Land als Wohnort geeignet erschien. Berühmt und groß waren ihre Kriegszüge bereits zur Zeit der Völkerwanderungen, als herum-schweifende Stämme durch Mittel- und Südeuropa zogen und das zerfallende Römische Reich durchwanderten. Die Wikinger setzten ihre Irrfahrten und ihre verwegenen Raubzüge jedoch auch später, im 10. und 11. Jahrhundert, fort.

Sie waren gefürchtete Eroberer und Abenteurer. Das ganze Küstengebiet des Atlantischen Ozeans entlang hielten die dort wohnenden Völker ängstlich nach den unerwartet Auftauchenden Ausschau.

Im heutigen Frankreich weist der Name der Normandie auf die dort gebliebenen und sesshaft gewordenen normannischen Eindringlinge hin. Doch sie kamen noch viel weiter, sie drangen bis zum Mittelmeer vor und gründeten auf Sizilien ein normannisches Königreich. Lange Zeit hindurch waren sie nicht nur die Herren dieser großen Insel und eines bedeutenden Teiles von Süditalien, sondern auch der Schrecken der Bewohner auf den nahe gelegenen Küstengebieten. Einzelne Gruppen, die sich vom normannischen Königreich trennten, drangen bis an die griechischen Ufer und bis in die Gebiete von Byzanz vor.

Jene, die nach dem Süden zogen, verschmolzen allmählich mit der einheimischen Bevölkerung. Viele blieben aber im Norden wohnen und führten ihr teils sesshaftes, teils piratenhaftes Leben fort.

In den nur bedingt fruchtbaren, klimatisch ungünstigen Gebieten des Nordens, die zu einem Großteil des Jahres schneebedeckt waren, konnten damals nur wenige Menschen leben; viele zog es von Generation zu Generation in die Ferne.



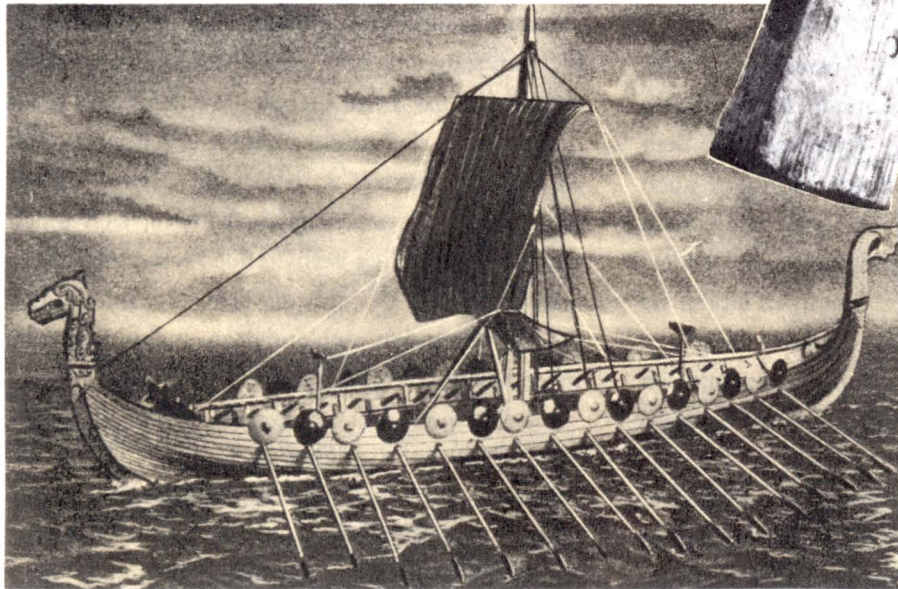
1



2



3



4

1. Aus Fischbein geschnitzte Truhe aus dem 8. Jahrhundert. Um das Bild ist ein Text in der Runenschrift alter nordgermanischer Völker geschnitzt. 2. Normannisches Schiff, das berittene Soldaten befördert. 3. Geschnitzte Galionsfigur der Wikingerschiffe. 4. Wikingerschiff aus dem 4. Jahrhundert

Doch ließen sie sich nur vorübergehend auf dem Festland nieder, ihr wirkliches Zuhause blieb das Schiff.

Das dachlose, einer ausgestreckten Muschel\* ähnelnde Wikingerschiff war ein unfreundliches „Heim“ ohne jegliche Bequemlichkeit. Regen, Schnee und die über Bord schlagenden Wellen durchnäßten die Menschen. Mit den langen Rudern mußten sie hart arbeiten, denn die eigenartig geformten fünfeckigen Segel waren für die Fortbewegung des Schiffes nicht ausreichend.

Die Wikinger, die sich von der Heimat losgesagt hatten, waren mit ihren Flottillen fast immer unterwegs, um ein Fleckchen Erde zu finden, wo sie, von ihrem kärglichen Dasein erlöst, menschlich leben konnten. Das war selbstverständlich nur auf Kosten anderer Völker möglich: denn um selbst mehr zu besitzen, mußten sie anderen Land und Lebensmittel nehmen.

Während ihrer Eroberungs- und Raubzüge erlernten die Wikinger gründlich den Schiffsbau und erwarben sich große nautische Kenntnisse. Im Besitz dieser jahrhundertealten Erfahrungen konnte es dann geschehen, daß zwei Generationen hintereinander (Erik der Rote von den Ufern Norwegens nach Grönland und Leif von Grönland nach Labrador) die ersten Entdecker des amerikanischen Festlandes wurden. Auch Leifs Gruppe wurde auf fremder Erde seßhaft.

Das Leben in den neuen Ansiedlungen war ruhelos. Sie mußten nicht nur mit dem strengen nördlichen Klima, mit den Stürmen und dem kärglichen Boden fertig werden, sondern auch mit den Ureinwohnern der von ihnen entdeckten Küstengebiete, die den Eindringlingen Widerstand leisteten. Mit einzelnen Stämmen lebten sie in unablässiger Feindschaft, andere hingegen schlossen Frieden mit ihnen und trieben mit den aus der Ferne gekommenen Normannen Tauschhandel.

Von den hier Ansässigen hörten die Wikinger auch das mit Fabeln vermischte Gerücht, daß in den südlicheren Gebieten des großen Festlandes

die Sonne wärmer scheine, die Erde reichere Ernte bringe und die Völker im Überfluß und zu Frieden lebten.

Das waren verlockende Gerüchte... Die Bewohner der felsigen Ufer erwähnten diese fernen Märchengebiete so oft, daß die ruhelosen normannischen Ansiedler zusammentraten und neue Schiffe mit der traditionellen langen Ruderreihe bauten, auf dem Mast das althergebrachte fünfeckige Wikingersegel aufzogen und wieder zur See fuhren, um die reichen südlichen Gebiete aufzusuchen.

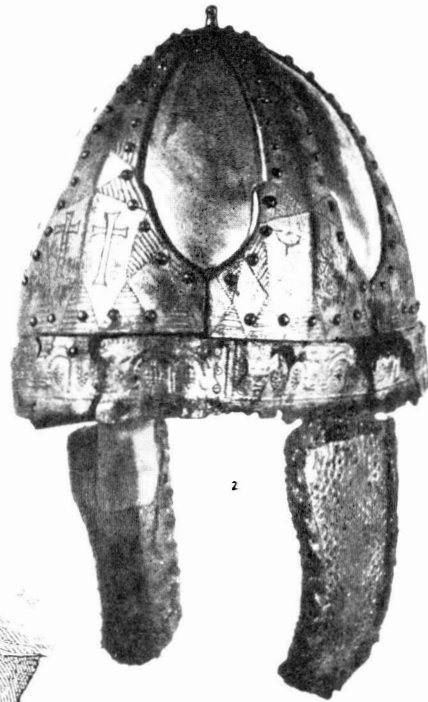
Damals begann Leifs Bart bereits zu ergrauen, auch Olaf Haraldsson war kein zwanzigjähriger Jüngling mehr, sondern ein Mann im besten Alter, ein Familienoberhaupt. Hatten sie doch gut zehn Jahre an den Ufern von Helluland zugebracht, ehe sie sich dazu entschlossen, den neuen Wanderweg zu wagen.

Olaf blickte jetzt im Bug des Schiffes nicht mehr nur nach vorn, er gab auch ständig auf die rechte Seite Obacht; da sie am Ufer entlang nach Süden fahren wollten, durften sie sich nicht über Sichtweite hinaus vom Festland entfernen.

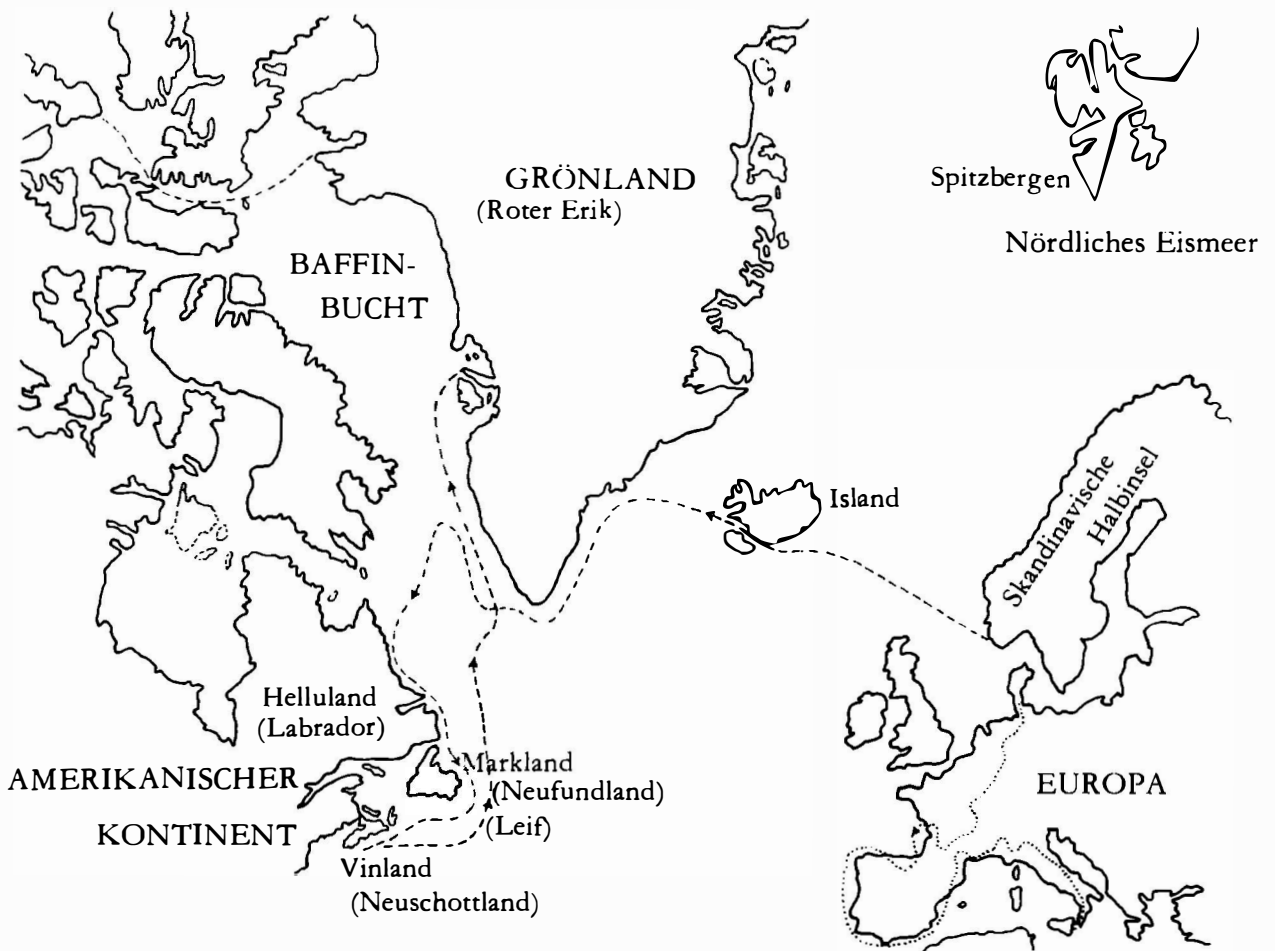
Die Luft erwärmte sich stetig, und die Wälder entlang des Ufers begannen sich zu verändern: unter die nördlichen Nadelbäume und Riesenfichten mischten sich bereits Eichen und andere, ihnen unbekannte Laubbäume. Später wurden die Fichten seltener, und große Laubbäume überwucherten das neue Gebiet. Wenn sie an Land gingen, um Trinkwasser zu holen und ihren Vorrat an frischem Fleisch zu ergänzen, stießen sie auf unbekannte Tierarten. Braunhäutige, sich ihnen gegenüber feindlich verhaltende Menschen huschten durch den Urwald; sie schossen mit Pfeilen auf die Fremden, schleuderten ihnen Steinaxte hinterher und warfen spitze Wurfspieße.

Die Wikinger aber segelten weiter, den märchenhaften südlichen Gefilden zu...

Hier enden eigentlich die verbürgten historischen Fakten. Die weitere Geschichte über die Abenteuer der amerikanischen Wikinger geht



1. Normannischer Reiter in voller Kriegsausrüstung. 2. Aus gehämmerten Platten zusammengefügt normannischer Helm aus dem 5. Jahrhundert. 3. Skizze der abenteuerlichen Wege der Wikinger. Die gestrichelte Linie zeigt die Hauptrichtung der Wikingerschiffe, die punktierte, zum Teil über das Festland führende Linie ist der Weg der nach Südeuropa vordringenden normannischen Scharen



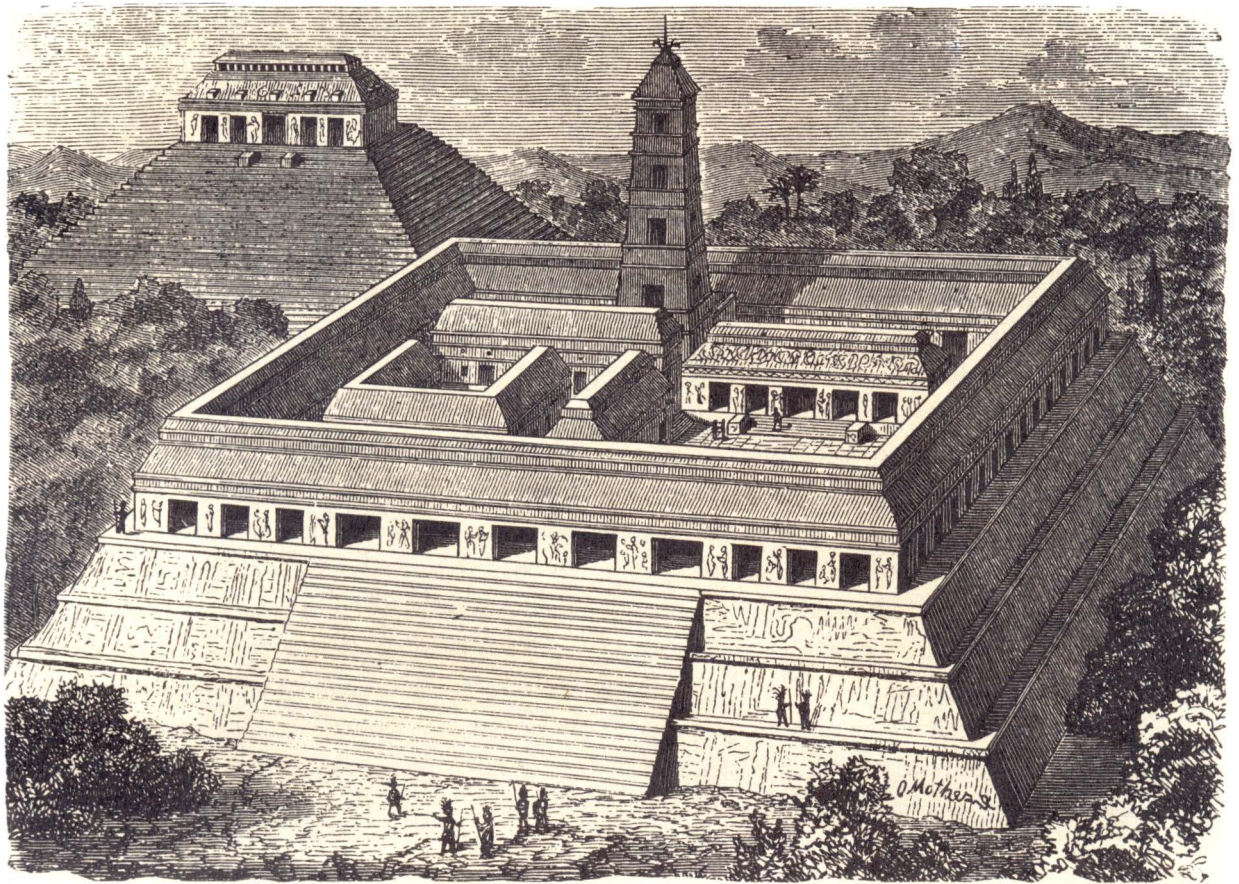
schon in die nicht überprüfbare Sagenwelt über. Aus den verworrenen Anspielungen in den Gesängen und Märchen kann nur gefolgert werden, daß Leif und seine Nachkommen Glück auf ihrer Fahrt hatten und das ersehnte reiche Land in den warmen südlichen Gebieten fanden. Ihr weiteres Schicksal verliert sich jedoch im Nebel der Sagen.

Wenn nur ein Fünkchen Wahrheit in diesen Sagen steckt, dann kamen einzelne Gruppen der kühnen normannischen Seefahrer bis an die Küsten Mittelamerikas, wo sich bereits zu damaliger Zeit große Reiche herauszubilden begannen. Dorthin also, wohin die Europäer nach der Entdeckung Amerikas erst fünfhundert Jahre später gelangten.

Unmöglich ist es nicht. Denn wenn andere normannische Schiffe viel früher bis nach Sizilien gelangten, dann war es auch Leifs Schiffen möglich, das kaum 15 bis 20 Breitengrade südlicher gelegene Mexiko zu erreichen.

Und stimmt es nicht nachdenklich, daß die Spanier, als sie zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Mexiko eindringen, von den Ureinwohnern abergläubische Märchen über den bärtigen weißen Gott hörten, der vor vielen hundert Jahren auf einem weißflügeligen Schiff eingetroffen war und hier unter dem braunen Volk gelebt hatte, dann fortging und einmal sicherlich zurückkehren wird...





1. Rekonstruiertes Bild eines Palastes, der von den Tolteken vor der Herrschaft der Azteken erbaut wurde. 2. Statue des mexikanischen Kriegsgottes Huitzilopochtli. Die Abbilder des Gottes sind gewöhnlich aus schwarzem oder giftgrünem Stein gehauen. 3. Diese bemalte irdene Götterstatue entstand ungefähr im 6. Jahrhundert (u. Z.). Sie stammt aus einer Zeit, die der Kultur der mexikanischen Azteken weit vorausgeht



## LEBEN AUF EINEM ANDEREN KONTINENT

Sonderbare Völker lebten in den großen mittel-amerikanischen Reichen ein uns fremd anmutendes Leben.

Von der Urgeschichte dieser Völker wissen wir auch heute noch wenig, und ihre Vergangenheit zu erkunden wird dadurch erschwert, daß die spanischen Eroberer im 16. Jahrhundert nicht nur die Menschen in Massen ermordeten; sie richteten auch ungeheure Verwüstungen an Gebäuden und Schriftdenkmälern an. Die mit den Expeditionsschiffen aus Europa eintreffenden Priester vernichteten in ihrem Fanatismus sogar alle religiösen Schriften, Aufzeichnungen und Urkunden, die ihnen in die Hände gerieten.

Die Geschichtsforschung vermochte dennoch mit Hilfe der vergleichenden Sprachwissenschaft und anderer Wissenschaftszweige ziemlich sicher die Herkunft der Ureinwohner des amerikanischen Kontinents zu bestimmen.

Vor Zehntausenden von Jahren streiften Menschenhorden auf der Erde. Sie flohen vor dem Hunger, der Kälte und den mächtigeren Horden und suchten eine Gegend, wo es mehr Nahrung gab und wo sie ein sichereres und nicht so armseliges Leben führen konnten. Über diese Wanderungen gibt es keine zuverlässigen Aufzeichnungen. Aus den Gleichnissen und Symbolen des ältesten Sagengutes, anhand von Gebrauchsgegenständen, die durch Ausgrabungen zum Vorschein kamen, aus sprachwissenschaftlichen Angaben, aber auch anhand anderer Mittel versucht die Wissenschaft, die Wahrheit über die ferne dunkle Vergangenheit zu ergründen.

Ziel der mannigfaltigen Wanderungen war zwar die Suche nach besseren Lebensbedingungen, doch ein bestimmtes Ziel konnten sie nicht haben. In der Urzeit waren den umherstreifenden Sippen und Stämmen die fernen Gebiete, denen sie zustrebten, unbekannt. Hunderterlei zufällige und

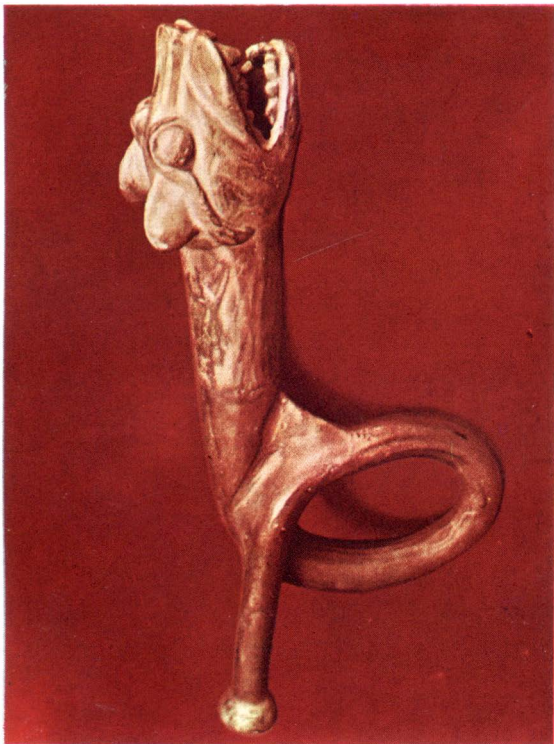
natürliche Hindernisse, die Verfolgung einer Hirschherde, das Auftauchen eines Feindes zum Beispiel, veränderten ihre Wegrichtung. Und heute sind die Hauptrichtungen ihrer Wanderungen nur schwer zu erkennen.

Sehr wahrscheinlich ist, daß in längst vergangenen, vergessenen Zeiten ein starker Menschenstrom aus den nördlichen Gebieten Asiens nach Osten zog. Die Wissenschaftler stimmen ausnahmslos darin überein, daß über die schmale Beringstraße in einer vielleicht Jahrtausende währenden Wanderschaft jagende und fischende, Land und ein besseres Leben suchende Horden von Europa und Asien auf das amerikanische Festland gelangten. Sie besiedelten den neuen Kontinent allmählich, drangen in die wärmeren Gebiete vor und bevölkerten den heute als Amerika bezeichneten Erdteil.

Bei der nach dem großen Entdecker des 18. Jahrhunderts, nach Bering, benannten schmalen Meerenge befand sich die wichtige und immer wieder benutzte Übergangsstelle, da hier der Abstand zwischen dem eurasischen und dem amerikanischen Festland am geringsten ist. Und nur jenen Stämmen gelang es hinüberzukommen, die diesen geeigneten Punkt fanden; die anderen blieben in Asien oder kamen um, wenn sie das Meer an einer ungeeigneten Stelle zu überqueren versuchten. Mit ihren primitiven Schiffen und Flößen, ohne entsprechende Ausrüstung und Lebensmittelreserve überstanden sie einen längeren Seeweg nicht. Die andere schmale Meeresstraße, die zwei Kontinente voneinander trennt, zwischen Grönland und Labrador, wurde den Menschen erst sehr viel später zugänglich. Um sie zu überqueren, waren schon jene mit umfangreichem Fachwissen gebauten Schiffe und die seemännischen Kenntnisse der Wikinger notwendig. Und es mußten erneut fünfhundert Jahre vergehen, bis

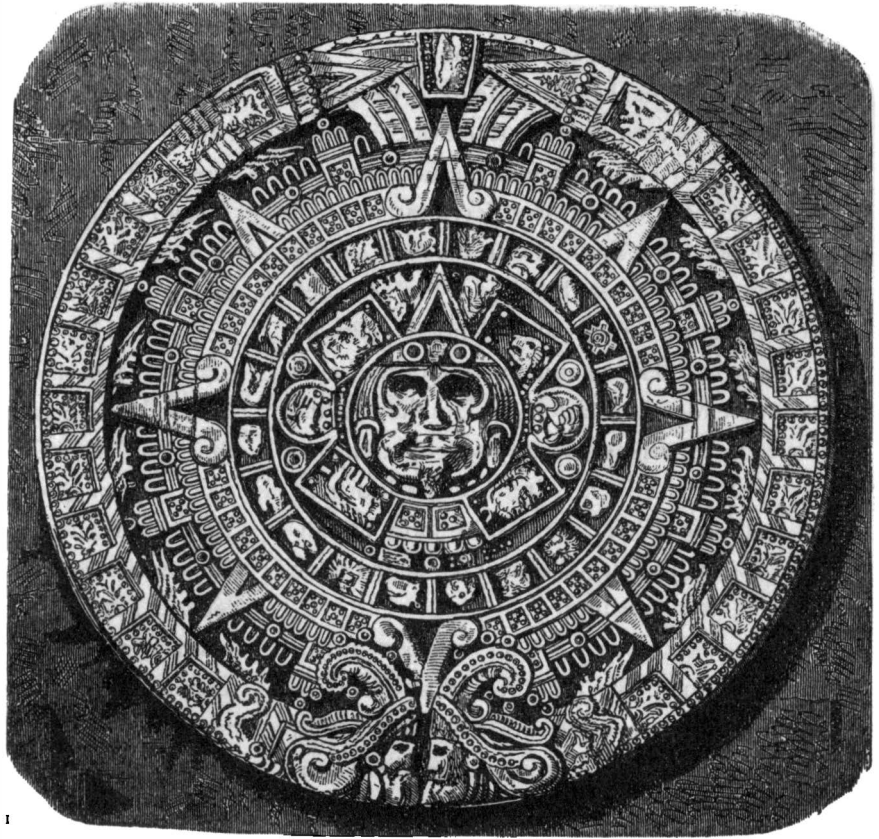


1. Landung der Spanier auf der Halbinsel Yucatán; Kampf und Unterhandlung mit den Indios. Farbiger Kupferstich aus einem 1594 erschienenen Buch. 2. Geschnitztes peruanisches Horn; ein Musikinstrument, das die Gläubigen in den Tempel oder die Krieger zum Kampf rief. 3. Aztekische Bilderhandschrift aus der Zeit der Eroberung Mexikos. Neben den Bilderzeichen zeitgenössischer erklärender spanischer Text



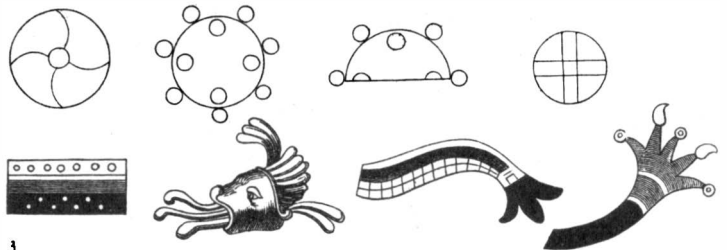


1. Zeichnung von einem Kalenderstein, auf dem die Details gut erkennbar sind. 2. Aztekischer Kalenderstein mit der symbolischen Darstellung der Monate. 3. Alte mexikanische Bilderschriftzeichen. Obere Reihe von links nach rechts: Tag, Nacht, Mitternacht, Jahr; untere Reihe: Himmel, Luft, Erde und Wasser. 4. Büste einer mexikanischen Priesterin

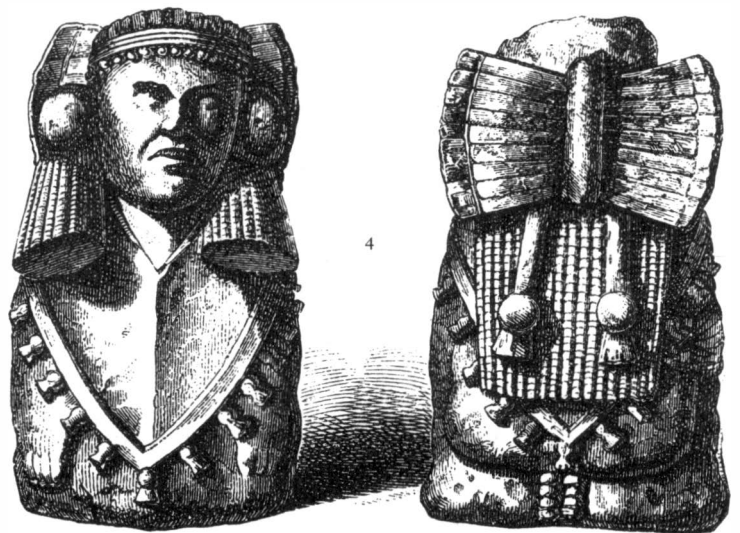


1

2



3



4

die europäischen Schiffe von den spanischen Küsten nach Mittelamerika segeln konnten.

Auf dem Gebiet des heutigen Mexikos, der Halbinsel Yucatán, Guatemalas, Perus und anderer mittelamerikanischer Länder fanden die Europäer organisierte und auf einer hohen Zivilisationsstufe stehende Reiche. Die Architektur, die Astronomie und die Technik der Aufbereitung von Metallen standen auf einem überraschend hohen Niveau. Das Eisen kannten sie zwar nicht, doch verarbeiteten sie andere Metalle meisterhaft. Die alten Staatsgebilde Mittelamerikas zeichneten sich durch eine hohe und an wertvollen Gütern reiche Indianerkultur aus. Die Werke der Gold- und Metallschmiedekunst und der Bildhauerei finden auch heute noch Bewunderung.

Die altmexikanischen Völker besaßen ausgeprägte Religionen. Sie huldigten ihren Göttern auch durch Menschenopfer. Menschliches Blut regte die Kraft der Sonne an, verjügte die Natur, mache den Boden fruchtbar, ließ es regnen – so glaubte man jedenfalls.

Die spanischen Eroberer kamen auf dem Gebiet des heutigen Mexikos zum erstenmal mit dem *Reich der Azteken* in Berührung. Das Volk der Azteken lebte unter der Herrschaft von Königen, die göttliches Ansehen genossen. Ihr gesellschaftliches Leben war – ähnlich den Stammesordnungen in anderen Erdteilen – untrennbar mit dem religiösen Leben verflochten. Ihre Religion war ein schwer zu durchschauender Vielgötterglaube, in dem neben wichtigen Hauptgöttern einige hundert kleinere Gottheiten existierten. Die Priester waren hohe staatliche Würdenträger.

Der Gott des Krieges war Huitzilopochtli oder in anderer Schreibweise Vitzliputzli. (Die Aussprache und Transkription der alten mittelamerikanischen Namen und Wörter war sehr unterschiedlich. Wir finden in verschiedenen Sprachen und Epochen jeweils andere Formen vor. Die Sprache dieser Völker, die Aussprache ihrer Vokale, unterschied sich stark von denen in Europa. So ist es besonders schwer festzustellen, wie die

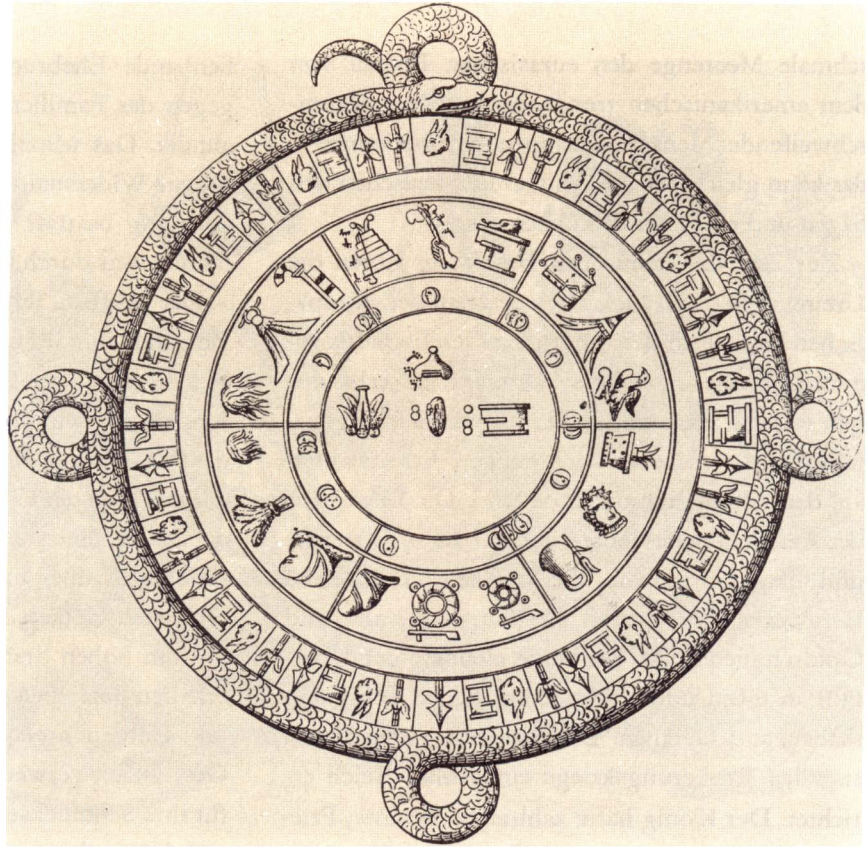
einzelnen Wörter und Namen ausgesprochen wurden. Die meisten kamen über das Spanische zu uns.) Die in schwarze oder grüne Steinblöcke gehauenen Abbilder jener Kriegsgötter zeigen furchterregende Ungeheuer.

Dem blutigen Kriegsgott gegenüber finden wir im Glauben der Azteken eine andere Hauptgotttheit in Quetzalcoatl (Kecalkouatl), der Gefiederten Schlange, die Verkörperung der Gutmütigkeit und der Menschlichkeit. Diesen Gott übernahmen die aztekischen Priester aus der Göttersage des vor ihnen auf dem Gebiet Mexikos lebenden Volkes der *Tolteken*. Quetzalcoatl lehrte die Menschen die Bearbeitung des Bodens, der Metalle und auch die Regeln der Staatsgründung und des Zusammenlebens. Man sprach von ihm als einem großen, hellhäutigen Mann, der einen langen, gewellten Bart trug. Auf Grund der äußeren, von der mexikanischen Urbevölkerung stark abweichenden Personenbeschreibung stellten einzelne Wissenschaftler die Hypothese auf, daß wir hinter der Legende von Quetzalcoatl das Auftauchen und spätere Verschwinden der in dieser Richtung herumschweifenden ehemaligen Wikinger vermuten können.

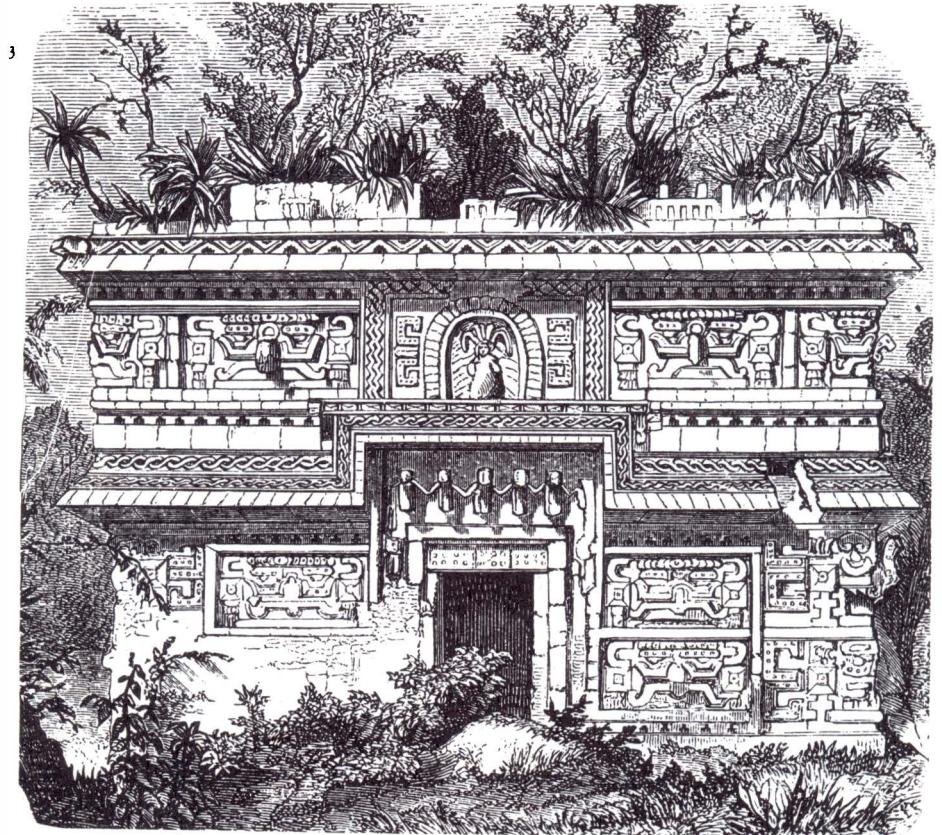
Die von den Göttern erzählenden Geschichten und Sagen, in denen von der Erschaffung der Welt berichtet wird, zeigen eine gewisse Ähnlichkeit mit den Mythen und den alten Schöpfungsgeschichten der mittelöstlichen und der europäischen Völker. Selbstverständlich darf man daraus keine irreführenden Schlüsse ziehen. Denn es ist ziemlich sicher, daß die Ahnen der Völker Mittelamerikas bereits vor Zehntausenden von Jahren über die nördliche Meerenge nach Amerika herübergewandert sind: So konnten sie die weitaus später entstandenen Göttersagen selbstverständlich nicht mitgebracht haben. Aber die gesellschaftliche Entwicklung vollzog sich hier nach gleichen Gesetzen, und die sich ähnelnden Verhältnisse der Klassengesellschaft brachten ähnliche religiöse Vorstellungen hervor. Und es ist ebenfalls nicht ausgeschlossen, daß im Norden, wo nur die



1



2



3

1. Aztekischer geschmiedeter Silberring in Vorder- und Seitenansicht. 2. Ein „Kalenderkreis“ der mexikanischen Zeitrechnung. Die 52 Bilder des äußeren Ringes stellen den 52 Jahre umfassenden Zyklus dar; die 18 Bilder des mittleren Ringes sind wahrscheinlich die Zeichen für das aus 18 Monaten – 365 Tagen – bestehende Jahr. 3. Teilansicht eines Maya-Tempels in der Stadt Chichén Itzá auf Yucatán

schmale Meerenge den eurasischen Erdteil von dem amerikanischen trennt, auch später herum-schweifende Menschengruppen herüberkamen – das kann gleichfalls die Ähnlichkeit zwischen den Sagen und einzelnen Bräuchen erklären.

Zur Zeit der spanischen Besetzung lebten die Ureinwohner von Mexiko in einer an den europäischen Fudalismus erinnernden Gesellschaftsordnung. Aber neben Handwerkern und Ackerbauern gab es auch Sklaven, in der Mehrzahl Kriegsgefangene, deren Leben nach einigen Arbeitsjahren auf dem Opferaltar ein Ende fand. Die Bewohner des Aztekenreiches lebten von der Landwirtschaft und dem Gartenbau. Sie besaßen ertragreiche Bergwerke und waren berühmte Metall- und Goldschmiede. Die Eroberer blendete der Überfluß an Gold und Edelsteinen, feinen Schmucksachen und Gefäßen. Die Azteken hatten durch ständige Eroberungskriege ein großes Reich errichtet. Der König hatte zahlreiche Beamte, Priester und Krieger.

Dieses starke, nach militärischen Regeln aufgebaute Staatswesen konnte jedoch nicht verhindern, daß unterjochte Volksstämme von Zeit zu Zeit Aufstände entfesselten; diese Bewegungen wurden von den Mitgliedern der Kriegerkaste erbarmungslos und blutig niedergeschlagen.

Die Macht des Königs erstreckte sich über das ganze Reich. Die einzelnen Landesteile, die Provinzen, wurden von Männern regiert, die mit königlicher Befugnis ausgestattet waren. Auch zur Zeit der spanischen Eroberungen kam es vor, daß sich der eine oder andere der Mächtigen gegen den Herrscher auflehnte. Die zahlenmäßig kleine spanische Streitmacht konnte das mächtige Reich während kurzer Zeit nur erobern, weil sie diese inneren Unruhen ausnutzte und sich mit den auf-rührerischen Volksstämmen und den nach größerer Macht strebenden Landesherren verbündete.

Die Rechtsprechung der Azteken war außerordentlich streng. Für sehr viele Vergehen wurden die Todesstrafe und schwere körperliche Züchtigungen verhängt. Verschulden gegen die Fami-

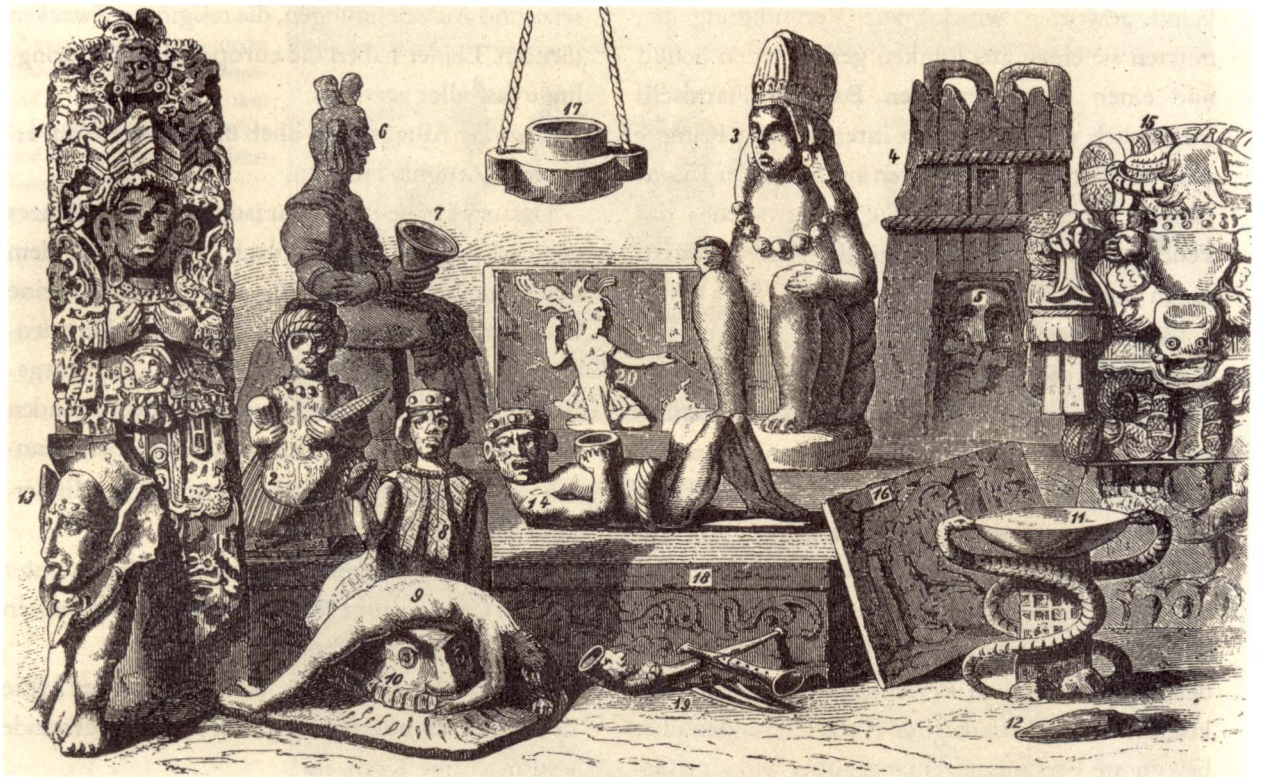
lienbande, Ehebruch und Auflehnung der Kinder gegen das Familienoberhaupt wurden streng geahndet. Das winzigste Aufbegehren und der geringste Widerstand der Armen oder Sklaven wurde blutig bestraft. Der Verlauf des Gerichtsverfahrens war durch Gesetze genau vorgeschrieben.

Der Aufbau ihrer Gesellschaftsordnung, ihre Bräuche, ihre Religion und ihre Gerichtspraxis zeigen gleichermaßen, daß in Mexiko – und besonders in den mittelamerikanischen Reichen – die Priester- und Militärkaste, mit einem aus einer der mächtigsten Familien gewählten Herrscher an der Spitze, eine strenge und erbarmungslose Militärdiktatur über das Volk, die Bevölkerung der eroberten Gebiete und die Sklaven ausübte.

Vom hohen Stand des Handwerks zeugen die erhalten gebliebenen Skulpturen, Schmucksachen und Gebrauchsgegenstände. Oft und mit feinem Geschmack verwendeten sie farbige Vogelfedern für ihre Schmuckstücke; Kopfputz und ganze Gewänder fertigten sie aus vielfarbigen, zu einem Gewebe verarbeiteten Federn an. Sie schätzten auch das Gold, doch bei weitem nicht in einem solchen Maße wie die in ihr Land eingedrungenen europäischen Abenteurer. Ihre mathematischen Kenntnisse mußten von sehr hohem Niveau gewesen sein. Davon zeugen ihre mächtigen, oftmals fünf- bis sechsstöckigen, gut konstruierten Gebäude. Die Azteken kannten auch einen Kalender und teilten das Jahr in 365 Tage.

Sie kämpften oft mit den Nachbarvölkern, doch können wir bei ihnen nicht im europäischen Sinne von einer Kriegskunst sprechen. Das aufmarschierte Heer bemühte sich, den Gegner durch einen Massenangriff, durch den Kampf Mann gegen Mann, zu besiegen. Mit Ausnahme einiger primitiver Kriegslisten begegneten sie den ihnen entgegentretenden Spaniern nicht mit planmäßigen Kampfmanövern. Ihre Bewaffnung bestand aus einem Schwert, das aus geschliffenem Stein gefertigt wurde, einer Lanze mit Metallspitze, einem Wurfspeer und einer Steinschleuder. Außerdem hatten sie ein Netz, das im Kampf auf den





1-19

20

Mexikanische und mittelamerikanische Götterstatuen und kirchliche Gegenstände: 1. Mittelamerikanische Götzensäule. 2. Aztekische Göttin der Fruchtbarkeit. 3. Gottheit der unterirdischen Kräfte und Erdbeben. 4. Altar des Hausgottes in einem Tempel. 5. Gott der Stille. 6. Götterstatue mit einer Schale in der Hand (7), die zur Aufnahme des Blutes des Opfers diente. 8. Der das Menschenopfer darbringende Priester, im roten Mantel, mit dem Obsidianmesser in der Hand; vor ihm der Altarstein (10) mit dem Opfer (9). 11. Altarstein. 12. Opferrmesser. 13. Götterstatue in der Gestalt eines Ungeheuers. 14. Gott des Trunkes und des Rausches. 15. Säule der Göttin des Todes. 16. und 20. Zwei andere Darstellungen der Gottheit der Erdbeben. 17. Räuchergefäß für Kultzwecke. 18. Grabstein mit Symbolen des Todes. 19. Tempel-Blashörner. 21. Fragmente einer mexikanischen Bilderhandschrift



Feind geworfen wurde; zur Verteidigung benutzten sie einen aus Ranken geflochtenen Schild und einen dicht gewebten Baumwollharnisch. Vergeblich war der Einsatz ihrer riesigen Kampfscharen. Der spanische Degen aus Stahl, der Eisenpanzer, besonders jedoch die Feuerwaffen – das Feuerrohr, die Kanone – und die Reiterei waren ihnen überlegen.

Ihre Aufzeichnungen haben die Azteken mit Hilfe einer sehr schwer verständlichen Schreibweise verfertigt. Auf diesem Gebiet erreichten sie keine hohe Entwicklungsstufe, sie kannten weder eine Buchstabenschrift noch Silbenzeichen. Sie verwendeten komplizierte Wortzeichen und Begriffsbilder, die die Übermittlung der Gedanken sehr ungenau machte; und nur wenige konnten schreiben und lesen lernen. Trotz allem wurden, den zeitgenössischen Berichten zufolge, im aztekischen Reich chronikartige Aufzeichnungen über bestimmte Ereignisse gemacht; über wichtige Ge-

setze und Aufzeichnungen, die religiösen Zwecken dienten. Leider haben die europäischen Eindringlinge fast alles zerstört.

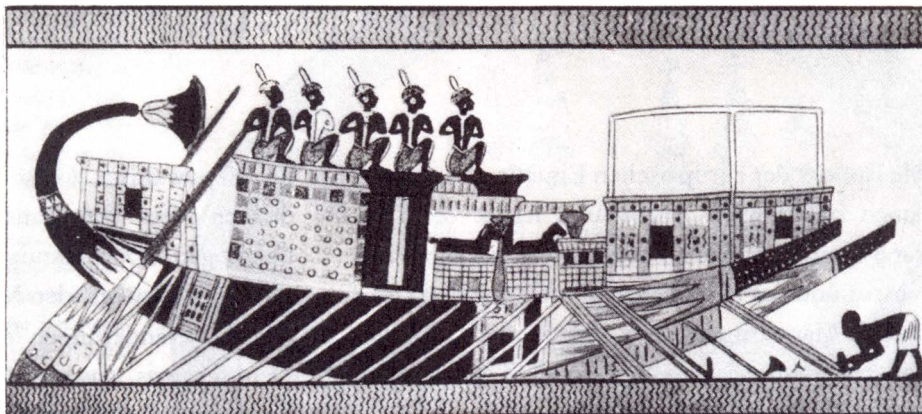
Über ihr Alltagsleben blieb uns kaum ein zuverlässiges Zeugnis erhalten.

Das aztekische Reich war isoliert und als Ganzes ziemlich abgeschlossen. Nach Norden, auf dem heutigen Gebiet der USA, gab es damals keine bedeutendere Staatsorganisation, nur Nomadenstämme durchstreiften die Ebenen, die ausgedehnten Wälder und Gebirge. Im Süden befanden sich zwar ähnlich organisierte Reiche, doch trennten sie schwer überwindbare natürliche Hindernisse voneinander.

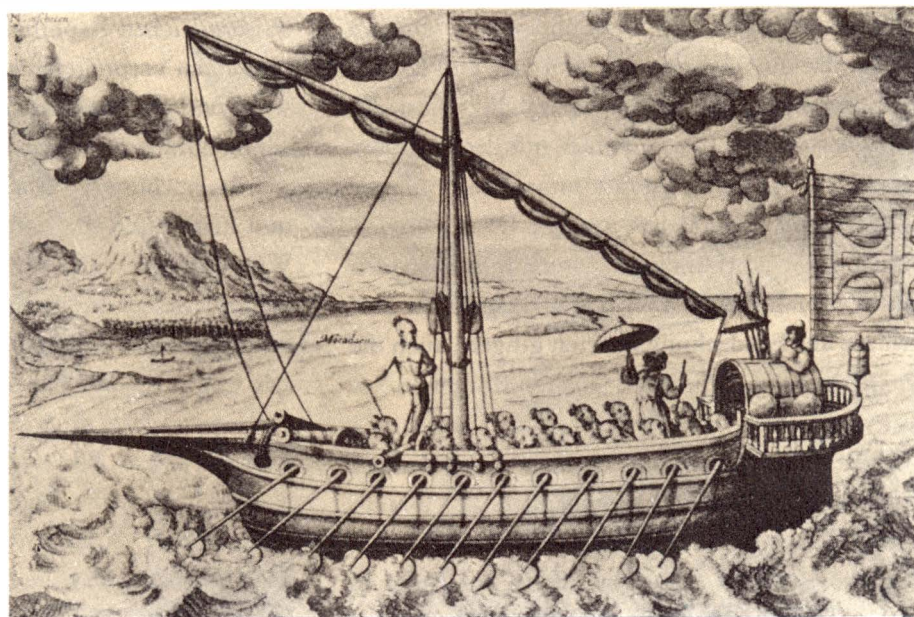
In Kriegszeiten bezwangen die Heere unter Mühen Gebirge und Wälder. In friedlichen Jahren gab es kaum Beziehungen.

In diese abgeschlossene Welt brach in der Mitte des 16. Jahrhunderts völlig unerwartet eine fremde und mächtige Kraft ein.

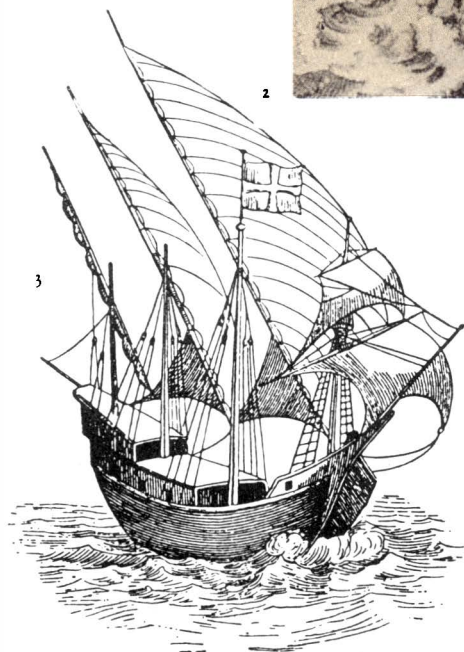
1. Altägyptisches Lastschiff.
2. Portugiesische Galeere vor der Malabarküste.
3. Leichtes Segelschiff - Karavelle - aus dem 15. Jahrhundert.
4. Ägyptisches Schiff aus der Mitte des 4. Jahrtausends v. u. Z.



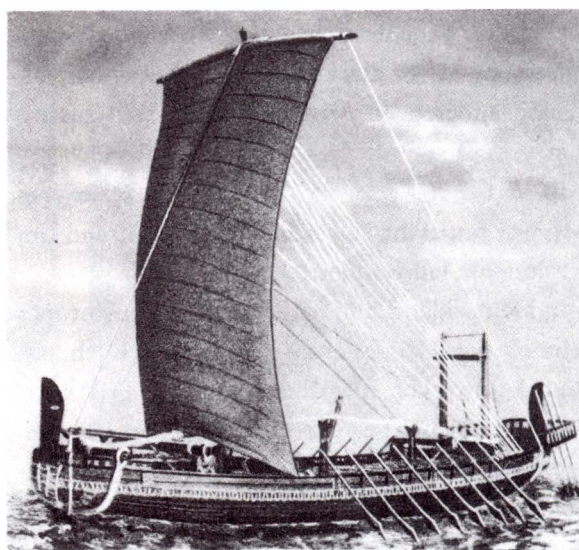
1



2



3



4

## DAS ZEITALTER DER ENTDECKUNGSREISEN

Die Epoche der europäischen Einfälle, der gewalt-samen bewaffneten Eroberung, leitete die Lan-dung einiger Schiffe an den mittelamerikanischen Küsten und das Auftauchen von ein paar Dutzend weißen Männern ein. Eine Handvoll entschlosse-ner Abenteurer hatte sich auf den Weg gemacht, unbekannte Gegenden zu erforschen und dort Fuß zu fassen.

Es ist verständlich, daß wir über die Geschichte der Entdeckungsfahrten, die von unserem Konti-nent ausgingen, am besten unterrichtet sind. Es wäre aber ein Irrtum zu glauben, nur die Europäer hätten der Anziehungskraft unbekannter ferner Länder nicht widerstehen können.

Schon vor Jahrhunderten, ja vor Jahrtausenden gab es Seefahrer, die von den afrikanischen Kü-sten aus auf Entdeckungsfahrten gingen; auch die Polynesier waren mit ihren leichten Booten in See gestochen, und – so sonderbar es auch klingen mag – sogar Männer aus dem Fernen Osten wollten Europa entdecken. Der unwiderstehliche Drang, ferne Länder, Unbekanntes kennenzulernen, aber auch die Goldgier hatten zu allen Zeiten und in aller Welt kühne Männer veranlaßt, auf Abenteuer auszugehen.

Diese verwegenen Fahrten, von der Geschichts-schreibung als Entdeckungsreisen bezeichnet, fal-len mit anderen historischen Ereignissen zusam-men.

*Wann war das große Zeitalter der Entdeckungsrei-sen?* Vor ungefähr einem halben Jahrtausend; im 15. und 16. Jahrhundert.

In Deutschland und anderen Ländern Europas dehnten sich Handel und Gewerbe erheblich aus. Die Handwerker spezialisierten sich. Das wirt-schaftliche Leben gestaltete sich um: Immer mäch-tigere Kaufmannsgilden entstanden, und aus den kleinen Geldwechselgeschäften früherer Zeiten wurden große Banken, die bereits dem König

Kredit gewährten. Ganz Europa wurde von einem dichten Netz von Handelsstraßen und -plätzen überzogen. Der Kapitalismus gewann Gestalt. Auch im Denken der Menschen traten grundle-gende Veränderungen ein: An die Stelle eines Denkschemas, das auf dem christlichen Glauben und der Philosophie des frühen Mittelalters be-ruhte, trat die Forderung nach Freiheit und wis-senschaftlichen Experimenten. Zwei epochale Er-findungen verbreiteten sich stürmisch: die Feuer-waffe und der Buchdruck. Die Macht der tausend Jahre hindurch herrschenden römischen Kirche wurde erschüttert: Glaubensreformer traten auf und kritisierten die katholische Kirche und ihre Würdenträger. Das städtische Bürgertum er-kämpfte sich in den meisten europäischen Ländern immer größere Rechte, und die Bauern wehrten sich gegen feudale Lasten.

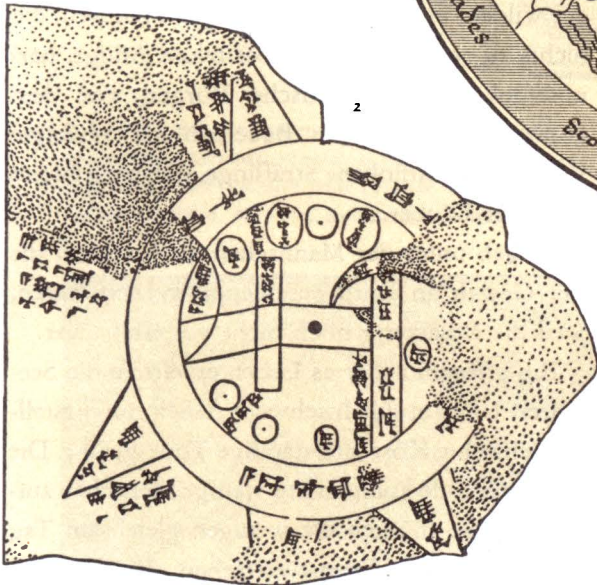
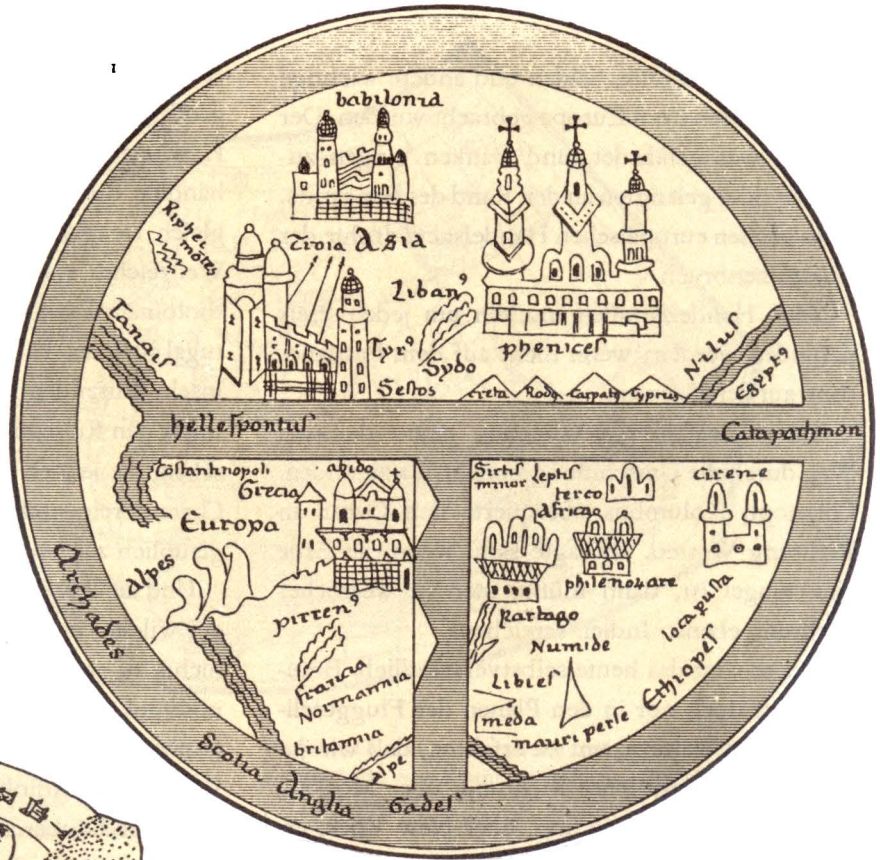
*Warum nahmen die großen Reisen und Entdeckungen gerade in diesem Zeitraum zu?*

Geld verschaffte Macht und Ansehen. Reiche Städtebürger, Adel und Geistlichkeit verlangten nach kostbaren Textilien, Teppichen, Edelsteinen, Perlen, Gewürzen, Duft- und Farbstoffen, also jenen Luxusgütern, die aus Indien und China ka-men. Kaufleute aus Venedig und Genua bezogen jene Produkte meist durch die Vermittlung ara-bischer Händler und verkauften sie zu hohen Preisen auf den westeuropäischen Märkten.

Aber die Araber verlangten als Äquivalent für die Waren Edelmetalle. Mit zunehmender Produk-tion und erweitertem Handel nahmen Gold und Silber in Europa ab. Der Geldmangel wurde bald spürbar.

Noch schwieriger wurde die Lage nach 1453. In diesem Jahr besetzten die Türken Konstanti-nopel; damit gelangte der Schlüsselpunkt des nah-östlichen Handelsweges in ihre Hand. Sie ver-sperrten den Landweg, auf dem die kostbaren

1. Weltkarte aus dem 11. Jahrhundert; oben ist Asien, unten links Europa, rechts Afrika zu sehen und zwischen den drei Erdteilen pfeilgerade die Meeresküsten. 2. Babylonische Weltkarte. Die Erde ist eine flache Scheibe, in der Mitte Babylon und die Quelle des Euphrat; die Weltaisbe ist von einem großen Weltmeer umgeben. 3. Schiff mit drehbaren Radschaukeln aus dem 15. Jahrhundert. Das schwerfällige, kleine Boot wurde nicht für Seefahrten benutzt. 4. Weltkarte in einem Kodex aus dem 13. Jahrhundert; in den Mittelpunkt der Erde stellte der Zeichner Jerusalem, die Heilige Stadt



Gewürze, Farbstoffe, Seiden und andere wichtige Handelswaren nach Europa gebracht wurden. Der Handel war gefährdet, und Banken gingen zugrunde oder gelangten an den Rand des Bankrotts. Dem großen europäischen Handelsnetz drohte der Zusammenbruch.

Neue Handelsstraßen mußten um jeden Preis gefunden werden; wenn nicht auf dem Festland, dann auf dem Seeweg.

Einige Seefahrer versuchten, einen direkten Weg durch die Umschiffung von Afrika zu finden. Christoph Kolumbus überquerte den Ozean in Richtung Westen. Er sagte sich, wenn die Erde eine Kugel ist, dann müßte man in westlicher Richtung ebenso Indien erreichen.

Uns scheint das heute selbstverständlich. Brauchen wir doch nur in den Plänen der Fluggesellschaften zu blättern, um zu erfahren, daß wir Japan ebenso in östlicher Richtung, über Moskau, wie in westlicher Richtung, über New York, erreichen können.

Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß vor einem halben Jahrtausend noch hochangesehene Wissenschaftler behaupteten, die Erde sei eine Scheibe und der Reisende, der bis an ihren Rand gelange, könne „seine Beine ins Nichts hinunterhängen lassen“. Großen Mut bewies daher, wer den neuen Lehren glaubte.

*Was waren das für Menschen*, die solche Fahrten unternahmen? Sie verließen das europäische Festland mit ungenauen Instrumenten und Landkarten. Sie durchquerten mit zerbrechlichen Schiffen den unbekanntem Ozean.

Es waren zweifellos keine Durchschnittsmenschen. Unter ihnen gab es wissenschaftlich hochgebildete und vom Forscherdrang besessene. Zu ihnen gehörten Christoph Kolumbus und Fernão de Magalhães, der erste Weltumsegler. In den Reihen der großen Entdecker finden wir Feldherren, wie zum Beispiel Ferdinand Cortez. Aber auch unbarmherzige Räuberkapitäne, die keine moralischen Grenzen kannten, wie Francisco Pizarro und Diego Almagro. Unter ihnen gab es sowohl

religiöse Fanatiker, wie Franz Xaver, oder die großen englischen Entdecker Francis Drake, John Hawkins und ihre Gefährten als auch Sklavenhändler, die zu allem bereite Abenteurer und zugleich treue Diener des entstehenden britischen Weltreiches waren. Geschäftsreisende, wie Bartholomäus Diaz und Vasco da Gama, die für Portugal auf jeden Fall den zu den ostindischen Schatzinseln führenden Weg entdecken wollten. Es gab unter den Reisenden die unterschiedlichsten Menschen, die jedoch alle über gemeinsame, wichtige Charaktereigenschaften verfügten: sie waren unglaublich zäh und willensstark.

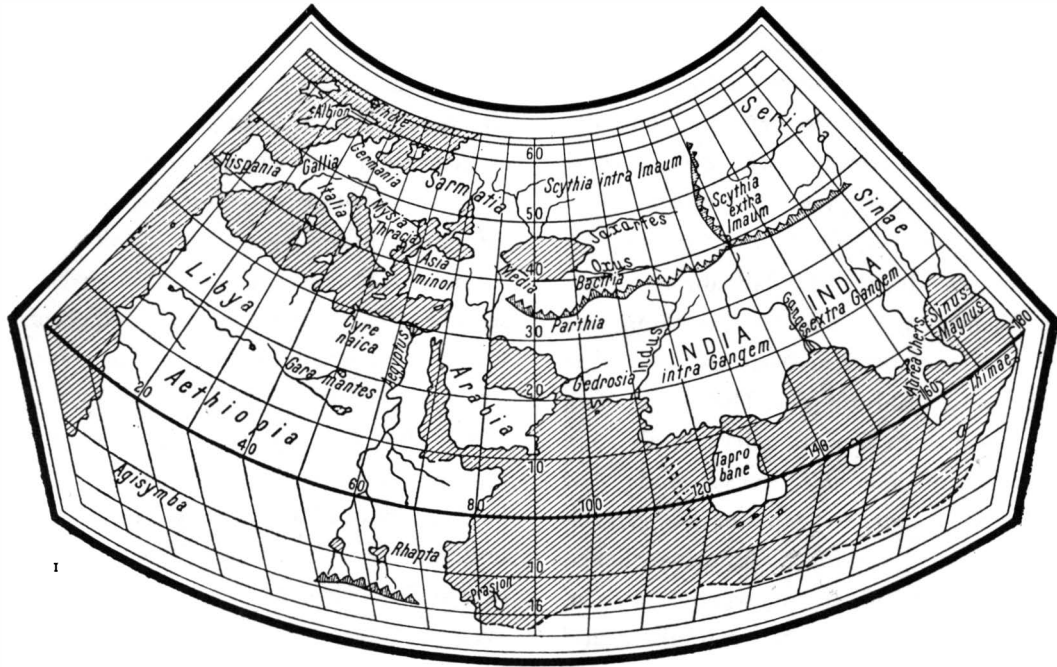
Und die Reisegefährten? Die Besatzung bestand aus wilden, unternehmungslustigen Männern, die nichts zu verlieren hatten: besitzlose Adlige, heruntergekommene städtische Bürger, vor dem Hungertod geflüchtete Bauernsöhne, verfolgte Verbrecher, entflozene Sträflinge, sich nach Besitz sehrende Räuber.

Es gab unter der Mannschaft auch solche, die mit Gewalt an Bord geschleppt worden waren, weil die Besatzung noch nicht vollzählig war.

Ein gnadenlos hartes Leben erwartete die Seefahrer. Unmenschlich schwere Arbeit, unvorstellbar schlechte Kost und ständige Todesgefahr. Die kleinen Schiffe konnten nur wenige Menschen aufnehmen; so mußten die wenigen gleichsam Tag und Nacht den Dienst versehen. Verdorbenes gesalzenes Fleisch, muffige Bohnen und Erbsen, harter Zwieback waren ihre Nahrung. Manchmal erhielten sie monatelang keine frischen Lebensmittel. Und über das endlose Meer fahrend, peinigete sie ständiger Durst, da der mitgeführte Wasservorrat innerhalb von ein, zwei Wochen faulte.

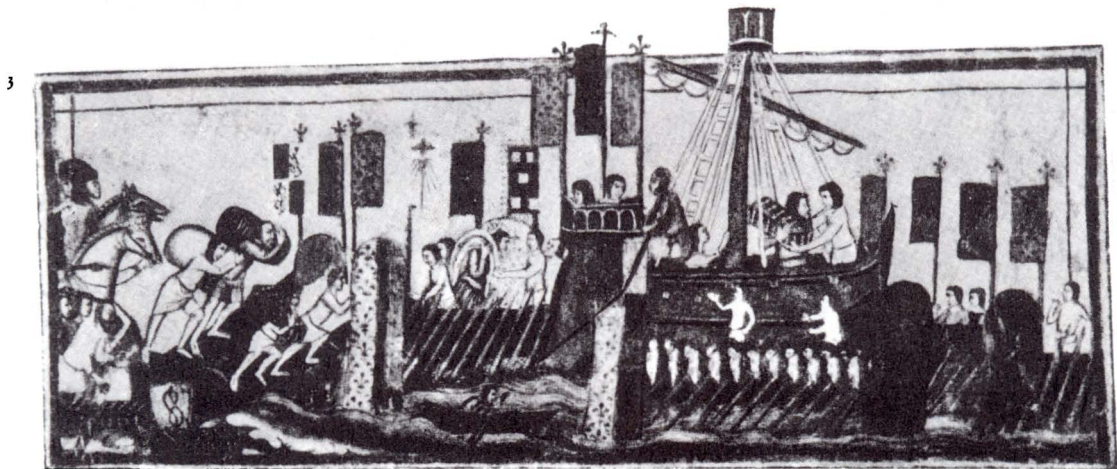
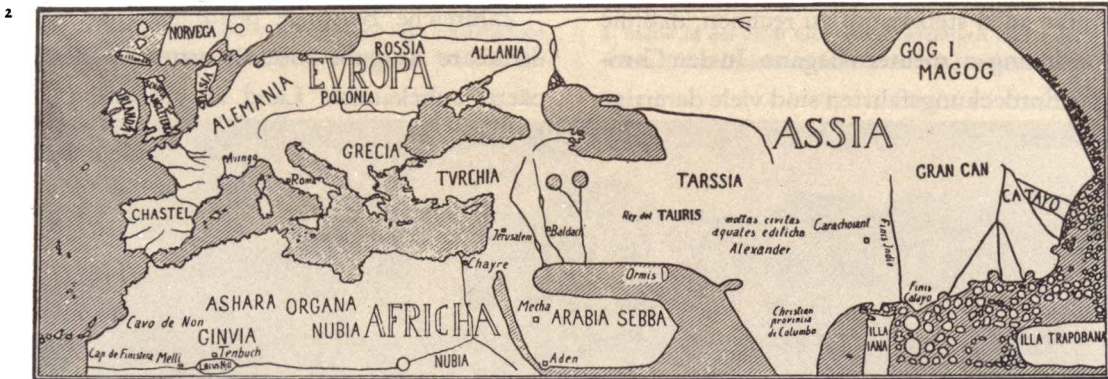
Die aus verschiedenen gearteten Menschen zusammengewürfelte Schar der Schiffsleute war großem Leid und zahllosen Gefahren ausgesetzt. Das einzige, was sie miteinander verband, war der gemeinsame Kerker: das in allen Fugen krachende, zwischen Himmel und Wasser schwebende Schiff und die Hoffnung, einmal reich zu werden.

War ihr Kommandant ihresgleichen, ein getrie-



1. Erdkarte aus dem frühen Mittelalter, in das moderne geographische Gradnetz versetzt. 2. Die sogenannte „katalanische Erdkarte“ aus dem Jahre 1375 mit den damals bekannten Erdteilen. An vielen Stellen, zum Beispiel in den

Umrissen Europas, nähert sie sich stark der Wirklichkeit. 3. Einschiffen von Fracht und Reitern; Bild aus dem 14. Jahrhundert



bener, verwegener Abenteurer, dann blickten sie zu ihm auf wie Tiger zu ihrem Dompteur. War aber der Kapitän eine große Persönlichkeit, die nach höheren Zielen strebte, nicht an Gold und Eroberungen dachte, dann verstanden ihn seine Leute nicht. So oder so, Zucht und Ordnung an Bord verlangten drastische Maßnahmen, Hinrichtung, Züchtigung bis aufs Blut, erzwungenes Tauchen in Wasser bis zum Ertrinken – solche Strafen waren sowohl auf den Handelsschiffen, die einen bestimmten Reiseweg hatten, als auch auf den Kriegsschiffen an der Tagesordnung. Auf den Segelschiffen aber, die auf der Suche nach neuem Land waren, mußten die unmenschlichen Strafen noch viel häufiger angewendet werden, da sich die Mannschaft zumeist aus Räufern und Banditen zusammensetzte. Neben den unzähligen Gefahren, die während einer Ozeanfahrt auf die Seeleute lauerten, wie Schiffbruch, Fahrt in die Irre, Hungertod, Überfälle wilder Stämme, wenn sie auf unbekanntem Inseln an Land gingen, hatte der Kapitän auch stets damit zu rechnen, daß die Schiffsbesatzung zu meutern begann. In den Chroniken der Entdeckungsfahrten sind viele derartige Fälle erwähnt.

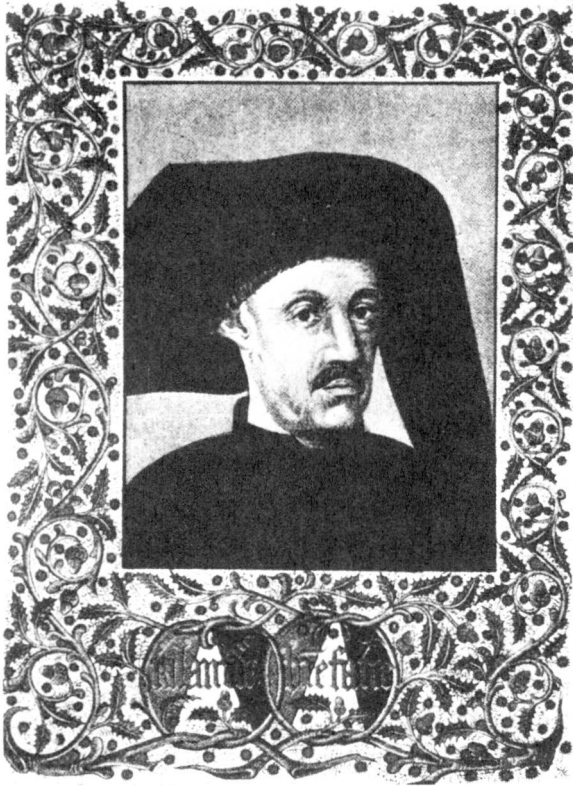
Alles in allem: der nüchterne, friedfertige Zeitgenosse hielt diese Entdeckungsfahrten für puren Unsinn. Und wenn man es recht bedenkt, waren es tatsächlich wahnwitzige Unternehmungen.

Um so bewundernswerter erscheinen die Taten und Erfolge der legendären Entdecker, der berühmten Kapitäne. Aber kaum einer konnte sich seines Erfolges erfreuen: Den großen Seefahrern – wenn sie nicht unterwegs den Tod gefunden hatten – wurde meist ein bitteres, unwürdiges Los zuteil. Den Weg, den sie erschlossen hatten, das Neuland, das sie entdeckt hatten, überfluteten bald gewinnsüchtige, beutegierige Abenteurer und Räuber. Diese waren bestrebt, den Ersten, den großen Rivalen, zu vernichten, ihn aus dem Weg zu räumen, damit er sie beim Ausrauben und Plündern des neuentdeckten Landes nicht über-vorteile.

Kolumbus wurde in Fesseln gelegt; Cortez fiel in Ungnade; Pizarro wurde ermordet; Balboa wurde hingerichtet.

Zahlreiche Beispiele bekunden, daß es keine dankbare Aufgabe war, als erster ein den Europäern unbekanntes Land zu entdecken und zu betreten.





1

1. Bildnis Heinrichs des Seefahrers in einem um 1450 entstandenen Kodex. 2. Italienische Hochseeschiffe aus dem 15. Jahrhundert.



2

3. Markt in der Stadt Goa, einem wichtigen Hafen des portugiesischen Kolonialreiches an der Westküste Indiens



3

## MUTIGE KAPITÄNE SUCHEN INDIEN

Im Jahre 1394, fast einhundert Jahre vor der Entdeckung Amerikas, wurde der portugiesische Herzog Don Enrique el Navegador geboren, unter dem Namen Heinrich der Seefahrer bekannt. In seinem Leben hatte er ein einziges Mal ein Schiff bestiegen, noch fast als Kind, und auch nur zu einer kurzen Seefahrt von der portugiesischen Küste bis zum nordafrikanischen Ceuta.

Ein halbes Jahrhundert hindurch saß er in der Bibliothek, am südlichsten Punkt Portugals, in dem wissenschaftlichen Institut in Sagres. In der Wetterwarte führte er Beobachtungen durch, korrespondierte mit allen hervorragenden Wissenschaftlern seiner Zeit, sammelte geschulte Mitarbeiter um sich, arbeitete Pläne für Expeditionen aus und versah die Schiffskapitäne mit Instruktionen. Er bereitete für Portugal ein großangelegtes wissenschaftliches Expeditionsprogramm vor.

Die Arbeit Heinrichs verband die Pläne der portugiesischen Kolonisatoren und die Geschäftsabsichten der Handelskompanien mit neuen wissenschaftlichen Theorien und Erkenntnissen. Der Suezkanal existierte damals noch nicht. Zwischen Europa und den ostindischen Inseln ging also der Verkehr zum Teil auf dem Wasser, zum Teil jedoch (nach langwierigen und kostspieligen Umladungen) auf dem Festland mit Hilfe von Karawanen vor sich. Herzog Heinrich wollte nun einen direkten Seeweg für den portugiesischen Handel finden. Seine vor praktischen Erwägungen geleitete Absicht beruhte auf folgender Annahme: So unermesslich groß der afrikanische Kontinent auch zu sein schien, irgendwo im Süden mußte er dennoch zu Ende und so mit entsprechenden Schiffen, guten Landkarten und mit Hilfe genauer Instrumente, umschiffbar sein.

Sorgfältig und gründlich begann er Daten zu sammeln. Er studierte die Logbücher der Schiffe, die an den afrikanischen Küsten entlangefahren

waren, und entsandte immer neue Forschungs Expeditionen. Seine Schiffe segelten um das Kap Bojador, an der Westküste der Sahara; dann umschifften sie das Kap Blanc und den westlichsten Vorsprung des afrikanischen Kontinents, das Kap Verde, und näherten sich dem Äquator. Schritt um Schritt lenkte der Herzog die Erkundung der Westküste Afrikas.

Auf Grund der Berichte und Schiffstagebücher zeichnete Heinrich neue, detailliertere und genauere Landkarten. Auch Teilfragen entgingen nicht seiner Aufmerksamkeit: Er untersuchte sanitäre Fragen und Versorgungsprobleme, die bei langen Seereisen überaus wichtig sind, und arbeitete an ihren Lösungen. Von den technischen Fragen des Schiffbaus bis zur Sorge um den Trinkwasservorrat beschäftigte diesen vielseitigen Menschen alles. Seine Mitarbeiter fertigen für die Schifffahrt äußerst wichtige astronomische Studien an.

Die riesige organisatorische Arbeit Heinrich des Seefahrers können wir nur dann wirklich würdigen, wenn wir berücksichtigen, auf welchem Stand sich die Kartographie und ganz allgemein die Kenntnis von der Erde und den Meeren vor dem 15. Jahrhundert und zu Beginn des 16. Jahrhunderts befanden.

Die bis dahin bekannten Landkarten enthielten Ungenauigkeiten und verblüffende Erfindungen. Am besten war es noch, wenn der Kartograph hier und da mit großen Buchstaben „terra incognita“, das heißt „unbekanntes Land“, in die Landkarte eingeschrieben hatte. Viel mehr Sorgen bereitete es, wenn er, sich auf unzuverlässige Seefahrermärchen oder auf eigene Vorstellungen stützend, nichtexistierende Länder, angenommene Meere und der Wirklichkeit nicht entsprechende Küstenlinien in die Landkarte eingezeichnet hatte.

Die Phantasie der Menschen bevölkerte damals



1

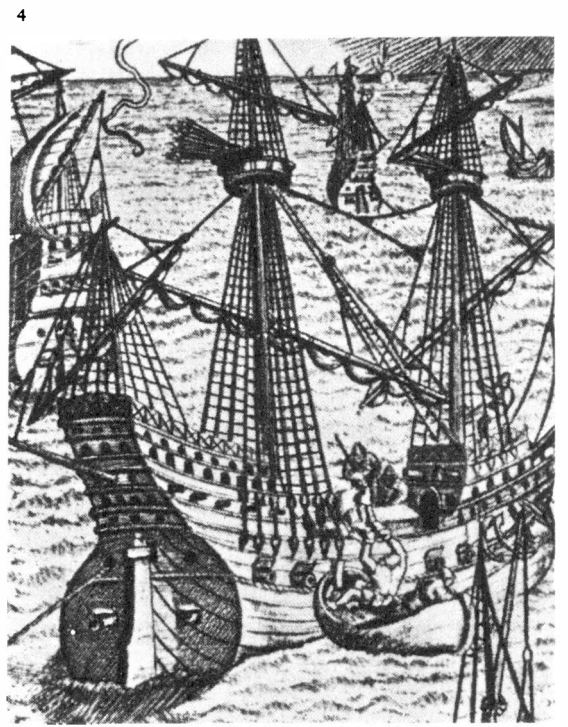


2

1. Tragstuhl mit Sonnenschirm, wie er von portugiesischen Adligen und reichen Händlern bei ihrem Aufenthalt in Indien benutzt wurde. 2. und 3. Portugiesische Kaufleute schließen Geschäfte mit Indern ab. 4. Schiff im Hafen von Lissabon



3



4

die Ozeane und die fernen Kontinente mit wunderbaren Erscheinungen. In den mittelalterlichen Reiseberichten und Beschreibungen der Erde wimmelte es von meilenlangen Seeschlangen, von Polypen und „Säugefischen“, die ganze Schiffe und Flotten in die Tiefe stießen und verschlangen. Da gab es die Legende von einem als Krake bezeichneten Ungeheuer, dessen Existenz jahrhundertlang als wissenschaftlich bewiesen galt: Dieser Krake war dem Märchen nach ein an der Oberfläche des Meeres schwimmendes mächtiges Tier. Sein breiter Rücken war mit einer Erdschicht überzogen; der Wind brachte Samen, und eine üppige Vegetation begann auf ihm zu sprießen, Tiere gelangten auf diese sonderbare „Insel“. Menschen siedelten sich, nichts ahnend, auf dem Rücken des Kraken an. Plötzlich hatte das Ungeheuer genug von der Schwimmerei, es tauchte in die Tiefe und riß alles mit sich.

Die Seefahrer, die gern übertrieben und eine lebhaft Phantasie besaßen, erzählten auch von Vögeln, die auf das Schiff niederschossen und mit ihren Flügeln die ganze Takelage zertrümmerten; sie sahen „Gespensterschiffe“, auf denen sich kein Mensch befand und nur verdammte Seelen das Deck bevölkerten (aus diesen Märchen entstand später die Sage von dem „Fliegenden Holländer“). Sie erzählten Geschichten von großen Walen, die mit ihren Schwanzschlägen ganze Flotten zerstörten. Ferne Kontinente wurden mit doppelköpfigen Riesen, wundersamen Geschöpfen, die ein einziges großes Auge auf der Mitte ihrer Brust besaßen, Drachen, hundeköpfigen Menschen und menschenköpfigen Vögeln bevölkert.

Es war oft nicht leicht, Wirklichkeit und Erfindung in den Erzählungen voneinander zu trennen.

Mit primitiven Instrumenten, mit unzuverlässigen Landkarten arbeiteten die Mitarbeiter Heinrichs des Seefahrers in Sagres. Und dennoch gelangten die Expeditionsschiffe an immer südlicher gelegene Punkte der Küstengebiete Afrikas.

Das Ergebnis seiner Forschungen erlebte Her-

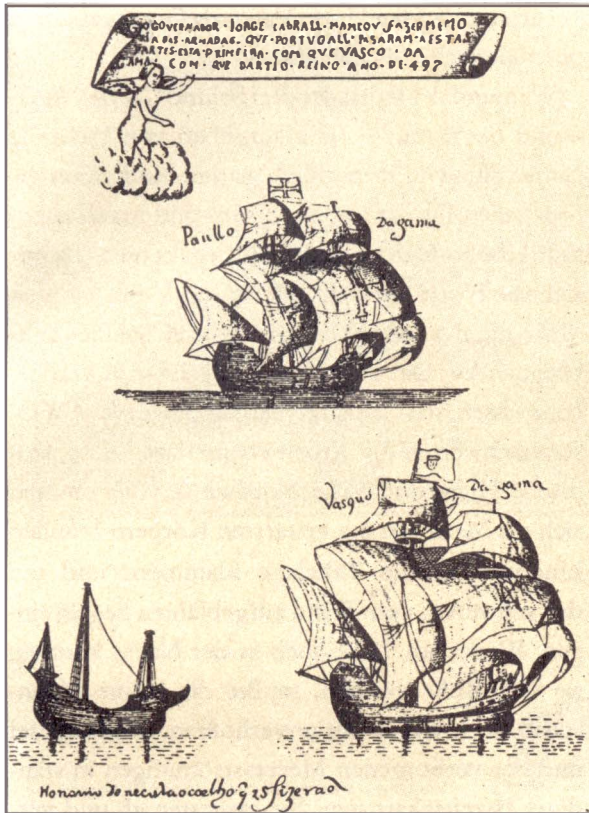
zog Heinrich nicht mehr. Er starb im Jahre 1460, doch hatte seine mehr als fünfzigjährige Arbeit Erfolg. Der portugiesische Kapitän Bartholomäus Diaz erreichte 1486 den südlichsten Vorsprung des afrikanischen Kontinents. Er nannte diesen Punkt Cabo tormentosó, Kap der Stürme. Doch nach seiner Rückkehr änderte er auf Befehl des Königs den unheilverkündenden Namen. Seit dieser Zeit heißt dieser südlichste Zipfel Afrikas Kap der Guten Hoffnung.

Am Kap fanden die Seefahrer selbstverständlich kein Verkehrsschild vor, auf dem stand: „Hier bitte nach Osten abbiegen, wenn Sie Afrika umschiffen wollen!“ . . . Der erschöpfende, lange Weg hatte die Kraft der Männer von Diaz verbraucht. Der am Kap tobende Sturm hatte die Schiffe arg mitgenommen. Jedem Schiff drohte bereits der völlige Zusammenbruch in dieser öden und unbekannt wilden Gegend. Eine Meuterei brach aus. Die Mannschaft wollte den Kapitän mit Waffengewalt zwingen, umzukehren.

Bartholomäus Diaz war zu seinem und Portugals Glück ein guter Mathematiker. Gerade in dieser kritischen Stunde hatte er seine Berechnungen beendet und konnte seinen Seefahrern beweisen, daß sie das ersehnte Ziel erreicht hatten und daß es eine Torheit wäre, jetzt von dem Unternehmen abzulassen. Die Männer beruhigten sich und waren sogar geneigt, noch einige Dutzend Meilen weiter in Richtung Osten zu segeln, um die Berechnungen zu überprüfen, wußten sie doch, sie erwartete zu Hause eine große Belohnung, wenn gewiß war, daß sie als erste den lange gesuchten Punkt erreicht hatten.

Die Kraft von Diaz war erschöpft. Er kehrte von dem südlichsten Punkt Afrikas nach Portugal zurück. Die Aufgabe, das Kap der Guten Hoffnung und Afrika überhaupt zu umsegeln, übernahm ein anderer zu späterer Zeit.

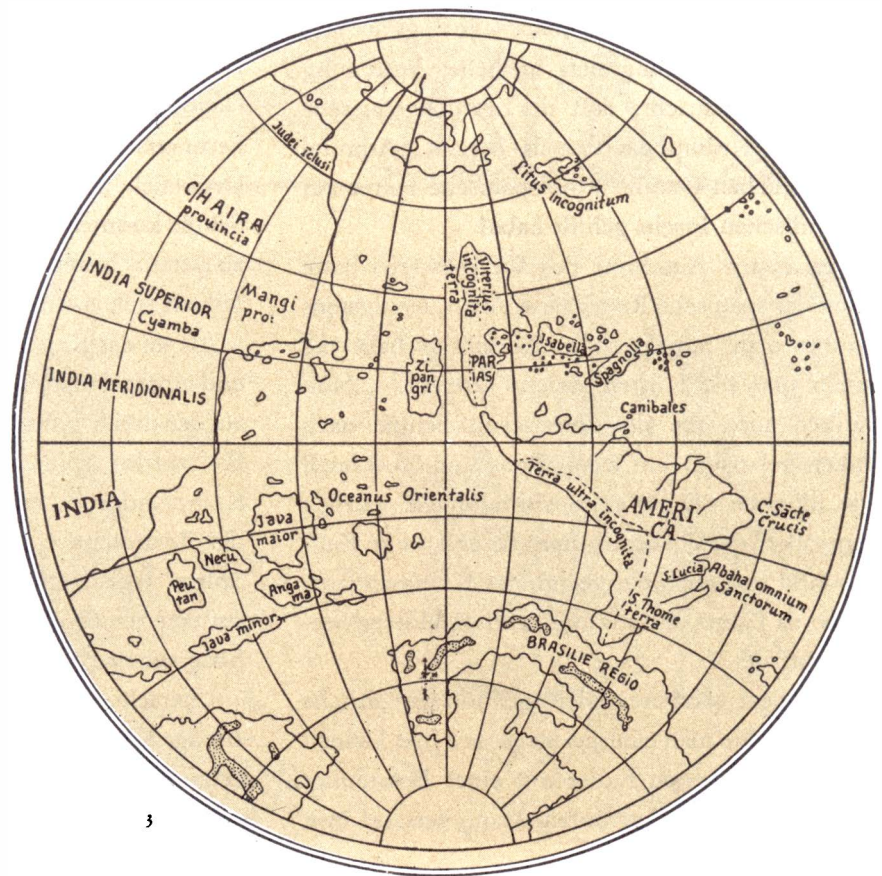
Es gab viele Seefahrer, die den berühmten portugiesischen Kapitänen nicht nachstehen wollten. Einer war Christoph Kolumbus, der vermutlich aus Genua stammte. In der Sprache seines Ge-



1



2



1. Die drei Schiffe Vasco da Gamas. Die Zeichnung ist später, im Jahre 1549, entstanden. 2. Bildnis von Vasco da Gama; ein im Laufe der Zeit verblaßtes, unscharfes Gemälde. 3. Bild der Erdkugel aus dem Jahre 1520, auf der Amerika noch verzerrt in der Nähe von Cipangu (Japan) dargestellt ist

3

burtslandes nannte er sich Christoforo Colombo, die Wissenschaftler sagten lateinisch Columbus, seine Briefe in spanischer Sprache unterzeichnete er jedoch mit Cristóbal Colón.

Dieser Christoph Kolumbus wäre gern in portugiesischen Dienst getreten. Er wollte Indien und die vorgelagerten Inseln auf dem Westwege erreichen und verhandelte darüber mit dem portugiesischen König.

Die Portugiesen hörten ihm achselzuckend, ohne besondere Begeisterung zu. Die portugiesische Seefahrtswissenschaft arbeitete in dieser Zeit bereits sechs bis acht Jahrzehnte konsequent und ausdauernd in der von Heinrich dem Seefahrer gewiesenen Richtung, an der Schaffung des sicher erscheinenden Seeweges entlang der afrikanischen Küste. Kolumbus sah schließlich ein, daß er hier kein Gehör finden konnte. Er verließ zur Zeit der Reise von Diaz Portugal, um dem spanischen Hof seine Dienste anzubieten. Auch dort ist ihm der Erfolg nicht leicht geworden, aber dennoch...

...eines Tages, im Frühjahr 1493, geriet das portugiesische Königreich in helle Aufregung über die Nachricht, daß der zurückgewiesene Christoph Kolumbus (damals bereits „Admiral des westlichen Ozeans“) die spanische Fahne auf den indischen Inseln gehißt habe!

Den ersten Abschnitt des Wettbewerbs hatte somit der spanische Rivale gewonnen; wenigstens glaubte man damals noch, Kolumbus habe die Inseln und die Küsten Asiens erreicht. – Nun mußten auch die portugiesischen Schiffe nach Indien gelangen, um jeden Preis und so schnell wie möglich! Die Kraftanstrengungen wurden vergrößert, die Vorbereitungen beschleunigt. Endlich fand sich auch ein geeigneter Kommandant: Vasco da Gama, ein mutiger und gebildeter Seefahreroffizier.

Auf diese schwere, wichtige und gefährliche Fahrt schickte man eine aus insgesamt drei kleinen Schiffen bestehende Flotte mit einer Besatzung, die nur aus einhundertfünfzig Mann bestand. Am

8. Juli 1497 lief die Flotte Vasco da Gamas aus dem portugiesischen Hafen aus.

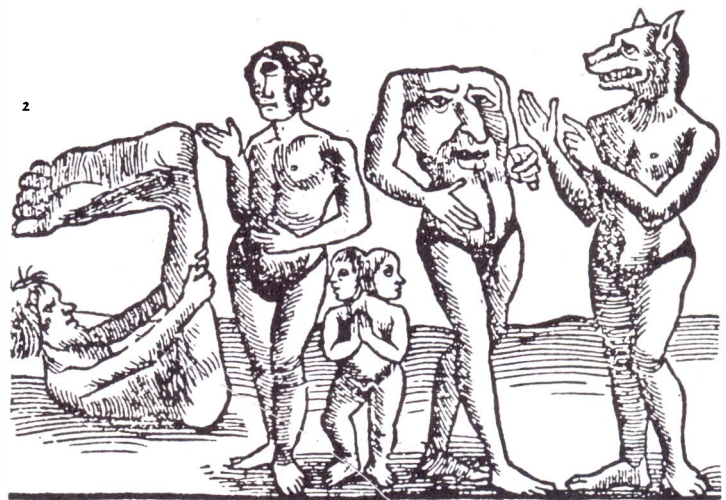
Während der Fahrt der drei Schiffe *Gabriel*, *Rafael* und *Berrio* mußte die Mannschaft von Vasco da Gama einen unmenschlich harten und ununterbrochenen Dienst leisten. Sturm und Meeresströmung bedrohten die leichten Segelschiffe. Damit sich die Flotte auf dem offenen und unbekanntem Meer nicht verlor, blieben die drei Schiffe dicht beieinander. Das schlechte und sehr bald verdorbene Essen, das fast ungenießbar gewordene Wasser erschwerten die Arbeit ebenso wie Nässe, tropische Hitze und kalte Nordwinde. Oft mußten sich die Matrosen mit erstarrten Körpern Stunden hindurch an die Takelage klammern und mit den schweren, vom Wind aufgeblähten Segeln ringen. Weder am Tage noch in der Nacht konnten sie sich Ruhe gönnen, mußte die kleine Mannschaft doch wegen der unverhofften Windwechsel und der verborgenen Meeresströmungen in ständiger Bereitschaft sein. Sie magerten ab und verloren an Kraft, und die in dem Salzwasser durchnäßten, groben Segelleinen schürften ihnen die Haut und das Fleisch bis auf die Knochen von den Handflächen. Wer vor Erschöpfung von der Höhe herunterstürzte, verletzte sich, wenn er auf das Deck fiel. Stürzte er aber in das Meer... Die Schiffe konnten nicht anhalten, um Schiffbrüchige zu retten. Unfreundliche und unbarmherzige Tage reihten sich aneinander.

Als sie das Kap der Guten Hoffnung erreichten und umsegelten, blieb keine Zeit zum Feiern, denn auf den drei Schiffen mußte hart gearbeitet werden. Es wurden keine Trinksprüche ausgebracht – Kommandorufe ertönten, Flüche wurden laut, die Todesschreie aber verschlang der tobende Sturm. Jeder verfluchte die Stunde, in der er sich auf den Schiffen, die nun ins Verderben segelten, hatte anheuern lassen.

Unerschütterlich und beherrscht befehligte der strenge Kapitän, Vasco da Gama, die kleine Flotte; er hatte eiserne Nerven und eine harte Hand. Wenn er auch nur für einen Augenblick Schwäche ge-

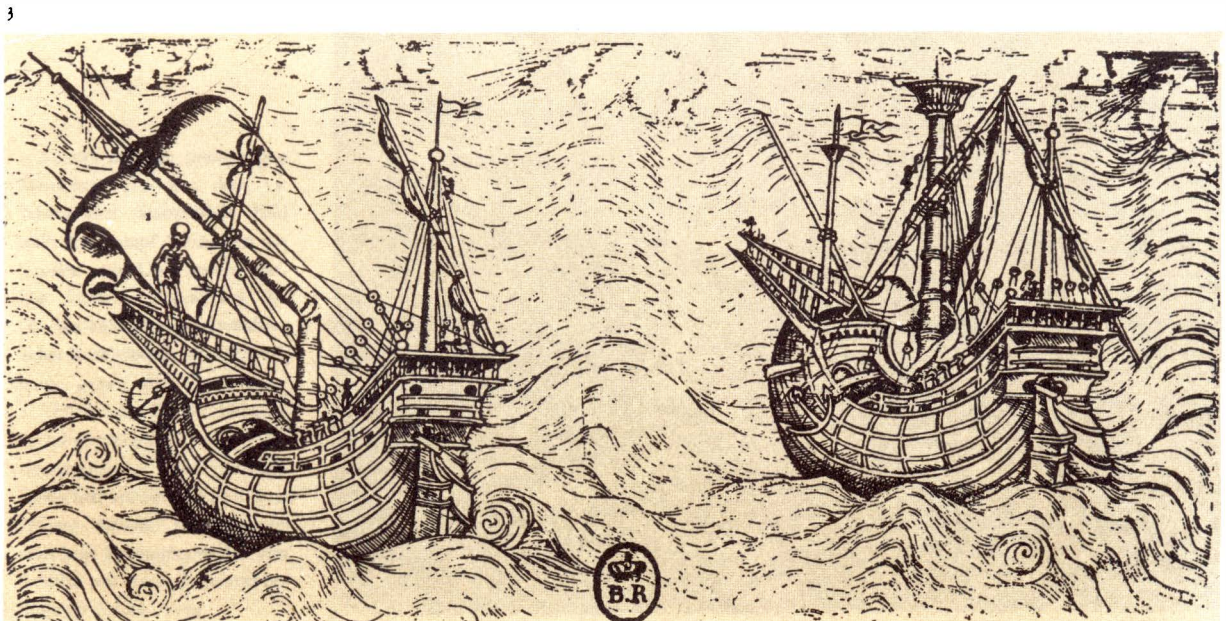


1



2

1. Ansicht der portugiesischen Hauptstadt Lissabon aus dem 16. Jahrhundert. 2. Phantastische „Wunderwesen“ aus den Märcen der Seefahrer und Reisenden: Darstellungen aus dem 16. Jahrhundert. 3. Illustrierte Seemannsgeschichte von den „Gespensterschiffen“, unter deren gebrochenem Mast auf der Schiffsbücke nur der Tod steht; kein lebender Mensch befindet sich an Bord. Dieses Märchen ist die Vorgeschichte des „Fliegenden Holländers“; das Bild ist um 1500 entstanden



3

zeigt hätte, wäre alles verloren gewesen. Er war ein erfahrener Seemann und wußte, daß es ein außergewöhnliches, kühnes Unternehmen war, zu dem er sich verpflichtet hatte. Doch wie schwierig sich die Lage auch gestaltete, er hielt durch. Er verstand sich auf sein Handwerk und hatte Glück: Nachdem das Kap umsegelt war, nahmen die Schiffe Kurs auf Nordost und segelten längs der unbekanntesten ostafrikanischen Küste weiter. Die kleine Flotte lief den Hafen der wohlhabenden indischen Stadt Kalikut an, die die portugiesischen Reisenden und Kaufleute bis dahin nur über das Festland hatten erreichen können. Das war der fernste Punkt der Expedition. Von hier aus segelten die Schiffe Vasco da Gamas heimwärts.

Im September 1499, nach über zweijährigem Fernsein, lief die *Berrio* im heimatlichen Hafen ein; die *Rafael* war gestrandet, die stark havarierte *Gabriel* hatte im Hafen des Grünen Kap zurückgelassen werden müssen.

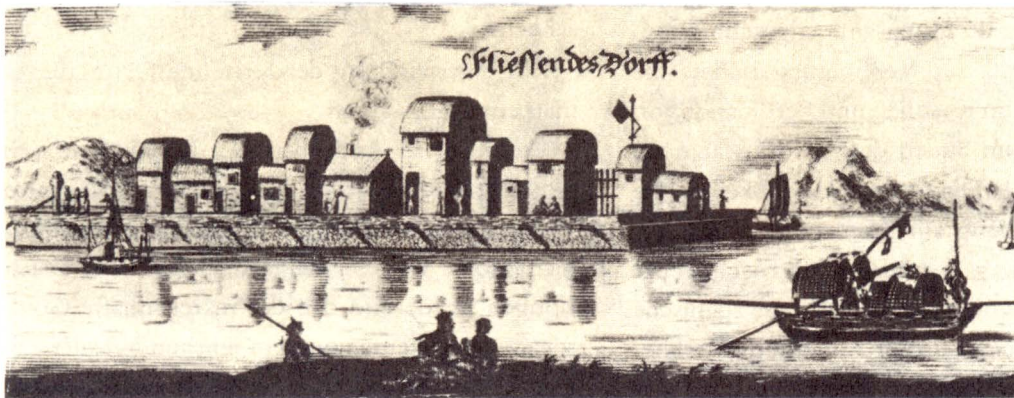
Der lang ersehnte Seeweg nach dem Osten war gefunden – eine lange, gefährvolle und beschwerliche Wasserstraße, und dennoch war der Transport rentabler als zu Lande.

Dem erfolgreichen Unternehmen Vasco da Gamas verdankte der portugiesische Handel seinen Aufstieg, das Königreich Portugal die Vergrößerung und Festigung seiner Kolonialmacht, die Wissenschaft die erste, fast genaue Landkarte von den Umrissen des afrikanischen Kontinents.

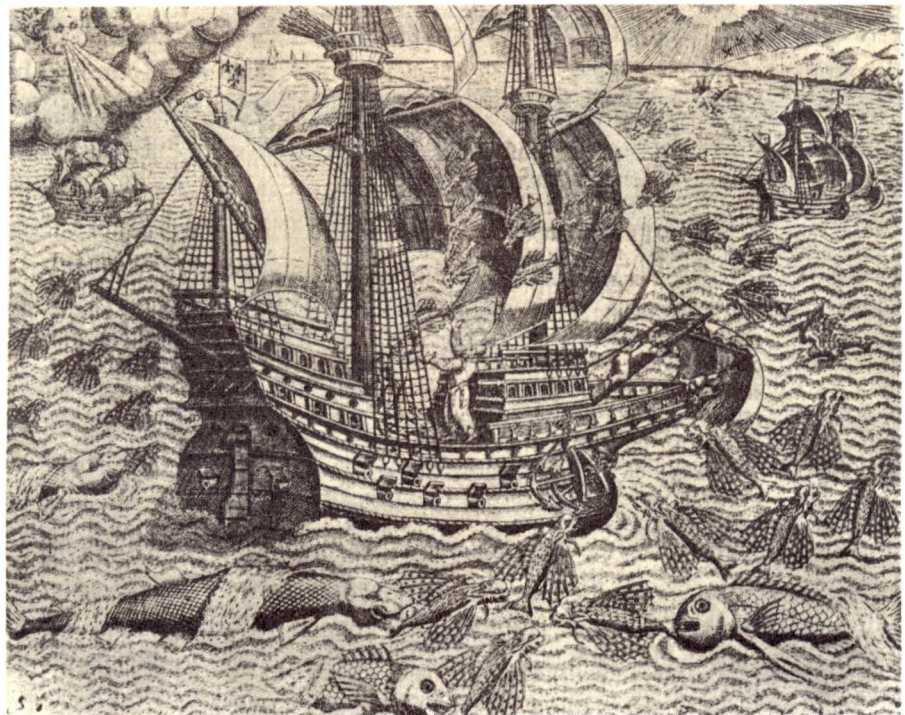




1



2



1. Kampf mit den tierköpfigen Menschen. Das aus dem 13. Jahrhundert stammende Bild stellt den Kampf Alexanders des Großen mit Ungeheuern dar. Die Soldaten Alexanders des Großen kämpften in mittelalterlicher Ritterrüstung und Bewaffnung gegen die Fabelwesen.  
 2. „Fließendes Dorf“. Beliebte Seefahrgeschichte von der schwimmenden Insel, auf der Menschen lebten und sich dort Häuser bauten.  
 3. Seefahrer-märchen: Zusammentreffen von Schiffen mit einem Schwarm beflügelter Fische; 1594

## EIN KONTINENT VERSPERRT DEN WEG

Die Seefahrer Portugals hatten den Weg nach Indien konsequent in östlicher Richtung gesucht. Kolumbus, der mit seinem epochemachenden Vorschlag gekommen war, westwärts zu segeln, um nach Osten zu gelangen, hatte kein Verständnis in Portugal gefunden und sich deshalb mit seinem Plan an den spanischen Hof gewandt.

Spanien war um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein einheitliches, großes Land. Mehrere selbständige Fürstentümer und Provinzen waren mehr oder weniger gewaltsam zusammengeschmolzen. Den letzten Schritt zur Vereinigung bildete die Heirat Isabellas von Kastilien und Ferdinands von Aragonien. Nur im Süden des Landes war noch ein Rest der arabischen Herrschaft geblieben, die sich jahrhundertlang auf einen großen Teil der Halbinsel erstreckt hatte und nach und nach immer mehr eingeengt worden war. Das neue spanische Königreich bot seine ganze Kraft auf, die verbliebene Macht der Araber zu liquidieren. Mit der Einnahme Granadas im Januar 1492 wurden die Mohammedaner endgültig aus Westeuropa verdrängt.

Die langen Kriege und die Unterdrückung der Unruhen im Lande hatten die Kraft des spanischen Königtums völlig erschöpft. Man versuchte nun, die leere Schatzkammer durch Ausweisung der im Lande verstreut lebenden gewerbetreibenden und handelnden Mauren und durch die Vertreibung der Juden und die Beschlagnahme ihres Vermögens zu füllen.

Auf den zu den Häfen und den Grenzen führenden Straßen schlepten sich gehetzte Menschen, ein Bündel auf dem Rücken, denn sie durften nur so viel mitnehmen, wie sie tragen konnten. Auf mehrere hunderttausend schätzt man die angeblich wegen ihres Glaubens vertriebenen Menschen: Männer, Frauen, Kinder, Greise.

Das Chaos, das in den Städten und Dörfern, auf

den Landstraßen und in den Häfen herrschte, wurde zu einem Spiegelbild für das Durcheinander, das sich im Lande auszubreiten begann. Das beschlagnahmte Vermögen hatte die augenblicklichen Geldsorgen des spanischen Königs zwar vorübergehend gelöst; doch richtete die Vertreibung der Menschen ein weit größeres Unheil an. Die Steuereinnahmen verringerten sich, die Produkte der Grundbesitzer warteten vergebens auf Käufer, die Produktion und der Handelsumsatz sanken.

Zur Überwindung der Krise mußten Maßnahmen ergriffen werden.

Erst in dieser kritischen Zeit begann man sich ernsthaft mit Christoph Kolumbus' verwegendem Plan zu befassen. Man hoffte, daß diese Reise Spanien große Vorteile im Handel mit dem Osten bringen werde und daß der märchenhafte Goldschatz des Ostens, von dem jahrhundertalte Legenden berichteten, auf diese Weise endlich in spanische Hände gelangen könnte.

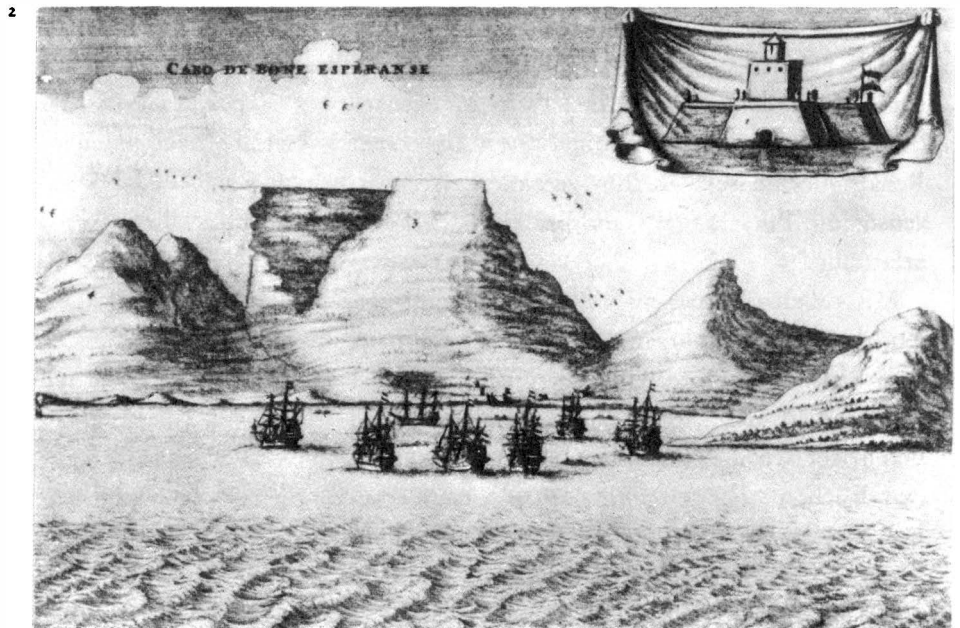
(Drei nahe beieinanderliegende Daten lassen klar die Zusammenhänge erkennen: Im Januar 1492 fiel Granada, damit war die Herrschaft der Araber auf der spanischen Halbinsel zu Ende; im März desselben Jahres ordnete der König die Vertreibung der Juden an; im August konnte Christoph Kolumbus endlich in See stechen. All dies ereignete sich innerhalb von sieben Monaten.)

Der von Land zu Land ziehende Schiffskapitän Kolumbus, der seit Jahren mit Wissenschaftlern, Politikern und Priestern verhandelt hatte, schloß den Kontrakt zwar mit dem spanischen Königshof ab, die Fäden aber führten zu den Kaufleuten und Reedern von Sevilla, Palos, Cádiz und den anderen großen spanischen Hafenstädten.

Es waren noch keine fünfzehn Jahre seit dem letzten Friedensvertrag mit den Portugiesen ver-



1



2

1. Darstellung einer Handelskarawane aus dem 16. Jahrhundert. Vor der Entdeckung des östlichen Seeweges brachten solche Karawanen auf beschwerlichen und riskanten Wegen die Schätze aus Indien nach Europa.  
 2. Kupferstich aus dem 17. Jahrhundert vom Kap der Guten Hoffnung

gangen; und diese Vereinbarung hatte die spanische Schifffahrt und das spanische Geschäftsleben empfindlich berührt. Ein wesentlicher Punkt des Staatsvertrages besagte nämlich, daß Portugal Besitzrechte auf die südlich von den Kanarischen Inseln, im Raum von Guinea gelegenen, „bis zu dieser Zeit entdeckten oder noch zu entdecken“ Inseln und das Festland hätte. Diese Festsetzung war den Portugiesen so wichtig, daß sie den strengen Befehl erteilten, in diesem Gebiet auf jedes fremde Schiff zu schießen. Es ist zu verstehen, daß das gegen die Interessen der spanischen Schifffahrt verstieß.

Der im Vertrag enthaltene Passus „südlich von den Kanarischen Inseln“ erklärt zum Teil die spätere Reiseroute von Kolumbus. Das war wohl der Grund, warum er bei seiner ersten berühmten Fahrt schnurgerade westwärts auslief; er wollte nämlich Indien auf einem höheren, nördlicheren Breitengrad erreichen als auf dem, der die Kanarischen Inseln bezeichnet.

Kolumbus war Schiffskapitän und hatte ständigen Kontakt zu Handelsleuten. Während der jahrelangen vergeblichen Unterhandlungen arbeitete er Ende der siebziger Jahre als Bevollmächtigter in der Lissabonner Niederlassung eines großen italienischen Handelshauses. In der ersten Hälfte der achtziger Jahre diente er auf portugiesischen Schiffen und unternahm mehrere Fahrten nach Afrika. Er kannte die Interessen am Seehandel und auch seine Konflikte. Er war ein echter Renaissancemensch: In ihm vereinten sich Wissensdrang, Forschergeist und praktische Lebenserfahrung.

Mit außerordentlichem Fleiß sammelte er Daten, die seine Ansicht, in Richtung Westen nach dem Osten zu kommen, unterstützten. Aus der alten und aus der zeitgenössischen Literatur, von den griechischen Philosophen, aus der Bibel, aus den Büchern der zeitgenössischen Geographen und aus den Berichten der Schiffskapitäne trug er Stück für Stück die Beweise für seine Theorie zusammen.

Die entscheidenden Argumente schöpfte er wahrscheinlich aus zwei Quellen. Aus der Arbeit „Imago mundi“ (Weltbild) eines unter dem Namen Petrus Alliacus bekannten französischen Wissenschaftlers, die im Jahre 1483 erschienen war. Hier stand der für Kolumbus entscheidende Fakt:

„Aus den Werken des großen Aristoteles und der anderen bedeutenden Wissenschaftler wissen wir, daß die Westküste Spaniens nur durch ein kleines Meer von den östlichen Küstengebieten Indiens getrennt wird... Es ist offensichtlich, daß man diesen Ozean bei günstigem Wind innerhalb kurzer Zeit überqueren kann; die Ostküste Indiens ist also nicht weit entfernt von der Westküste Afrikas...“

Die andere außerordentlich wichtige Unterstützung erhielt Kolumbus von dem Naturforscher Paolo Toscanelli, dem er seinen Plan mitteilte.

Dieser florentinische Arzt und Kosmograph vertrat die Ansicht, daß es einen westlichen Weg nach Indien gebe. Er stellte den Atlantischen Ozean auf einer Karte so dar, als ob seine Ostküste von Europa und seine Westküste von Japan, China und Indien gebildet würden. Toscanelli suchte also zu zeigen, daß der kürzeste Weg von Europa nach dem Orient in Richtung Westen zu suchen und zu finden sei, und schrieb hierüber, daß dieser Weg auf Grund der Tatsache bewiesen werden könne, daß die Erde eine Kugel sei.

Toscanelli antwortete dem Seefahrer umgehend:

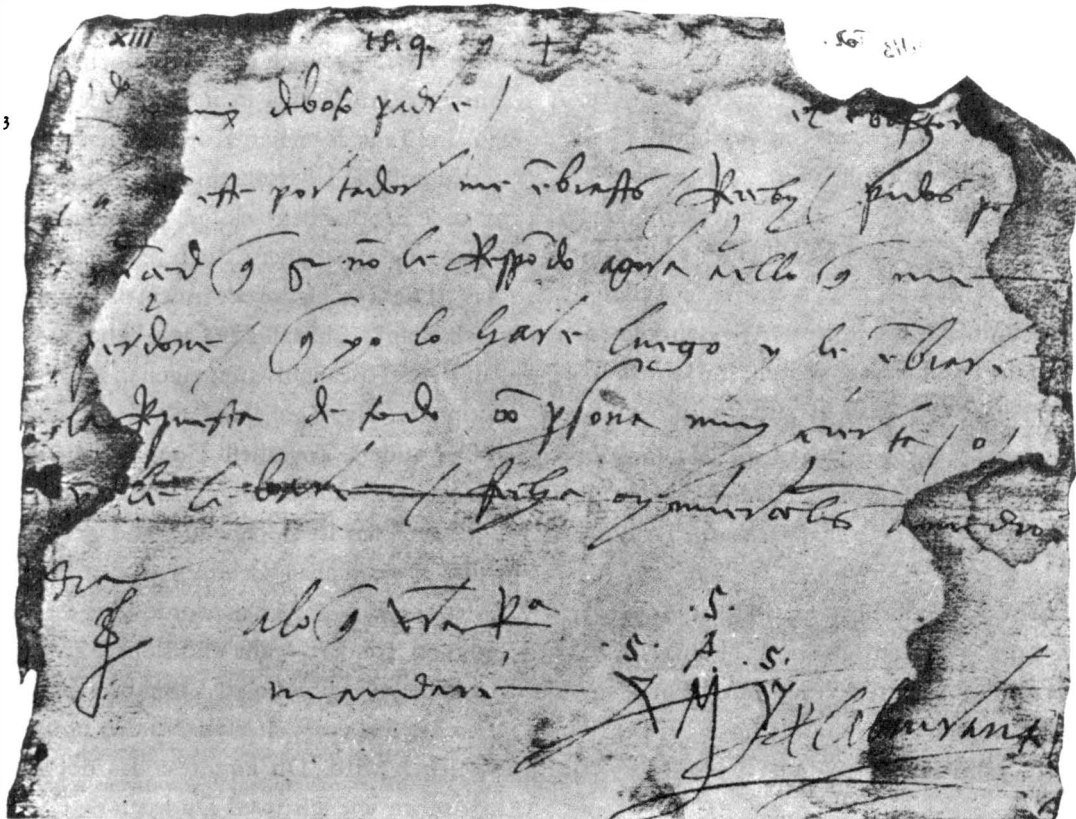
„Ich habe von Deiner edlen Absicht Kenntnis genommen, daß Du zu den Gewürzanbaugebieten fahren willst. Als Antwort auf Deinen Brief schicke ich Dir die Kopie eines älteren Briefes, den ich einem meiner portugiesischen Freunde seinerzeit geschrieben habe... und ich schicke Dir eine Seekarte, von der ich ihm ebenfalls eine ähnliche geschickt hatte.“

Die wesentlichen Teile des kopierten älteren Briefes lauteten:

„... Wir sprachen bereits von einem anderen Weg zu den Gewürzinseln, der um vieles kürzer ist als Eure in Richtung Guinea [also entlang der



1. Königin Isabella. 2. König Ferdinand, der Gemahl Isabellas. 3. Handschrift eines Briefes von Christoph Kolumbus



afrikanischen Küste] führende Handelsstraße... Auf der von mir gezeichneten Landkarte sind die Küsten Eures Landes und die Inseln zu sehen, von denen aus man nach Westen, ohne die Richtung zu verändern, segeln muß; Ihr findet auf der Karte die Länder verzeichnet, zu denen man auf diesem Weg gelangen kann; und ich habe auch jene Entfernungen eingezeichnet, die man – vom Äquator und vom Pol aus gemessen – während der Fahrt einhalten muß... Ihr dürft nicht überrascht sein, wenn ich die Gewürzangebiete als westliche Gegend bezeichne, wo man doch im allgemeinen Osten sagt; wer den südlichen Seeweg wählt, findet die über die nördliche Festlandroute nach Osten erreichbaren Länder im Westen...“

Selbstverständlich war auch Toscanelli ein Sohn seiner Zeit; sein Brief enthält Teile, die mehr in das Reich der Vorstellungen gehören als in das der Wissenschaft. Er berichtet weitschweifig von den Schätzen der fernen Küsten, dem Reichtum seiner Bewohner, dem Hafen Zaiton, wo, ohne die vielen anderen reich beladenen Segelschiffe, jährlich allein einhundert mit Pfeffer beladene große Schiffe in See stechen. Viele reiche und glückliche Provinzen blühen dort unter der Herrschaft des Großen Khan, der den größten Teil des Jahres in der Provinz Kathai verbringt. (Zur Zeit Toscanellis bezeichneten die Wissenschaftler mit dem Namen Kathai China; sie verwechselten hier China und Indien, das Reich der Inseln und der Tataren.) Weiter erzählt Toscanelli von Abgesandten, die vor ungefähr zweihundert Jahren, im Jahre 1306, beim Papst gewesen waren, und von einem Besuch, der zur Zeit Papst Eugenius' IV., im Jahre 1441, ebenfalls nach Rom gekommen war. Mit diesen fernöstlichen Botschaftern hatte Toscanelli selbst gesprochen. Sie erzählten ihm von unvorstellbar langen und breiten Flüssen (vielleicht vom Jangtse), von Marmorbrücken, von Hunderten großartiger Städte; von Gold, Silber und Edelsteinen; von weisen Männern, gelehrten Astrologen und von der klugen Verwaltung des Reiches.

Nach diesem Streifzug in ferne, reiche Länder kehrt Paolo Toscanelli in seinem Brief zurück zu praktischen Fragen:

„Auf der beigefügten Karte habe ich den unmittelbar von Lissabon nach dem Westen führenden, in sechsundzwanzig Etappen aufgeteilten Seeweg eingezeichnet; ein jeder dieser Wegabschnitte hat die Länge von zweihundertfünfzig Seemeilen. Am Ende dieser Reise gelangt man zu der mächtigen Stadt Quinsay [vielleicht hatte der Wissenschaftler von Hangtschou gehört, und dieser Städtenamen wurde durch die Umschreibung in fremde Sprachen so entstellt]. Der Name Quinsay bedeutet ‚Stadt des Himmels‘. Über das Leben und den Reichtum dieser Stadt gehen sonderbare Gerüchte um. Die Stadt liegt in der Provinz Mangi, die an die Residenz des Herrschers, die Provinz Kathai, angrenzt. Von den Antillen aus ist das berühmte Cipangu [die damalige Bezeichnung Japans] in ungefähr zehn Wegabschnitten, in einer Entfernung von schätzungsweise zweitausendfünfhundert Seemeilen, zu finden...“

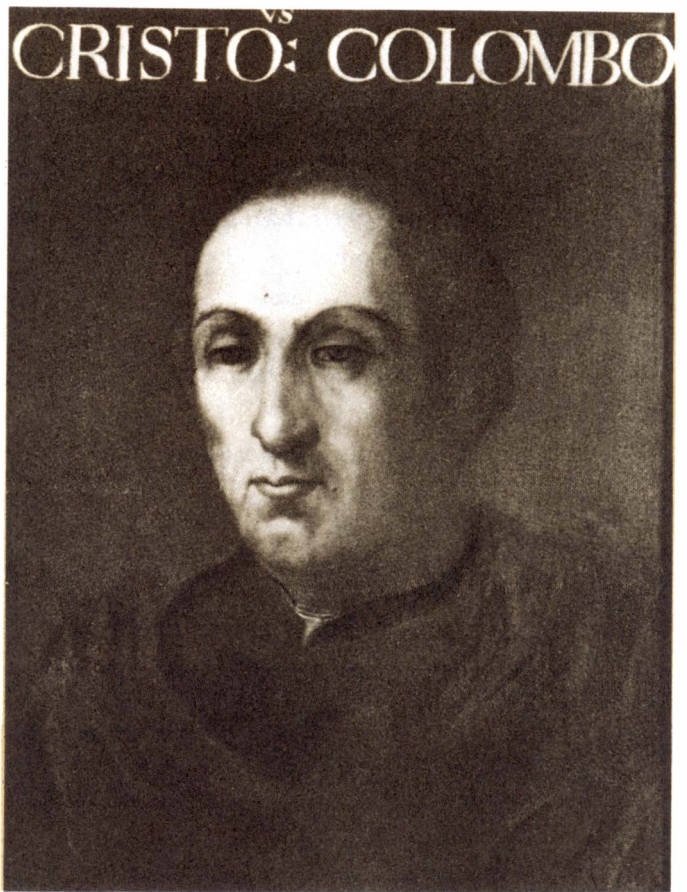
Der Briefwechsel wurde fortgesetzt. Kolumbus' zweiten Brief kennen wir nicht, doch blieb uns die Antwort Toscanellis in mehreren Kopien erhalten. Im Text der einen Kopie zeigen sich (besonders durch die Übersetzung aus dem Lateinischen in andere Sprachen) einige Abweichungen. Las Casas zitiert in seinem Buch „Historia de las Indias“ (Die Geschichte der Inder) den ganzen Briefwechsel auf spanisch. Las Casas behauptet, er habe den Brief Toscanellis „mit eigenen Augen gesehen und in der Hand gehalten“.

Der andere Toscanelli-Brief enthält noch entschiedenere und ermutigendere Aussagen:

„Dein Plan ist hochherzig und großartig: Du willst in westlicher Richtung zu den Ländern des Ostens segeln... Der genannte Weg ist nicht nur möglich, sondern wahr und sicher. Zweifellos ist die Fahrt ein rühmliches Vorhaben, das der ganzen christlichen Welt zum Nutzen und zur Ehre gereichen wird. Du konntest das noch nicht so klar sehen wie ich; weil Du noch nicht die Mög-



3



1

2



1. Ein nicht verbürgtes Bildnis Christoph Kolumbus' aus dem 16. Jahrhundert. 2. Ein anderes Bild von Kolumbus; ein Werk von Germano Costa. Besonders die große Ähnlichkeit der Nase, des Mundes und der Kinngegend machen es wahrscheinlich, daß beide Bilder Kolumbus darstellen. 3. Die *Santa Maria*, die *Niña* und die *Pinta*: die drei Schiffe, mit denen Kolumbus seine erste Entdeckungsfahrt unternahm. Wahrscheinlich eigene Zeichnung des Admirals

lichkeit hattest, von so bedeutenden und klugen Männern zuverlässige Daten zu sammeln...“

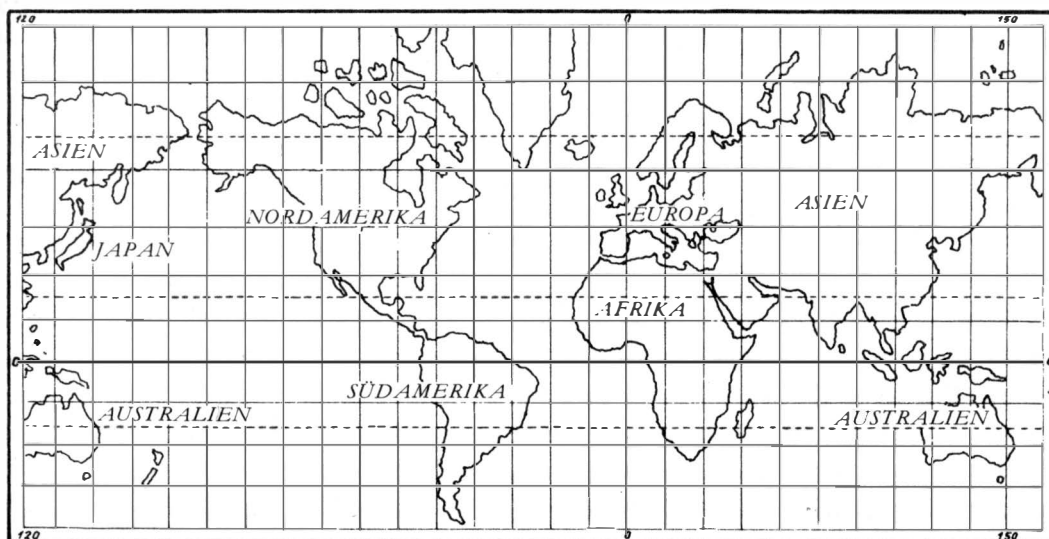
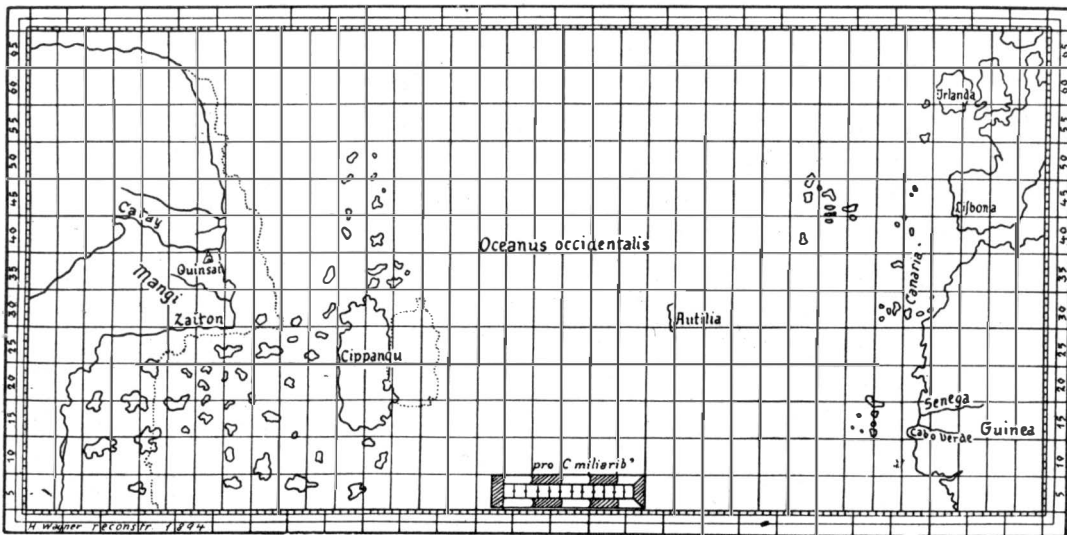
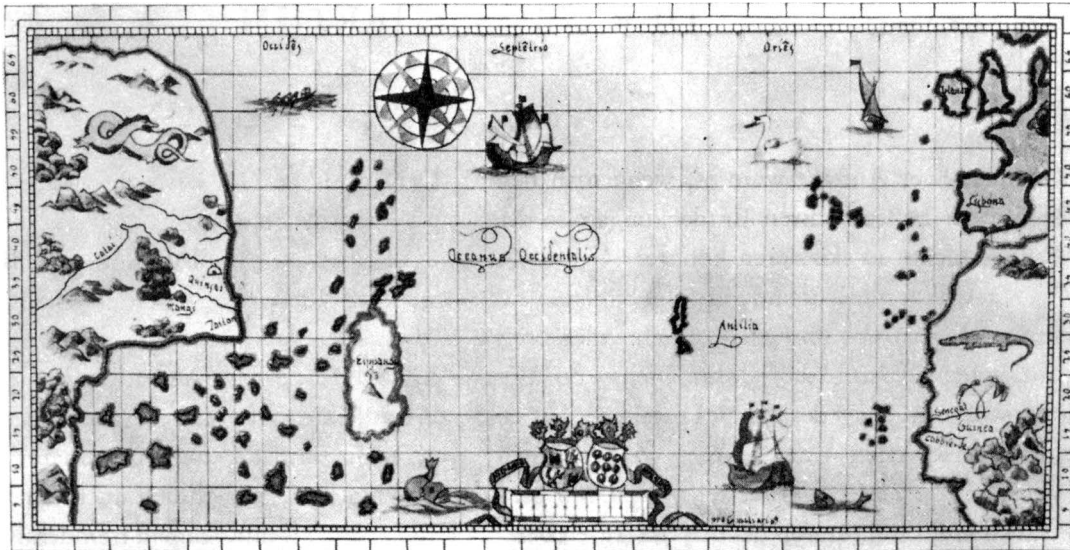
Der Briefwechsel mit dem namhaften Gelehrten, dessen Glaubwürdigkeit häufig bestritten wurde, aber für wahrscheinlich zu halten ist, war für die Pläne von Christoph Kolumbus von großer Bedeutung. Die Briefe und die Karte Toscanellis bekräftigten die von Kolumbus hartnäckig verteidigte Wahrheit.

Waren einzelne Daten auch ungenau oder aus

der Luft gegriffene Behauptungen, so waren die Vorstellungen von Toscanelli und Kolumbus in den Hauptzügen doch stichhaltig. Die Reise hätte also erfolgreich verlaufen können, wenn nicht ein unerwartetes Hindernis dazwischengetreten wäre, ein Hindernis, von dessen Existenz noch niemand wissen konnte.

Dieses Hindernis war nichts Geringeres als ein mächtiger, sich vom Nordpol bis zum Süden erstreckender Kontinent.





Die beiden „Toscaneli-Karten“ – und die Wirklichkeit. Aus der Übereinstimmung der Zeichnungen ist klar ersichtlich, daß die europäische Wissenschaft vor der Reise von Kolumbus keine Ahnung von der Existenz des mächtigen, zwischen Europa und Ostasien liegenden Kontinents – Amerika – hatte; dieser Kontinent stellte sich dem nach Indien strebenden Kolumbus „in den Weg“

## DER GROSSE IRRTUM

Welch schöner Auftakt wäre es, wenn man den Beginn der bedeutendsten Entdeckungsreise der Weltgeschichte so skizzieren könnte:

... Dutzende mutiger und gut ausgebildeter Seefahrer drängten sich im Hafen; miteinander streitend, boten sie dem Admiral ihre Dienste an. Ein jeder wollte an Bord des Schiffes gelangen, das zu einem verwegenen Unternehmen in See stach. Wer zurückgewiesen wurde, der trottete mit hängendem Kopf traurig von dannen. Es waren herrlich gebaute, gut ausgerüstete Segelschiffe; der großen Aufgabe würdig...

Aber die Wirklichkeit sah ganz anders aus.

Die Bevollmächtigten des spanischen Königshofes verpflichteten die Stadt Palos für die Ausrüstung der Flotte von Christoph Kolumbus. Die Bewohner dieses an dem südwestlichen Zipfel der spanischen Küste gelegenen Hafens nahmen die „Auszeichnung“ ohne besondere Erregung, eher mißmutig zur Kenntnis.

Es reizte sie nicht, sie waren an wagehalsige Unternehmungen gewöhnt. Die Reichsten ihrer Bewohner waren die Schiffsreeder, die Eigentümer oder Mieter der Fisch- und Handelsflotten, die Händler oder Geldverleiher. Die Besitzlosen jedoch waren die Seefahrer, Fischer, Schiffszimmerleute, die Seiler und Segeltuchmacher. Fast ohne Ausnahme lebten alle Paloser vom Meer. Ihre Schiffe – und das war überall so – beförderten im Frieden Waren, im Kriege wurden sie zu Kriegsschiffen. Doch auch im Frieden kam es häufig vor, daß einzelne Handelsschiffe die günstige Gelegenheit auf offener See ausnutzten und ohne Zögern ein schwächeres Segelboot kaperten.

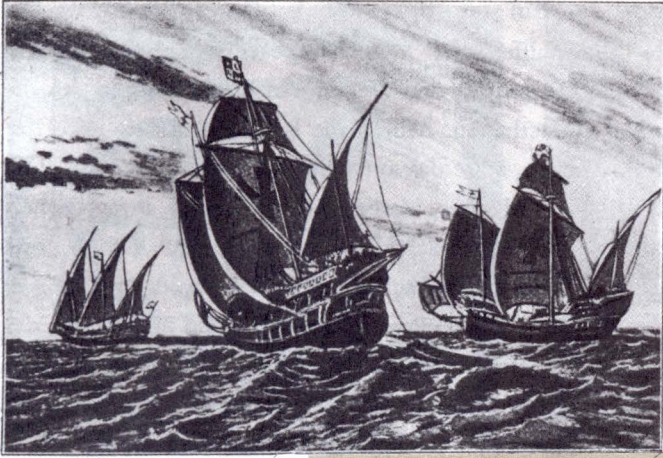
Einige Paloser Schiffe hatten nun gerade zu dieser Zeit portugiesische Schiffe angegriffen und sich ihrer Fracht bemächtigt. Zwischen beiden Ländern bestand ohnehin kein freundschaftliches Verhältnis. Die Portugiesen forderten Genugtuung.

Der spanische Hof bestrafte also Palos. Er verpflichtete die Stadt, zwei Schiffe für die Expedition des Kolumbus auszurüsten und mit Besatzung zu versehen. Für einen großen Teil der Kosten mußte somit Palos aufkommen. Es ist daher verständlich, daß die Paloser von dem königlichen Befehl nicht besonders erbaut waren. Dazu liebten sie die Schifffahrt entlang der Küste mehr, die sicheren Gewinn und gelegentlich auch ein wenig Beute versprach, als unter einem fremden Kommandanten auf den wilden und unbekanntem Ozean hinauszufahren, und dazu noch zu eigenen Lasten.

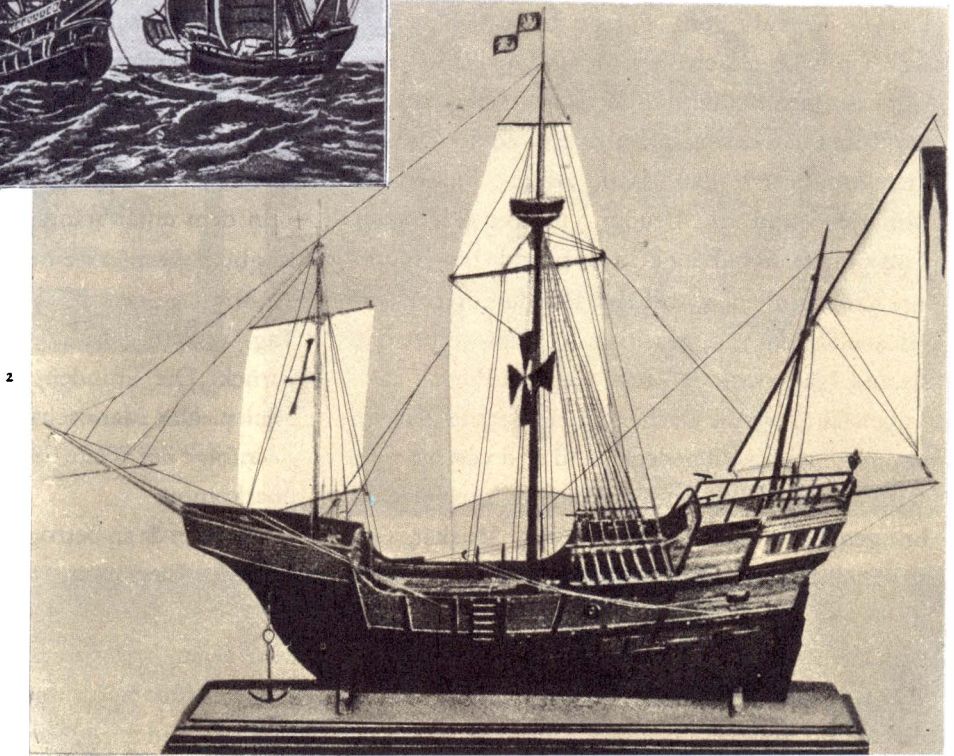
Wochen- und monatelang verzögerten sie die Ausführung des königlichen Erlasses. Als dann eines schönen Tages alle Schiffe auf einmal aus dem Paloser Hafen verschwanden, sie waren im wahrsten Sinne des Wortes geflohen, war die Geduld der königlichen Behörden zu Ende. Kam dieser Streich der ehrbaren Paloser doch einem offenen Aufstand gleich. Herr Peñalosa, der Bevollmächtigte des Königs, diskutierte nicht mit dem Rat der Stadt und mit den Schiffseigentümern. Er ließ schöne, nagelneue Mörser und Feldschlangen in die Zitadelle schleppen und ihre Rohre auf die Wohnhäuser richten. Zwei Kriegsschiffe beorderte er in den Hafen und neue Truppen an die Küste. Dann verkündete er erneut den königlichen Befehl. Die Schiffskanonen und die Soldaten erwiesen sich als wirkungsvolles Argument. Die verschwundenen Paloser Schiffe kamen zum Vorschein, und man begann, wenn auch sehr langsam, für die Reise zu rüsten.

Jetzt trat jedoch ein erneutes Mißgeschick ein. In der Seefahrerstadt war kein einziger Seemann zu finden. Sie hatten sich alle verflüchtigt.

Wer weiß, wann oder ob die Karavellen Christoph Kolumbus' überhaupt ausgelaufen wären, wenn nicht plötzlich eine günstige Wendung eingetreten wäre.

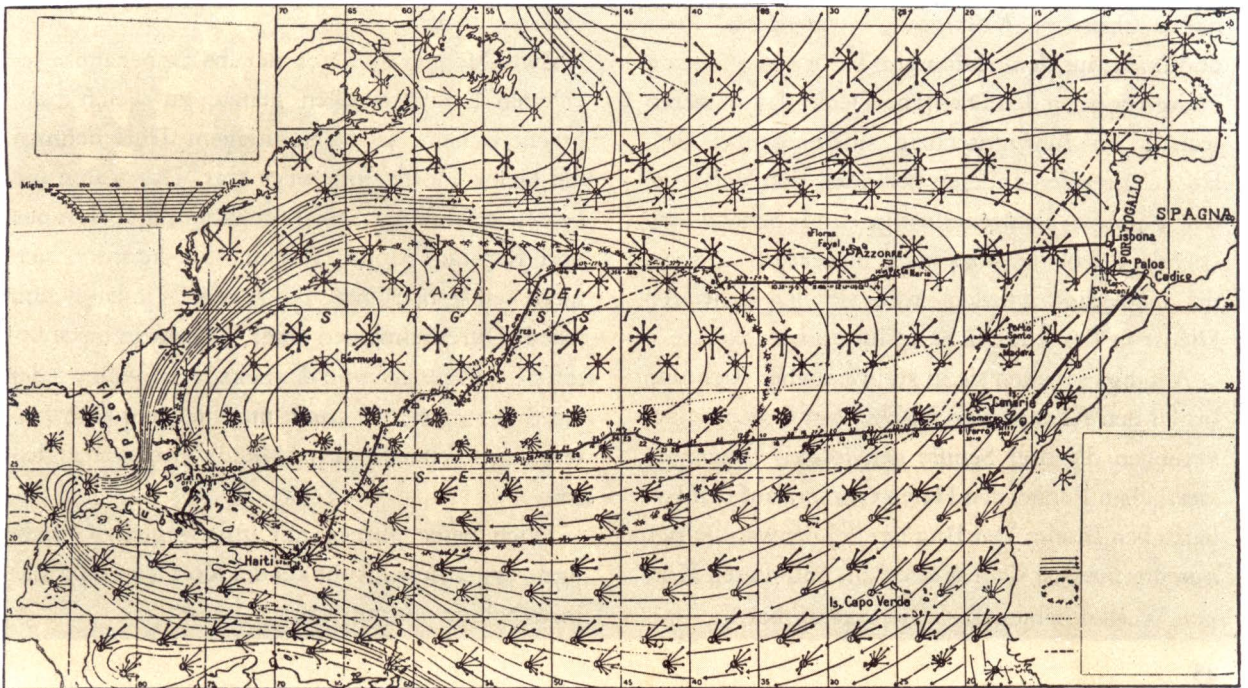


1



2

1. Die drei Schiffe des Kolumbus während der Fahrt. 2. Die *Santa Maria*, das Leitschiff von Kolumbus; eine Rekonstruktion. 3. Eine nach dem Logbuch der ersten Reise von Kolumbus angefertigte Karte über Seeweg, Windrichtungen und Meeresströmungen



3

Einer der angesehensten, wohlhabendsten und verwegensten Schiffsbesitzer, Martin Alonso Pinzón, der berühmte Seefahrer, Pirat, Kaufmann und Kapitän, war von langer Fahrt nach Hause zurückgekehrt. Pinzón war der Held berühmter und gewinnbringender, wenn auch manchmal ein wenig dunkler Abenteuer; unter ihm dienten die Paloser Seeleute gern. Pinzón hatte sich bereits früher für das ungewöhnliche und großangelegte Unternehmen Kolumbus' interessiert. Ihn lockten der Ruhm und das märchenhafte Gold des Ostens. Man einigte sich, daß Martin Alonso Pinzón auf dem einen und sein Bruder Vincente Yanez auf dem anderen Schiff der kleinen Flotte von Kolumbus Kommandant wurde. Im Handumdrehen waren alle Hindernisse beseitigt. In Palos verbreitete sich die Nachricht, daß auch Kapitän Pinzón nach Indien fährt, wo die Dächer der Häuser mit Ziegeln aus massivem Gold gedeckt sind und von wo man säckeweise Perlen und Edelsteine nach Hause bringen kann. Doch auch Ingwer, Muskat, Gewürznelken und Pfeffer sind Gold wert, und auch wegen der chinesischen Seide und des teuren Saftes zum Färben von Stoffen lohnt sich die Fahrt.

Die Schiffe wurden in Ordnung gebracht, und auch an Mannschaft bestand kein Mangel mehr. Am 2. August 1492 liefen die drei Schiffe des Admirals Christoph Kolumbus, *Santa María*, *Pinta* und *Niña*, aus dem Hafen von Palos aus. Neunzig Mann versahen den Dienst an Deck; davon waren sechzig bis fünfundsechzig sturmerprobte Seeleute. Unter den anderen befanden sich Vertraute des Königs, abenteuerlustige und Schätze suchende Edelleute, aber auch mehrere Sträflinge, die begnadigt wurden, weil sie den schweren Dienst in der königlichen Flotte übernahmen.

Anfangs segelten sie in südwestlicher Richtung bis zu den Kanarischen Inseln. Am 6. September verließen die drei Schiffe den letzten bekannten westlichen Punkt, den Hafen Gomera auf den Kanarischen Inseln. Der Bug der Schiffe wandte sich nun unmittelbar dem Westen zu, und diesen Kurs gen Westen behielten sie hartnäckig bei . . .

Ein günstiger Wind blähte die Segel. Die Schiffe, drei kleine, zerbrechliche Nußschalen, tanzten auf den Wellen. An Deck strafften sich die Mastleinen, hallten die Kommandorufe der Offiziere, ätzte das aufspritzende Salzwasser die Haut der Männer, verbrannte die Sonne ihre Körper. Der Admiral saß in seiner engen Kajüte, sein Federkiel lief schnell über das Papier und schrieb Zeile für Zeile und viele Zahlen. Er prüfte das Ergebnis der Messungen und stellte fest, wie viele Seemeilen sie in den vergangenen vierundzwanzig Stunden zurückgelegt hatten.

In dem unter ständigem Verschuß gehaltenen Logbuch vermerkte er:

„Montag, den 10. September. – Während der Tag- und Nachtfahrt legten wir 240 Seemeilen zurück. Die Stundengeschwindigkeit betrug 10 Meilen. Der Mannschaft sage ich nur 192, damit sie infolge der Weite der Fahrt keine Verzweiflung überkommt.“

Und von da an betrog sie der Admiral jeden Tag, bei jeder Eintragung, um ein, zwei Dutzend Seemeilen. Seine Vorsicht war berechtigt. In den ersten Tagen herrschte noch Ruhe; doch dann wurden die Männer unruhig. Und sie wären noch mehr in Angst und Sorge gewesen, wenn sie gewußt hätten, wie weit sie bereits von ihrem eigenen Land entfernt waren . . .

Zwei Männer an Deck der ins Unbekannte segelnden Schiffe wußten genau, zu welchem halsbrecherischem, ja wahnwitzigem Unternehmen die kleine Flotte unterwegs war. Das waren die beiden erfahrenen Seefahrer Admiral Kolumbus und Kapitän Alonso Pinzón. Sie konnten sich nicht selbst betrügen. Bei jedem Windstoß und jedem Durchschneiden eines Wellenkamms spürten sie, daß sie sich von der bekannten Welt wieder ein Stück entfernt hatten, um vielleicht dem Untergang, vielleicht dem Nichts entgegenzugleiten . . .

Doch beide gingen mit unbewegtem Gesicht und gut gespielter Ruhe auf der Kommandobrücke ihres Schiffes auf und ab.



1. Darstellung von zwei Menschen auf einer farbigen Decke aus der Inkazeit. 2. Mittelamerikanische, aus Gold gehämmerte Maske. Sie wurden auf den Mumien der Herrscher befestigt. Siehe Bildtafel Seite 97. 3. Mittelamerikanischer Wandteppich in Gobelintechnik

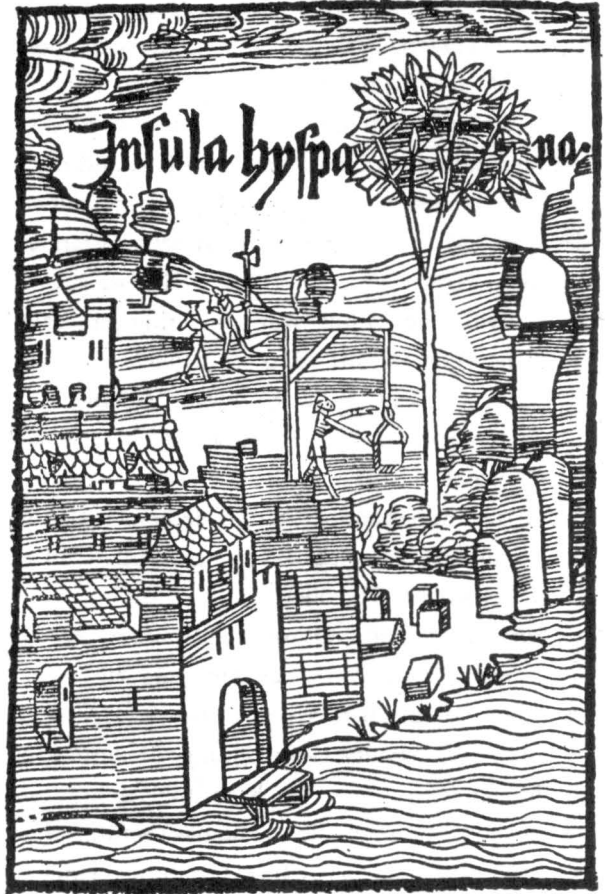


2



3





1. Zeitgenössisches Bild von der Landung Kolumbus' auf der Insel Hispaniola (Häiti). 2. Zeitgenössisches Bild von der ersten europäischen Kolonie, die Kolumbus auf der Insel Hispaniola errichtete.

Logbuch von Kolumbus. In dem Text bringt der Admiral die Hoffnung zum Ausdruck, daß seine Verleumder zu besserer Einsicht gelangen werden

Ya plácido así de mí. Considerando estos afanes y peligros  
 arámbulo abalumaré a una grande victoria plij. a Dios  
 e videré a los difamadores de mi honra e con tanta de  
 fidelidad y malicia se faga cuenta de mí. difamado mi esp. la  
 sin confusión de mi honor y del bien. e dejenamiento de  
 sus Algas

Es gab Zeichen, die für einen Augenblick Hoffnung erweckten. Man sah Vögel, die sich nicht weiter als achtzig bis hundert Seemeilen von der Küste entfernen, um die Schiffe herumfliegen. Kolumbus wußte jedoch, daß sie dem Festland noch nicht so nahe sein konnten. In dem an der Oberfläche des Meeres schwimmenden Seegras fanden sie einen Krebs, einen Flußkreb! Dabei gab es nirgendwo einen Fluß, nur den endlosen, salzwasserhaltigen Ozean. – Ein schmaler Streifen am Horizont... Land? Es war nur ein Nebelfleck.

Alles vermerkte der Admiral des westlichen Ozeans im Logbuch.

Seit dem 6. September hatten sie keinen Baum, kein Gras und kein Land mehr gesehen. Und es war bereits der 6. Oktober...

„Sonnabend, der 6. Oktober. – Heute haben wir 160 Seemeilen in westlicher Richtung zurückgelegt. Der Mannschaft sage ich nur 132 Meilen. Nachts hatten wir eine Besprechung; Martin Alonso Pinzón schlug vor, die Richtung nach Westsüdwest zu verändern. Ich habe das Gefühl, Martin Alonso möchte so zur Insel Cipangu gelangen; ich aber bin der Meinung, daß wir bei einer Richtungsänderung später Land erreichen. Es ist ratsamer, erst den Kontinent zu finden und dann in Richtung der Inseln zu segeln.“

Einen Monat irrten sie bereits zwischen Himmel und Wasser umher. Und der Admiral fragte sich, sollte er nun zuerst nach Cipangu (Japan) oder zum asiatischen Kontinent... Er dachte überhaupt nicht daran, daß sie eine ganz andere Küste anlaufen könnten.

Wieder vergingen die Tage. 112 Meilen. 48 Meilen. 90 Meilen. 236 Meilen. Wie der Wind die Schiffe gerade trieb.

Über die Nacht vom 11. zum 12. Oktober 1492 schrieb der Admiral eine lange Eintragung in das

Tagebuch. Er fixierte Wetterangaben, berichtete über die Schnelligkeit und die am Tage zurückgelegte Strecke. Er schrieb, daß sie schwimmendes Schilf sahen.

Den üblichen Eintragungen folgten dann die entscheidenden Sätze:

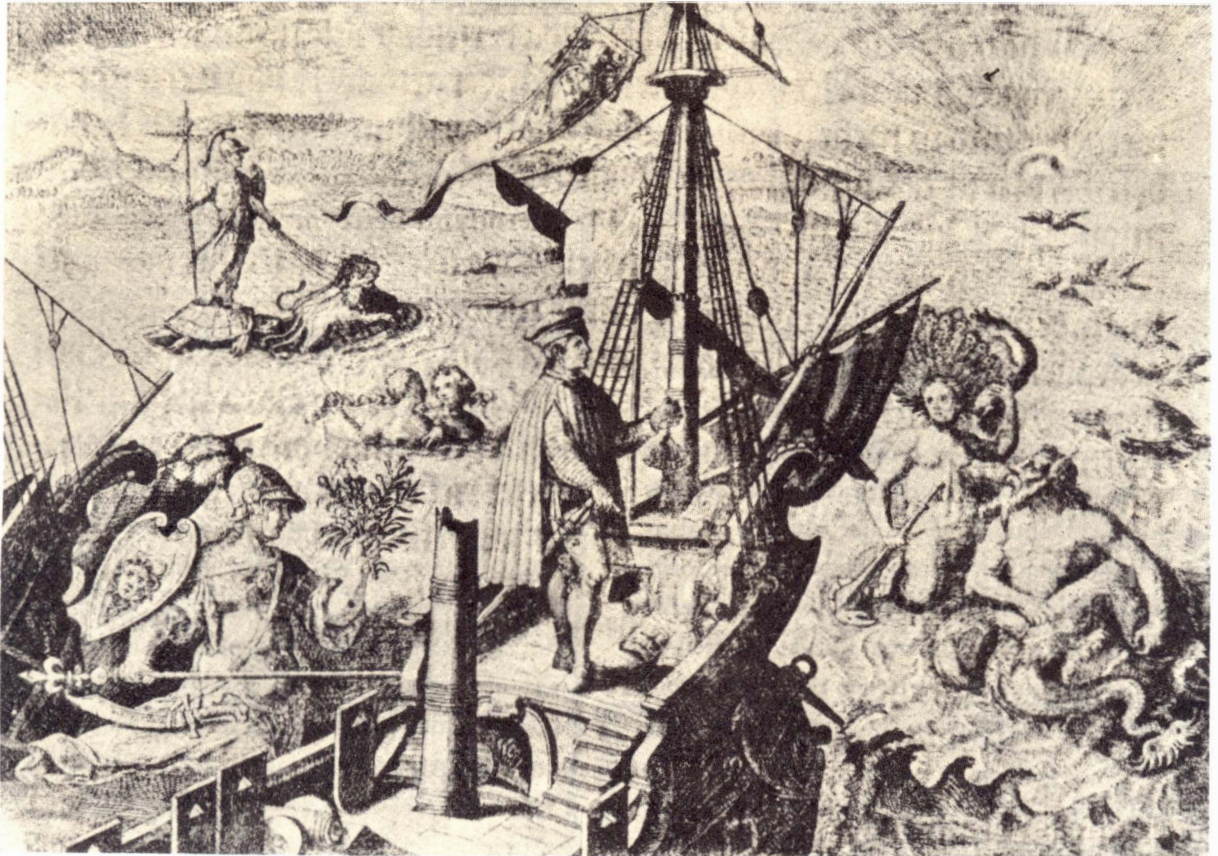
„Die schneller als die beiden anderen Schiffe segelnde *Pinta* lief an der Spitze der Flotte; so erblickte man von Deck der *Pinta* zuerst das Land, von dort erhielt ich die Meldung nachts um zwei Uhr. Ein Matrose mit Namen Rodrigo da Triana entdeckte das Land als erster, obwohl auch ich am Abend um zehn Uhr von der hinteren Brücke meines Schiffes aus einen fernen Schein wahrgenommen hatte; er war jedoch so schwach, daß ich nicht wagte, Festland zu verkünden.“

Ein Geschütz feuerte, die Flagge ging hoch. Das waren die vereinbarten Zeichen für alle Seeleute in der kleinen Flotte. Im Morgengrauen, am Freitag, dem 12. Oktober, erblickten Kolumbus und seine Gefährten den Strand, mit weißem Sand bedeckt, von unbekanntem Bäumen umsäumt. Das Ziel der Reise war erreicht, die Mühe nicht vergeblich gewesen. Kolumbus war auf einer Insel am Ostrande der Bahamas gelandet, die heute Watling-Island heißt.

Kolumbus und die Seinen kamen als Eroberer. Mit feierlichem Zeremoniell nahmen sie das entdeckte Land im Namen des spanischen Königshauses in Besitz.

Aus dem Logbuch geht hervor, daß sich der Admiral eifrig auf den Besuch von Cipangu vorbereitete. Kolumbus war fest davon überzeugt, hier irgendwo in der Nähe Japan zu finden... Kolumbus fuhr noch einige Monate im Karibischen Meer umher und kam auch nach Kuba und Haïti. Er glaubte, daß alle diese Inseln zu Indien gehörten.





1

1. Symbolische Zeichnung von der Entdeckung Amerikas.  
 2. Zeitgenössischer Stich von der Landung Kolumbus'. 3. Bericht von der Entdeckung Amerikas; Titelbild und letzte Seite eines 1497 erschienenen deutschsprachigen Büchleins

3

Gyn schön hübsch lesen von etlichen inslen die do in kurzem zyt funden synd durch dē künig von Hispania. vnd sagt vō großen wunderlichen dingen die in dē selbē inslen synd.

2



Getructet vß der karlonischen zungen vnd vß dem latin zu alm. vnd ist etwaa wa ein a stec dar zu gesezert nach dē vnd es Colomeus vnd die anderen meister der castrographi leren vnd schreiben. wañ der es funden hat der schreibet es ee vor dar von geschriben ist worden. vnd dem künig auch darvō geseit ist worden. Ee das er gefande ist worden d̄z zu er faren.

Getructet zu strasburg vß grüneck vß meyster Bartlomeß Kibler im iar. M. CCCC. lxxv. vß sant Jeronymus tag.

## HUNDE, DIE NICHT BELLEN...

Die Bewohner der karibischen Inseln kannten die in ihrer unmittelbaren Nähe gelegenen großen hochzivilisierten Reiche in Mexiko und auf der Halbinsel Yucatán nicht. Die Inselbewohner lebten ihr ereignisloses Leben; und es gibt nur nebelhafte Spuren dafür, daß hier und da ein Sklavenhändlerschiff der Azteken oder der Maya hierher verschlagen wurde, einige Dutzend Inselbewohner mitnahm und wieder verschwand. Ein solches Ereignis betrachteten sie sicher als eine Naturkatastrophe, wie den Sturm, das Erdbeben oder die Springflut – und vergaßen es wieder. Weder Kolumbus noch die späteren Reisenden stellten irgendeine Verbindung zwischen den Bewohnern der Inseln und den Hochkulturen in Mittelamerika fest.

Das Leben auf den Inseln verlief seit Jahrhunderten unverändert. Die Stämme lebten voneinander isoliert. Sie lebten vom Fischfang und von der Jagd, denn bei dem günstigen Klima produzierte die Erde alles Notwendige gleichsam von selbst. Ihre Ansprüche waren nicht hoch, sie brauchten Essen und Trinkwasser und gegen die Kälte und den Regen eine Hütte. Sie gingen unbekleidet. Sie benutzten ein paar primitive Hausgeräte, Jagd- und Fischfanggerätschaften, deren Form und Herstellungsweise sich von dem Vater auf den Sohn vererbte. Mit ihren Booten konnten sie keine längeren Fahrten unternehmen.

Ängstlich, verständnislos, aber ohne jede Feindseligkeit empfingen sie die unerwartet „aus dem Himmel heruntergefallenen“ Seefahrer. Ihr erstes Zusammentreffen mit dem weißen Menschen ging ungetrübt und reibungslos vor sich.

Kolumbus schrieb über die Inselbewohner: Es „fehlt... den Eingeborenen aller dieser Inseln... an Eisen und Waffen, zu deren Gebrauch sie nicht geschickt sind... An Stelle der Waffen führen sie nur trockene Rohrstäbe, deren Enden sie mit

dolchähnlichen Spitzen aus trockenem Holz versehen... Wenn sie sich... sicher fühlen, so überwinden sie jede Furcht, sie sind gutmütig, zutraulich und freigebig mit allem, was sie besitzen. Niemand versagt dem Bittenden, was er besitzt, ja sie selbst fordern auf, es zu nehmen. Allen zeigen sie die größte Liebenswürdigkeit; wertvolle Dinge geben sie für Kleinigkeiten hin und sind mit wenig oder nichts zufrieden... Sie glauben fest daran, daß alle Kraft, alle Gewalt, alles Gute im Himmel sei und daß auch ich mit meinen Schiffen und meiner Mannschaft vom Himmel gekommen bin... Deshalb sind sie keineswegs dumm..., im Gegenteil, sie sind äußerst klug und scharfsinnig; sie kennen das Meer und berichten in staunenswerter Weise über alles mögliche.“

Kolumbus achtete streng auf seine Leute und erlaubte keinerlei Gewalttätigkeiten.

Die begierig spähenden Augen der Spanier suchten indessen nach Gold und Edelsteinen. Zu ihrem Glück besaßen die Inselbewohner weder Gold noch andere Kostbarkeiten. Als dann die ersten europäischen Ansiedlungen entstanden, entdeckte man als einzigen Wert der Urbewohner ihre Arbeitskraft. Damit fanden die ersten freundschaftlichen Beziehungen ein Ende, die Eroberer wurden zu gewinnsüchtigen Sklavenjägern.

Kolumbus und seine Mannschaft brauchten jedoch noch keine Sklaven. Sie nahmen nur einige Inselbewohner auf ihre weitere Fahrt als Führer und Dolmetscher mit.

Christoph Kolumbus hielt weitere Beobachtungen in seinen Tagebüchern fest: „Die Inselbewohner halten sich Hunde als Haustiere – doch diese Hunde bellen nicht...“

Die Hunde bellten nicht. Die Stämme schlugen keine Kampftrommel. Die Weißen feuerten keine einzige Schußwaffe ab. Es flogen keine Pfeile und Wurfspere aus dem Dickicht. Die ersten Tage



1



2



3

1. bis 3. Illustrationen zum Bericht von Kolumbus aus dem Jahre 1493

und Wochen nach der Eroberung der Neuen Welt vergingen in friedlicher Stille.

Schöne Menschen lebten auf der Insel. Sie waren von schlankem Wuchs, mit gut geformtem Körper und – nach den Worten von Kolumbus – „gewinnenden Gesichtszügen“. Ihr dichtes, langes Haar schnitten sie auf der Stirn kurz, am Hinterkopf fiel es jedoch bis auf die Schultern herab. Einzelne bemalten sich das Gesicht, andere den ganzen Körper mit grauer, weißer und roter Farbe. Kleidung trugen sie im allgemeinen nicht; auf einzelnen Inseln wanden sich die Frauen jedoch ein Baumwolltuch um die Hüfte. Zur Jagd (als Wurfspieß) und zum Fischfang (als Harpune) benutzten sie einen Hartholzstock mit einer Spitze, die aus einer starken Fischgräte oder aus Knochen gefeilt war. Kolumbus vermerkte mit großer Verwunderung in seinem Tagebuch, er habe keinerlei Anzeichen dafür bemerkt, daß sie religiös seien.

Die Schiffe hatten den Ozean jedoch nicht überquert, um ethnographische Studien zu betreiben und sich mit den Bewohnern der Insel anzufreunden. Der Admiral vergaß seine beiden Ziele nicht: den asiatischen Kontinent zu erreichen und wertvolle Gewürze, hauptsächlich jedoch Gold, zu erwerben! Bereits in den ersten Tagen streifte er mit seinen Schiffen zwischen den Inseln umher; er beobachtete, forschte und versuchte mit schwerfälliger Zeichensprache zu erfahren, in welcher Richtung das größere Festland läge und wo Gold, viel Gold zu finden sei.

Der Admiral klammerte sich an jede neue Nachricht, die er für wichtig und glaubwürdig halten konnte:

„Dienstag, den 23. Oktober. – Heute habe ich mich entschlossen, zur Insel Kuba aufzubrechen. Auskünfte über die Größe und den Reichtum der Insel lassen mit Sicherheit annehmen, daß es sich bei dieser Insel um Cipangu handelt.“

Einige Tage später lagen die drei Schiffe in der kubanischen Bucht vor Anker.

Hier ähnelte alles dem bisher Gesehenen, doch waren die Spanier bereits in eine Welt mit ent-

wickelterer Kultur eingetreten. Nicht weit von der Küste entfernt trafen sie auf eine größere Ansiedlung.

„Bei unserem Eintreffen flohen die Bewohner der Siedlung, ihr Hab und Gut zurücklassend. Ich verbot meinen Leuten, etwas anzufassen. Meiner Meinung nach ist diese Siedlung schöner als alle anderen, die wir bis jetzt gesehen hatten. Und ich glaube, je mehr wir uns dem Kontinent nähern, um so schöner wird alles sein. Die geräumigen Hütten der Siedlung erwecken den Eindruck eines Soldatenlagers, nur sind sie nicht in einer Reihe angeordnet, sondern wachsen unregelmäßig hier und dort aus dem Boden hervor. Das Innere der Hütten ist rein und ordentlich; ihre Einrichtungsgegenstände sind reich geschmückt. Wir fanden auch viele kleine Plastiken, die meist Frauen darstellten, und wir sahen wunderbar gearbeitete Masken. Ich weiß nicht, ob die Inselbewohner diese Gegenstände als Schmuck oder zu religiösen Zeremonien verwenden. Auch hier gibt es Hunde, die nicht bellen. Wir sahen wild lebende und gezähmte Vögel, erstaunlich gut angefertigte Netze, Fischfanggeräte und Waffen. Es ist wahrscheinlich, daß die Bewohner des Küstenstreifens fischen und ihre Beute ins Innere der Insel befördern. Die Insel ist außerordentlich schön, ich konnte mich gar nicht satt sehen an so viel Schönem.“ . . .

„Ich werde nichts unversucht lassen, um zu dem Großen Khan zu gelangen, der sich meiner Vermutung nach in diesem Gebiet oder in einer Stadt von Cataio [Kathai-Kina] aufhalten muß. . .“

Die Eintragung vom 1. November erwähnt, daß man Menschen mit Gold- und Silberschmuck gesehen hätte. Am anderen Tag schickte Kolumbus Aufklärer ins Innere der Insel. Einer von ihnen war „Luis de Torres, der angeblich gut hebräisch und chaldäisch und auch etwas arabisch sprechen konnte“.

Vier Tage später kehrten die Aufklärer zurück. Sie hatten viel gesehen, ausgenommen den Großen Khan. In ihren Berichten wird zum erstenmal eine gewisse Pflanze erwähnt, „die die Menschen bren-



nend in der Hand halten und sich, dem hiesigen Brauch entsprechend, mit ihr beräuchern“.

Die Kubaner rauchten Zigarren, die bis dahin in Europa unbekannt waren.

Noch zwei Monate lang irrte Christoph Kolumbus in der Inselwelt des Karibischen Meeres umher. Zuerst mit drei Schiffen, dann mit zwei und schließlich mit nur einem Schiff. Denn Martin Alonso Pinzón hatte am 11. November genug von dem ständigen Umherkreuzen. Er machte sich selbständig, segelte mit der *Pinta* weiter, um auf eigene Faust die märchenhaften Goldschätze des Ostens zu suchen. Ende Dezember lief dann das eine der beiden zurückgebliebenen Schiffe, die *Santa María*, auf eine Sandbank und ging unter. Von den drei Schiffen segelte allein die *Niña* unter dem Befehl von Christoph Kolumbus nach Europa zurück. Im März 1493 erreichte Kolumbus Spanien. Dort bereitete man ihm einen glanzvollen Empfang.

Noch dreimal überquerte er den Atlantischen Ozean. Seine vierte Fahrt unternahm er 1502, zehn Jahre nach seiner ersten Überfahrt. Inzwischen hatten sich die Kolonisatoren und Abenteurer be-

reits an vielen Stellen auf den von ihm entdeckten Inseln angesiedelt. Kolumbus jedoch suchte weiter das asiatische Festland, den Großen Khan und die Heimat des Goldes. Auf seiner letzten Fahrt kam er in die Bucht von Honduras, in die unmittelbare Nähe der Halbinsel Yucatán. Hätte er hier den Nachrichten geglaubt, dann hätte er zumindest das lang ersehnte Gold gefunden, den blendenden Reichtum der großartigen Maya-Städte von Yucatán, Chichén Itza, Majapan, Uxmal.

Doch der Admiral war in seinem Leben bereits so vielen falschen und mißverstandenen Nachrichten gefolgt, daß er ihnen jetzt, wo er wirklich vor dem großen Ziel stand, nicht zu glauben vermochte. Statt nach Yucatán wandte er den Bug seines Schiffes in eine andere Richtung; er begann erneut endlos in der Inselwelt herumzuirren.

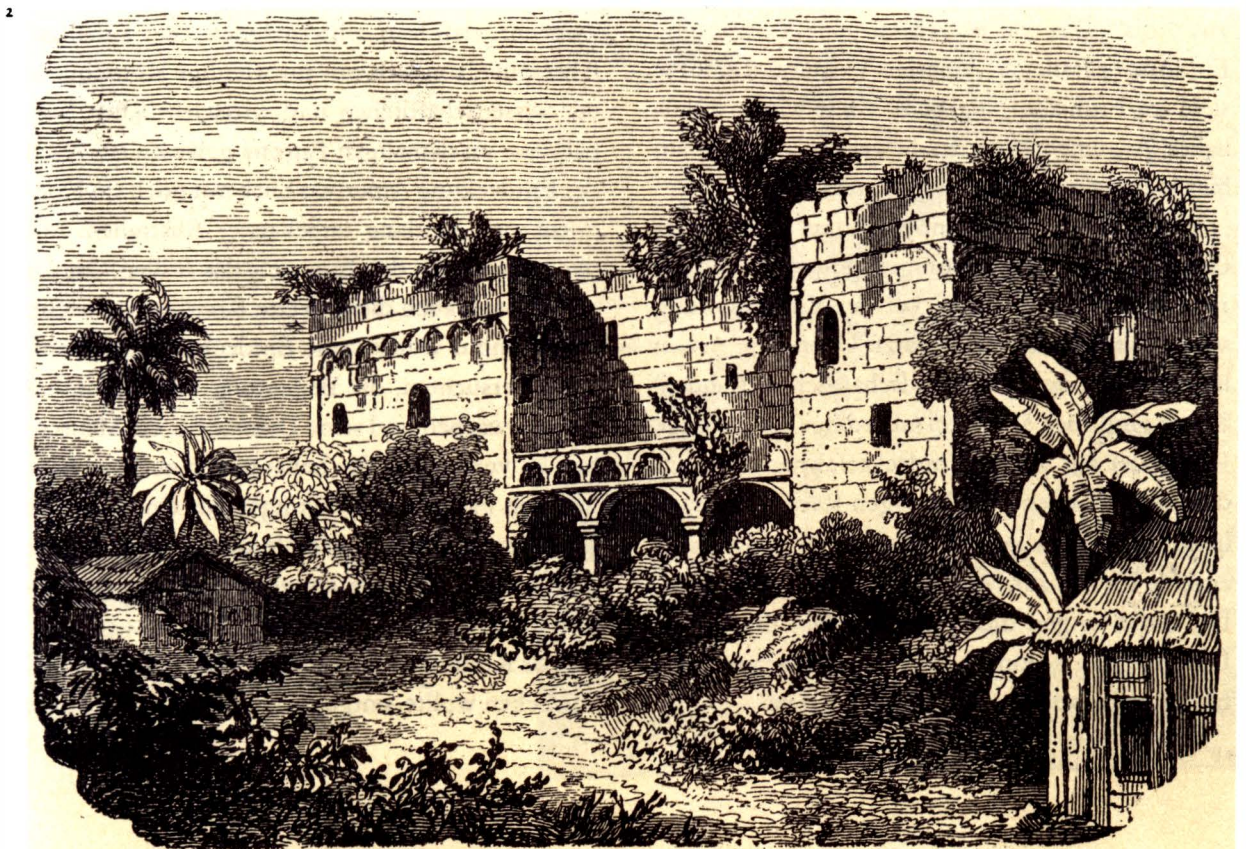
Nach Stürmen und Verschwörungen, Schiffbruch und Meutereien, Niederlagen und Demütigungen kehrte er schließlich nach Spanien zurück, müde, ausgebrannt und alt.

Danach segelte er niemals mehr an jene Küsten, wo ihn bei seinem ersten Eintreffen die Menschen so freundlich empfangen und die Hunde die weißen Ankömmlinge nicht angebellt hatten.



1. Skizze der zweiten, dritten und vierten Seereise von Kolumbus. Die durchgehende Linie zeigt die zweite, die punktierte Linie die dritte und die gestrichelte Linie die letzte, die vierte Fahrt. 2. Die

Ruine des Schlosses von Christoph Kolumbus auf der Insel Hispaniola (Haïti)



## EROBERER UND EROBERTE

Intrigen und Mangel an Achtung brachten Kolumbus in den letzten Jahren seines Lebens um seinen Ruhm. Er mußte prozessieren, mit Eingaben in den Vorzimmern warten, um wenigstens einen Teil der im Vertrag festgelegten Rechte zu verteidigen. War ihm doch zugesichert worden, daß er in den eroberten Gebieten Vizekönig, Admiral und Gouverneur werden sowie 10 Prozent aller Waren und 8 Prozent aller Handelsgewinne erhalten sollte. Und bis zu seinem Tode hat er nicht erfahren, daß er einen neuen Erdteil entdeckt hatte; bis zuletzt glaubte er ebenso wie die meisten seiner Zeitgenossen, er sei an der Ostküste Asiens gewesen.

Dabei lebte er noch, als zwei seiner Landsleute die Wahrheit entdeckten. Der Wissenschaftler und Humanist Petrus Martyr Anglerius erwähnte Kolumbus bereits ein halbes Jahr nach seiner ersten Rückkehr als „*Entdecker einer Neuen Welt*“ (novus orbis). Zwei Jahre später wiederholte er in einer anderen Abhandlung den Ausdruck „novus orbis“. Das war jedoch nur eine Vermutung. Ein anderer Italiener, Amerigo Vespucci, bemühte sich, im Frühjahr 1503 bereits mit wissenschaftlicher Argumentation zu beweisen, „es scheint, hier wurde ein neuer Erdteil entdeckt“.

Vespucci hat selbst eine wichtige Rolle in der Geschichte der Entdeckungen gespielt. 1497 bis 1498 hatte er Kolumbus bei der Organisation seiner dritten Fahrt unterstützt. Über diese Arbeit hinaus waren sie auch freundschaftlich verbunden. Später ging auch Vespucci (allerdings im Auftrage Portugals) auf große Entdeckerfahrten: Er landete in der Gegend des heutigen Recife (in Brasilien), segelte gut 4000 Kilometer an den Küsten entlang bis hin zur Mündung des Río de la Plata. Die Erfahrungen dieser Reise ließen ihn zu der Überzeugung kommen, daß es sich hier um einen bisher unbekanntem Kontinent handele.

Seiner mutigen und neuartigen Behauptung hatte er es zu verdanken, daß man den neuen Erdteil später „Die Länder des Amerigo“ nannte. Daraus entstand der Name „Amerika“.

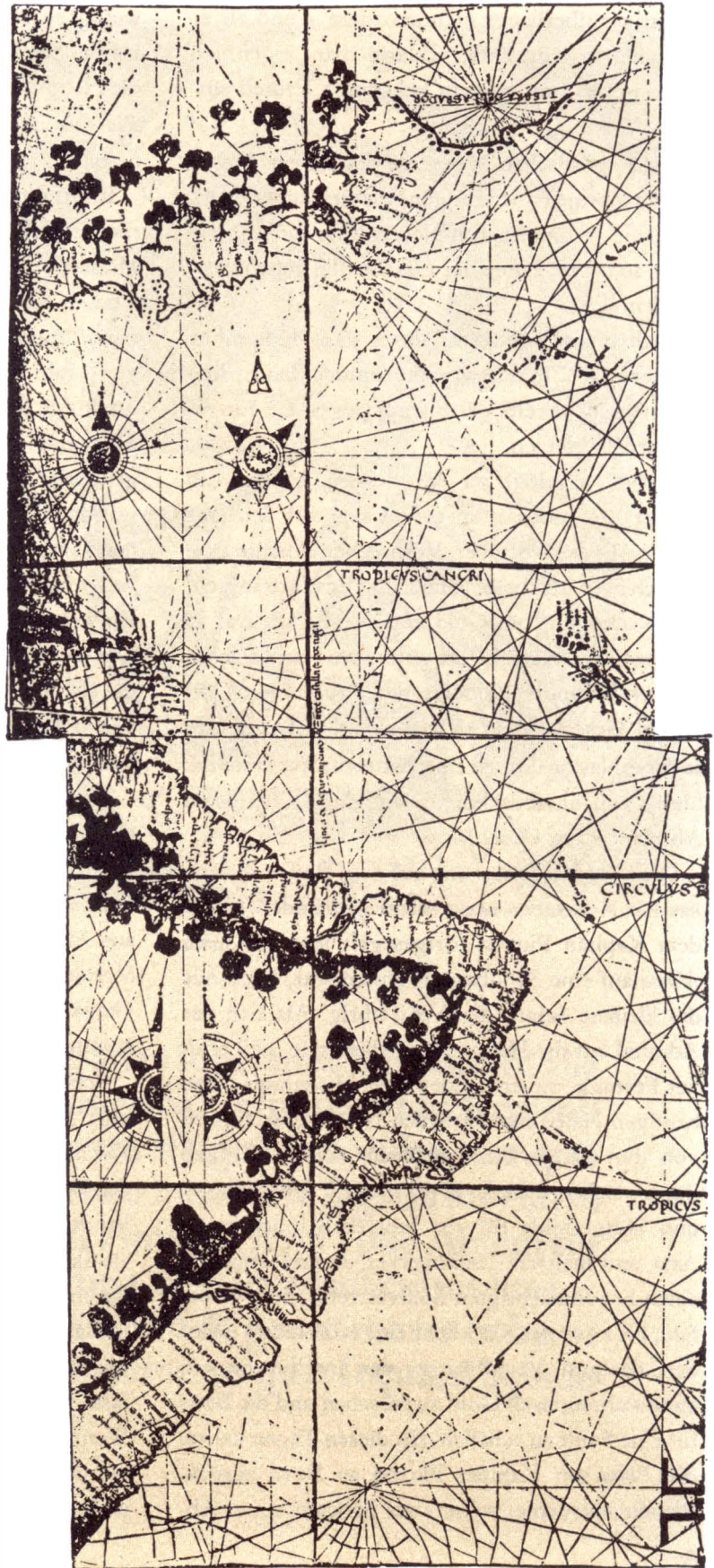
Auf diese Weise wurde der neue Erdteil nicht „Kolumbia“, sondern „Amerika“ getauft.

In den folgenden Jahren und Jahrzehnten war Vespucci nicht der einzige westliche Seefahrer. Man könnte sagen, die Offensive der Entdecker gegen die Küste von Amerika begann in breiter Front, vom Norden bis zu den weit unterhalb des Äquators liegenden südlichen Gebieten. Hätte Kolumbus nicht Amerika entdeckt, dann hätten es andere einige Jahre später gefunden. Das wird ohne Zweifel auch dadurch dokumentiert, daß zum Beispiel Cabot und später Cortereal die Küsten Nordamerikas erreicht haben und daß Cabral, dann Pedro Alvarez de Lepe und später Vespucci und andere erfolgreich nach Südamerika vorgedrungen sind. Damit wird nicht das Verdienst von Christoph Kolumbus geschmälert, es zeigt vielmehr, daß sein Unternehmen kein zufälliges Abenteuer, sondern eine notwendige Konsequenz der wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse im damaligen Europa gewesen ist. Nach der Entdeckung Amerikas blieb nur noch ein Kontinent eine Zeitlang unbekannt: Australien. Mit der Erkundung der Inselwelt des Stillen Ozeans wurde dann auch dieser letzte Kontinent erreicht.

Kolumbus wurde seine Entdeckung mißgönnt. Viele versuchten, die Bedeutung von Kolumbus abzuschwächen und seine Dienste für die Menschheit zu verringern. Sie behaupteten auch, er habe von den Fahrten der Wikinger vor einem halben Jahrtausend gewußt, sein Verdienst sei somit nur sehr gering. Voltaire antwortete diesen Angreifern geistvoll:

„Als Kolumbus die andere Hälfte der Erdkugel entdecken wollte, entgegnete man ihm, daß etwas





1525 angefertigte Landkarte von den neu entdeckten Gebieten; die durchlaufende senkrechte Linie ist die vom Papst gezogene Grenze, mit der er die Neue Welt zwischen Spanien und Portugal aufteilte

Derartiges überhaupt nicht existiere – und als er sie dennoch entdeckte, erklärte man, eigentlich habe er einen seit langem bekannten Erdteil entdeckt.“

Diese spöttischen Worte verdeutlichen, besser als langwierige Erörterungen, wieviel Unverstand, Neid und Mißgunst dem Neuen auch damals, wie schon so oft im Laufe der Geschichte, gegenüberstanden.

Nach bitteren letzten Jahren starb Kolumbus im Jahre 1506. In dem von ihm entdeckten Erdteil hatte damals bereits der Kampf gegen die Eingeborenen begonnen.

Flotten segelten zu den fernen Ufern. Ein wahrer Menschenstrom ergoß sich auf den entdeckten Erdteil: Streber, Verbrecher, Abenteurer, die sich nach Macht, Schätzen und Besitz drängten. Die Nachricht vom Gold zog sie alle an. Das in der spanischen Geschichte unter dem Namen „conquista“ bekannte Zeitalter der Eroberungen (in dessen Geschehnisse sich auch bald Abenteurer anderer Nationalitäten einschalteten) war einer der blutigsten, unmenschlichsten und abstoßendsten Abschnitte der Geschichte.

Die erste Niederlassung auf dem Boden Amerikas hat Kolumbus noch selbst gegründet. Nachdem Kapitän Pinzón fortgesegelt und die *Santa María* auf eine Sandbank gelaufen war, blieb nur das kleinste Schiff, die *Niña*, übrig. Als sich der Admiral auf die Heimreise vorbereitete, ließ er in der Festung, die er auf der Insel Hispaniola (dem heutigen Haïti) hatte erbauen lassen, eine Anzahl von ihm ausgewählter Seeleute zurück. Er gab ihnen Lebensmittel, Werkzeuge, Schießpulver und Saatgetreide für ein Jahr, ließ ihnen einen Arzt und mehrere Handwerker da und ernannte einen bevollmächtigten Stellvertreter, dem er befahl, bis zu seiner Rückkehr eine Kolonie zu gründen, das gute Verhältnis zu den Inselbewohnern zu bewahren, nach Gold zu forschen und die Basis für eine Stadt zu schaffen. (In diesen Tagen kehrte die *Pinta* mit Kapitän Pinzón an Bord zurück. Pinzón versuchte, seine zwei Monate lange Ab-

wesenheit mit irgendwelchen Vorwänden zu erklären. Schließlich traten beide Schiffe gemeinsam die Heimreise an. Ein starker Sturm aber trieb die *Pinta* ab, so daß Kolumbus allein in Spanien landete.)

Ein trauriges Schicksal ereilte diese erste amerikanische Kolonie Spaniens. Der nach kaum zehn Monaten wieder zurückkommende Kolumbus fand an der Stelle der Festung „La Navidad“ nur noch Trümmer vor. Nach längeren Nachforschungen erfuhr er von einem befreundeten Stamm, daß unter den Zurückgebliebenen Zwistigkeiten ausgebrochen waren, die Kolonisten hatten sich gegenseitig befehdet, duelliert und ausgeraubt, es war zu Mord und Totschlag gekommen, in kleinen Gruppen waren sie dann zu Raubzügen ins Innere der Insel aufgebrochen, wo sie von den Einwohnern der Wälder vernichtet worden waren. Die kaum ein halbes Dutzend zählenden Spanier, die sich in der Festung aufgehalten hatten, waren von Eingeborenen angegriffen und bis auf den letzten Mann getötet worden.

Das war das Schicksal der ersten Niederlassung der Weißen in der Neuen Welt.

Aus dem Kampf untereinander und dem Krieg mit den Ureinwohnern, aus Raub und Massakern, aus Machthunger und der Jagd nach Gold, aus Verrat und Meuchelmord setzte sich das traurige Gemälde der Eroberung des neuen Kontinents zusammen.

Schon Kolumbus empfahl dem spanischen König: „Die Bewohner besitzen keine besonderen Kenntnisse von Waffen... Sollten Eure Hoheiten den Befehl erteilen, alle Inselbewohner nach Kastilien zu schaffen oder aber sie auf ihrer eigenen Insel als Sklaven zu halten, so wäre dieser Befehl leicht durchführbar, da man mit einigen fünfzig Mann alle anderen niederhalten und zu allem zwingen könnte... Eure Hoheiten müssen den Entschluß fassen, aus ihnen Christenmenschen zu machen. Wenn einmal der Anfang gemacht ist, so wird binnen kurzer Zeit eine Unmenge von Völkern unserem Glauben gewonnen sein, während gleich-

Lettera di Amerigo Vespucci  
delle isole nonamente  
tronate in quattro  
suoi viaggi.



1. Titelblatt des von Amerigo Vespucci 1499  
herausgegebenen Reiseberichtes. 2. Amerigo  
Vespucci, nach dem Amerika benannt wurde.  
3. Einige Zeilen aus dem 1497 herausgegebenen  
Buch des deutschen Wissenschaftlers Waldsee-  
müller, in dem er vorschlägt, den neuen Erdteil  
zu Ehren des „scharfgeistigen“ Amerigo Ve-  
spucci „America“ zu nennen

Nūc ꝑo & hę partes sunt latius lustratę/& alia  
quarta pars per Americū Vesputiū (vt in sequenti-  
bus audietur) inuenta est/quā non video cur quis  
iure vetet ab Americo inuentore sagacis ingenij vi-  
ro Amerigen quasi Americi terrā / siue Americam  
dicendā: cū & Europa & Asia a mulieribus sua for-  
tita sint nomina. Eius sitū & gentis mores ex bis bi-  
nis Americi nauigationibus quę sequunt̄ liquide  
intelligi datur.

zeitig Spanien große Gebietsteile und ansehnliche Reichtümer erwerben wird.“

Niemand dachte daran, daß in dem entdeckten Erdteil Menschen leben, die auch Rechte haben. Die europäischen Könige und die Kirchenfürsten, die Händler, Seefahrer und Feldherren hielten es für selbstverständlich, daß demjenigen, der gewaltsam einen Teil des Bodens und der Schätze der Neuen Welt an sich riß, das Besitzrecht zukomme.

Zwischen den beiden großen Rivalen, den beiden Seefahrernationen Spanien und Portugal, kam es zu Streitigkeiten über ihre Vormachtstellung auf See und in den entdeckten Landgebieten. Nach kurzer, erbitterter Auseinandersetzung kam man überein, der Papst solle als Schiedsrichter über die Aufteilung der Erde entscheiden. Erneute Diskussionen, Bestechungen, Drohungen und Erpressungen folgten, und kaum zwei Monate nach der ersten Rückkehr von Christoph Kolumbus verkündete im Mai 1493 Papst Alexander VI. (Borgia) in einer Bulle feierlich seine Entscheidung. Hundert Seemeilen westlich der Azoren zog man eine Linie auf der Landkarte: auf der einen Seite dieser Linie gehörte alles bereits entdeckte und noch zu entdeckende Land Spanien, auf der anderen Seite Portugal. Ein Jahr später modifizierten beide Länder in dem sogenannten Vertrag von Tordesillas die Trennungslinie und glaubten, damit sei die Angelegenheit endgültig geordnet. Über das Eigentumsrecht der Ureinwohner fiel selbstverständlich in der Bulle des Papstes und in dem Staatsvertrag kein einziges Wort. Mit ihnen sollte folgendermaßen verfahren werden:

„Alle jene Menschen, die an den alleinigen Gott, an den Schöpfer des Himmels und der Erde, glauben wollen, sollen mit Sanftmut bekehrt werden. Die in ihrem Irrglauben verstockten barbarischen Stämme hingegen müssen gedemütigt werden!“

Dieser Satz war gleichsam eine Aufforderung zum Kreuzzug. Die Ureinwohner – damals nannte man sie auf spanisch bereits Indios, als Überbleibsel jenes Glaubens, Amerika sei mit Indien iden-

tisch –, die Indios also sollten sich entweder bedingungslos unterwerfen, oder sie sollten mit Feuer und Schwert ausgerottet werden.

Es ging um Menschen, die unter völlig anderen Verhältnissen lebten, eine unbekannte Sprache sprachen und kein einziges Wort der spanischen Missionare verstanden. – Die europäischen Bewaffneten, die in die Heimat der Indios eindringen, wurden damit zu jeglicher Gewalthandlung bevollmächtigt. Durch die päpstliche Anordnung glaubten sie noch, daß ihre Eroberungs- und Raubzüge einem heiligen Ziel dienten.

Spanier und Portugiesen waren nicht damit zufrieden, daß sie durch die Entdeckungsfahrten die gewünschten Handelsbeziehungen anknüpfen könnten. Sie nutzten ihre bessere Kriegstechnik aus und begannen die neu erschlossenen Gebiete mit Grausamkeit und Betrug zu erobern und auszubeuten. Die unterworfenen überseeischen Gebiete, die von einem europäischen Land abhängig waren, nannte man Kolonien.

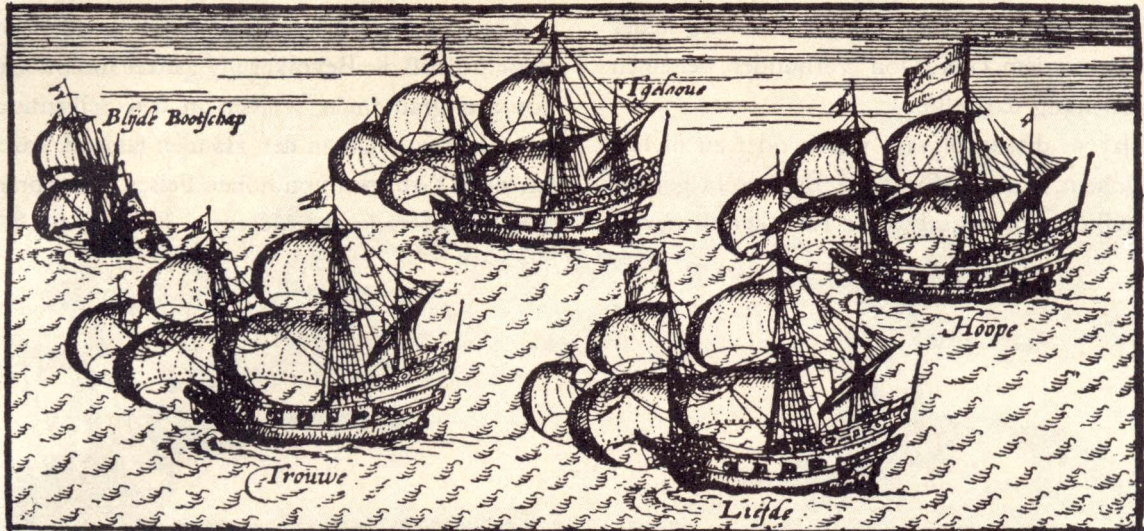
Auf der Insel Hispaniola (Haiti) wurde die erste große spanische Kolonie gegründet. Hier war der Sohn des Admirals, Diego Kolumbus, einige Zeit lang Gouverneur. Statthalter des gesamten entdeckten Erdteils wurde der Spanier Don Nicolás de Ovando, der Oberbefehlshaber des Alcantara-Ritterordens.

Auf der Insel wurde Silber gefunden, und Bergwerke wurden erbaut. Heute kann man nicht mehr feststellen, wessen Schicksal grausamer war: das jener Indios, die in die Bergwerke getrieben wurden, oder derjenigen, die als Sklaven zusammen mit dem Boden als Gunstbezeugung des Gouverneurs einem unternehmungslustigen spanischen Kolonisten geschenkt wurden, der sich ansiedeln wollte.

Zeitgenössische Berichte von Augenzeugen erzählen Einzelheiten von der Grausamkeit der Eroberer. Die unter den schweren Lasten zusammenbrechenden Indios versuchte man mit Peitschenhieben und Fußtritten auf die Beine zu stellen und weiter zur Arbeit zu zwingen. Man schlug ihnen

# U Tijdloopigh verhael van tgene de vijf

Schepen (die int jaer 1598. tot Rotterdam toegerust werden / om dooz de Straet Magellana haren handel te dypen) wedetwaren 18. tot den 7. September 1599. toe / op welken dagh Capiteijn Sebald de Weert . met twee schepen / dooz onweder vande Plote verstenen werdt. Ende dooz in was groot gebaer ende elende hy by de vier maenden daer naer in de Straet ghelegghen heeft / tot dat hy ten lesten heel rebdeloos sonder schupe oft boot / maer een anker behouden hebbende / dooz hooghdringhende noot weder naer huyse heeft moeten keeren. meest beschjeden dooz M. Barent lantz. Cirurgijn.



Amsterdam, by Zacharias Heijns, inde Warmoeltraet, inde Hooft-dueghden.

1

1. Ein illustriertes Zeitungsblatt, das von der Fahrt fünf holländischer Schiffe durch die Magellanstraße berichtet. 2. Wandernde indianische Familie; der Mann mit Bogen in der Mitte des Bildes raucht eine riesige Zigarre. 3. Vasco Núñez de Balboa, der Entdecker des Stillen Ozeans



2



3

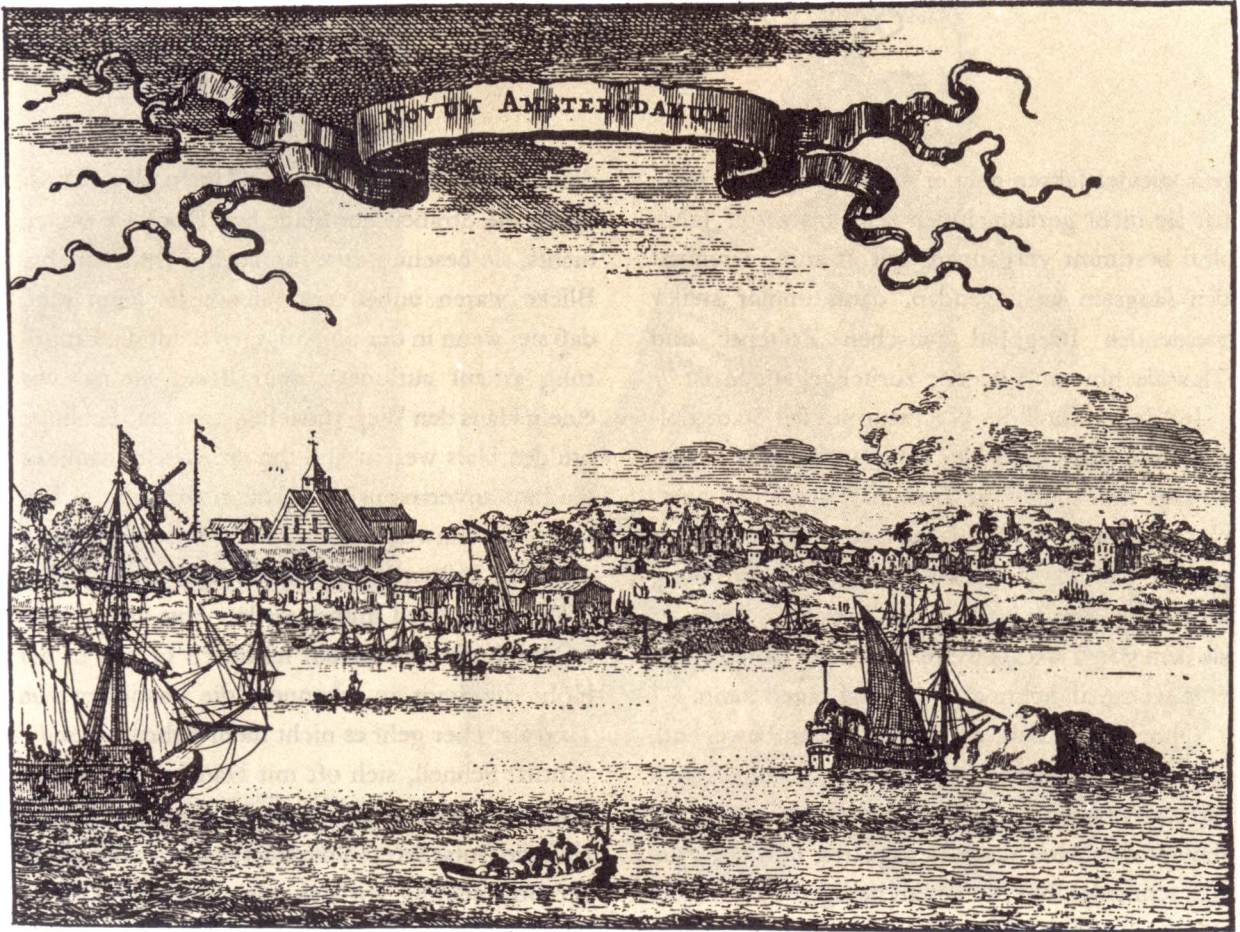
die Zähne mit dem Gewehrkolben aus und hetzte abgerichtete Bluthunde auf sie. Zu diesem Zweck wurden andalusische Doggen über das Meer geholt. Der Name eines dieser besonders blutdürstigen und starken Hunde wurde sogar vermerkt: Becerillo hat mehr als dreihundert Indios gestellt oder sie, weil sie sich zur Wehr setzten, zerrissen – deshalb wurde sein Name als Anerkennung seiner Dienste mit dem Titel „Don“ verbunden, der einen adligen Rang darstellte.

Sklaven, die unfolgsam waren oder zu fliehen versuchten, wurden für Jahre in Fesseln gelegt; sie mußten sich mit schweren Eisenketten an den

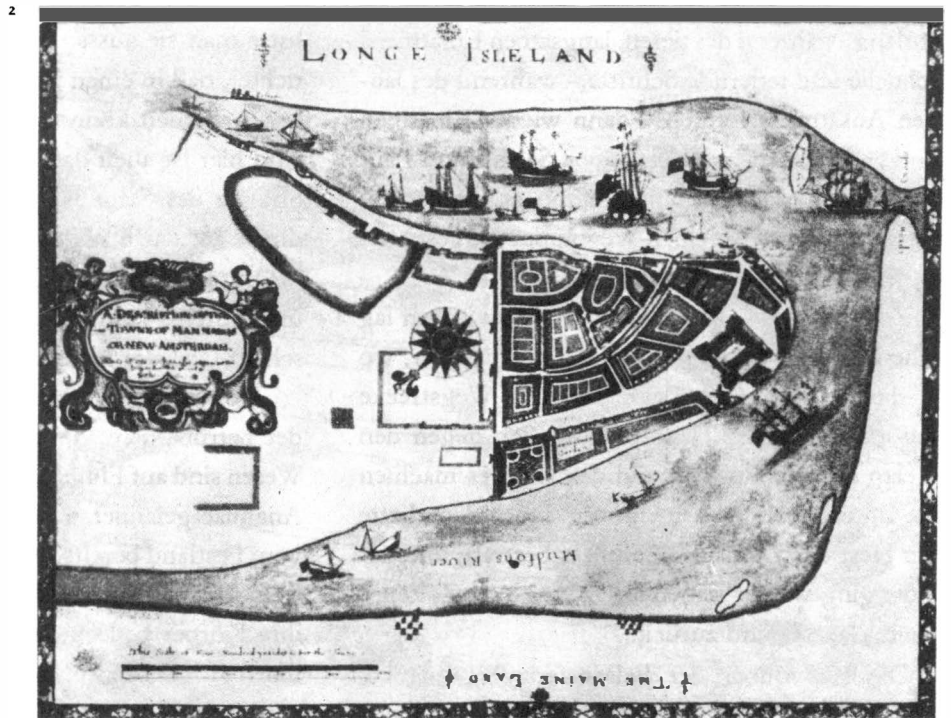
Füßen zur Arbeit schleppen, bis sie der Tod erlöste. Als Strafe wurde den Indios das Gesicht und die Brust mit glühendem Eisen gebrannt und in die Wunden heißes Pech gegossen.

Das Verstümmeln oder Abschneiden von Nase und Ohren zählte nicht zu den besonders schweren Strafen.

Auch darüber gibt es glaubhafte zeitgenössische Berichte, daß die Bevölkerung ganzer Indiodörfer vor den grausamen Weißen in den Selbstmord geflüchtet ist: sich an den Händen fassend, stürzten sie in Gruppen von hohen Felsen oder sprangen in die Strudel des Meeres.



1



2

1. Ansicht von New York (New Amsterdam, Novum Amsterodamum) aus dem Jahre 1625.
2. Älteste Karte von New York - damals noch New Amsterdam; 1661 gezeichnet

## QUETZALCOATL LANDET

Seit wieviel Jahren geht er diesen Weg? Der Bote hat sie nicht gezählt. Doch zehn bis zwölf Jahre sind bestimmt vergangen, seit er zum erstenmal den langsam ansteigenden, dann immer steiler werdenden Bergpfad zwischen Zoltepec und Tlaxcala hin- und wieder zurückgegangen ist.

Im Erdgeschoß des Wachtturmes der Stadt Zoltepec wartet er. Trifft der Bote aus dem Osten ein, so sagt ihm dieser die Botschaft sechsmal, achtmal, zwölfmal, so oft, bis auch er sie wortwörtlich gelernt hat. Dann macht er sich auf den Weg. Unterwegs wiederholt er die Botschaft, damit er sie dem von Tlaxcala weiterlaufenden Boten ebenfalls sechsmal, achtmal, zwölfmal sagen kann.

Ohne einen Laut, nur seine Lippen bewegend, sagt er die Botschaft vor sich her. Gibt er auch nur ein einziges Wort falsch weiter, so bringt man ihn auf den Altar des Kriegsgottes, und der Priester schneidet ihm mit einem heiligen Steinmesser das Herz aus der Brust.

Mit militärischer Genauigkeit trabt er den Pfad entlang: während des tiefen, langsamen Einatmens schnelle und federnde Schritte – während des langen Ausatmens Laufen – dann wieder Einatmen und Schritte. So im Wechsel von Schritt und Laufen ist das gleichförmige Tempo am besten zu ertragen, schafft er seinen Weg in der vorgeschriebenen Zeit.

Zehn Jahre . . . , zwölf Jahre . . . Dazwischen lag eine Zeit, es war noch gar nicht so lange her, wo er die Nachrichten auf einer anderen Wegstrecke befördern mußte. Tlaxcala hatte sich gegen den Herrn aufgelehnt, während des Krieges machten die Boten einen großen Umweg. Doch dann hatte der Herr des Zorns die Empörer bestraft, und der Bote ging wieder seinen alten Weg von Zoltepec nach Tlaxcala und zurück.

Die Einwohner der Felsenstadt Tlaxcala beobachteten ihn finster, wie er mit den Insignien

des Königs Montezuma, des Herrn des Zorns, durch die Straßen der Stadt lief. Doch sie sagten nichts, sie beschimpften ihn auch nicht. Nur ihre Blicke waren unheilverkündend. Es kann sein, daß sie, wenn in der ungefügigen Stadt die Empörung erneut auflodert, dem Boten einmal vor einem Haus den Weg verstellen, ihm eine Schlinge um den Hals werfen und ihn erdrosseln, damit er die ihm anvertraute Botschaft nicht weitergeben kann. Die Einwohner der Stadt, die finsternen Tlaxcalteken, haßten König Montezuma.

Der Weg wird immer steiler. Hin und wieder ist durch die Felsspalten hindurch bereits in der Höhe die Stadt zu erkennen, die Bastionen von Tlaxcala. Hier geht es nicht mehr Schritt – Lauf – Schritt. Schnell, sich oft mit Händen und Füßen festklammernd, muß er den Pfad hinaufklettern. Und die Botschaft . . . , die Botschaft . . . wiederholt der Bote ständig vor sich her murmelnd. Genau. Wortwörtlich.

Hier ist die Bastion. Vor Menschengedenken hatte man sie aus so mächtigen Steinblöcken errichtet, daß in einen jeden eine Hütte hätte eingelassen werden können. Stein fügte sich an Stein. Und hier ist auch das Tor. Auf den gepflasterten Straßen der Stadt läuft es sich leichter. Er geht direkt auf das Haus der Boten zu.

Der andere Bote, der ihn ablöst, springt auf und horcht, zum Aufbruch bereit, auf die Botschaft. Und der Bote sagt:

„Der Gouverneur der Provinz Cucltlan meldet betrübt dem Herrn des Zorns: Unbekannte Wesen sind auf Flügelschiffen an der Ostküste von Anahuac gelandet, wo sich die Macht des Herrn vom Festland bereits auf das Wasser erstreckt. Die fremden Wesen können Blitz und Donner machen, ihre Körper bedeckt eine feste Hülle. Und unter ihnen gibt es Menschen-Hirsche mit zwei Köpfen, zwei Armen und sechs Beinen. Ihre Haut ist weiß,



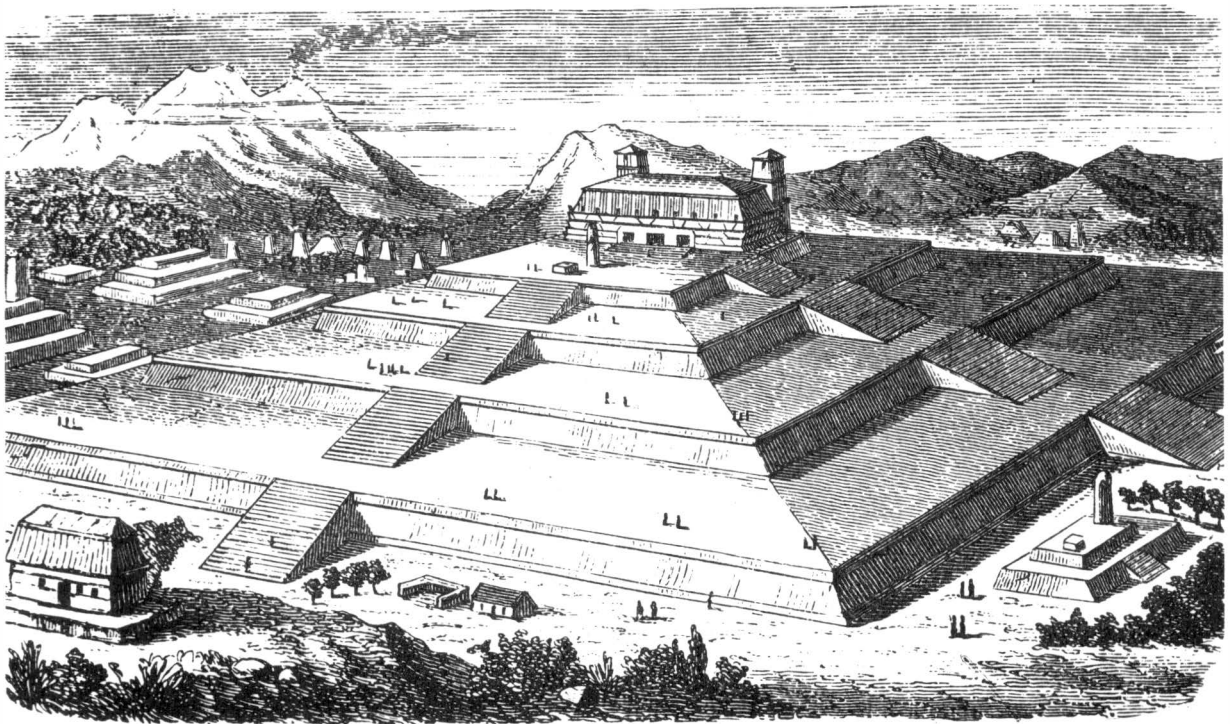


1



2

1. Bildnis von Cortez aus dem Jahre 1525.
2. Ferdinand Cortez, der Eroberer von Mexiko.
3. Haupttempel der Stadt Cholula; Rekonstruktion



3

und sie tragen Bärte wie Quetzalcoatl, der Gott der Luft. Sie sind nicht viele, doch mit ihren blitzenden Stöcken können sie auch auf fünfhundert bis sechshundert Schritt zuschlagen. Am Ufer haben sie ein Lager aufgeschlagen. Der Gouverneur bittet um deinen Befehl: Soll er ihnen Frieden anbieten oder den Krieg erklären? Soll er sie weiterziehen lassen oder vernichten?“

Er wiederholte die Botschaft sechsmal, achtmal, zwölfmal, wie es das Gesetz der Boten vorschrieb. Der andere hörte und wiederholte murmelnd.

Die Nachricht setzte so ihren Weg von Mund zu Mund bis zu dem Sitz des Herrn, der strahlenden Stadt Tenochtitlan, fort.

„Ein Igel ist aus dem Meer hinausgekrochen und hat sich am Ufer niedergehockt...“ Dieser Gedanke kam Ferdinand Cortez, als er das plötzlich aufgeschlagene Lager mit den über den Zaun hinausragenden, nach allen Himmelsrichtungen drohenden Gewehrläufen erblickte. Fünfhundert Fußsoldaten, ungefähr zwanzig Reiter, drei Dutzend Bogenschützen und dreizehn Musketen standen im Lager kampfbereit und warteten auf den Befehl des Kapitäns Cortez. In der Bucht ankerten elf Schiffe; ihre Kanonen hatte man bereits ans Ufer geschleppt.

Cortez stand unbeweglich in der Mitte des Lagers in dem gezimmerten Wachturm. Vor ihm die unheilverkündende Dunkelheit der unbekanntenen Welt der Urwälder.

Ferdinand Cortez war jetzt vierunddreißig Jahre alt. Hier befand er sich nun im April 1519 an der Küste Mexikos, an der Grenze seiner stürmischen Vergangenheit und seiner verwegenen Zukunft.

Aus Ferdinand Cortez hatte nach dem Willen seiner Eltern ein Wissenschaftler oder Pfarrer werden sollen. Er war auch drei Semester auf die Universität von Salamanca gegangen. Dann kamen ein Liebesabenteuer, ein Skandal, ein Sprung von einem Erker, Knochenbruch und Krankenhaus. Als er genesen war, hatte er genug von der gelieb-

ten Frau, von der Universität, von ganz Spanien. Er wurde Söldner, schiffte sich ein wie so viele, die das enge Leben in ihrer Heimat bedrückte. Dort drüben gab sein Onkel, der Gouverneur Don Nicolás de Ovando, dem einundzwanzigjährigen Cortez einen ansehnlichen Grundbesitz und einige hundert Indiosklaven: Er sollte den Boden bearbeiten, Zuckerrohr und wohlriechende Aloen anbauen oder was er wollte und was er konnte.

Ferdinand Cortez kümmerte sich nicht viel um seinen Besitz. Er sehnte sich nach Gold und Macht und nicht danach, auf seiner Plantage die Pflänzlinge zu zählen. Er lauerte auf die Gelegenheit, ausbrechen zu können. Als eine Militärexpedition unter dem Kommando von Don Diego Velázquez nach Kuba ging, um nach Silber und Gold zu forschen und auf Sklaven Jagd zu machen – weil sich auf der Insel Hispaniola die Bergwerke bereits erschöpften und die Arbeitskräfte abnahmen –, schloß sich Cortez dem Heer an, nahm an der Besetzung Kubas und an der Gründung der neuen Siedlungen teil. Damals wurde auch mit dem Bau der Hauptstadt Havanna begonnen.

Die Jahre vergingen. Aufregende und beunruhigende Nachrichten trafen von überall ein. Aufklärer- und Eroberertruppen landeten bald hier und bald dort auf dem Kontinent. Sie erzählten viel von einem jungen Abenteurer, von Vasco Núñez de Balboa, der früher unter einem Befehlshaber namens Enciso gedient hatte, später auf eigene Faust Eroberungszüge leitete; er hatte sich über eine schmale Landenge zur anderen Seite des Kontinents durchgeschlagen. Dort fand er das andere Meer, das er im Namen Spaniens in Besitz nahm und als Stillen Ozean bezeichnete. Das war der letzte, entscheidende Beweis dafür, daß sie sich nicht in Indien befanden, sondern auf einem zwischen Europa und Asien liegenden Kontinent. Balboa wurde mit einem Schlag berühmt. Der treulos verlassene Enciso erhob jedoch Anklage gegen ihn; so wurde Balboa, der Entdecker des Stillen Ozeans, gefangengenommen und hingerichtet. Sein Erbe trat sein Gefährte Francisco



1. Pyramidenförmiger Bau der Maya. Besonders interessant ist, daß er in Übereinstimmung mit den Tagen des Jahres 365 Nischen hat. 2. Relief von Yucatán, das eine Göttin oder Priesterin darstellt. 3. Tempel-Relief von der Halbinsel Yucatán

Pizarro an: Er wurde der Anführer der umherziehenden Abenteuertruppe. Eine andere Expedition, die unter dem Befehl von Gonzalo Córdoba stand, stieß auf die reichen und wundersamen Städte der Mayas auf der Halbinsel Yucatán. Es stimmt, daß dort fast alle zusammen mit ihren Führern umkamen – doch die wenigen Überlebenden, die sich mit ihren zerrissenen Segeln zurückkämpften, erzählten schwindelerregende Dinge: Sie hatten das Goldland gefunden!

Und die anderen ... Grijalva ... Montejo ... Alvarado ... Nacheinander verbreiteten sich die Namen der Helden von mehr oder weniger erfolgreichen Abenteuern.

Nur der Name von Ferdinand Cortez war nicht unter ihnen. Er befand sich wieder einmal in großer Not. Er hatte der jüngeren Tochter von Velázquez, des neuen Gouverneurs, die Ehe versprochen – es sich dann aber anders überlegt und sich, statt zu heiraten, lieber einer Gruppe von Verschwörern gegen den Gouverneur angeschlossen. Er wollte zum Vizekönig flüchten, um Klage gegen Velázquez zu erheben, doch eine Patrouille des Gouverneurs überfiel sein Boot. Cortez entkam, er stellte sich unter den Schutz des Asylrechts eines Tempels. Doch dann söhnte er sich wieder mit dem Gouverneur aus und hielt nunmehr feierlich um die Hand der Tochter an – als Mitgift bat er um den Rang als Befehlshaber einer großen Expedition.

Während die Vorbereitungen getroffen wurden, erhielt Cortez von einem seiner Gefährten eine junge Sklavin zum Geschenk. Das war ein Geschenk, das einem Schatz gleichkam, denn die fünfzehnjährige Marina war nicht nur wunderschön, sie beherrschte auch das Spanische gut, konnte sich in der Sprache der Azteken und der Mayas fehlerfrei unterhalten und kannte ihre Bräuche; sie stammte aus einer vornehmen aztekischen Familie.

Der Zorn des Gouverneurs wandte sich erneut gegen Cortez: Das Auftauchen der wunderschönen Marina neben seinem Schwiegersohn bedeute-

te, daß Ferdinand Cortez die Heirat nicht ernst genommen hatte. Im letzten Augenblick wäre die Expedition fast gescheitert. Cortez flüchtete sozusagen mit seiner Flotte aus dem Hafen von Havana unter dem Wüten und den Rachebetuerungen des rasenden Gouverneurs.

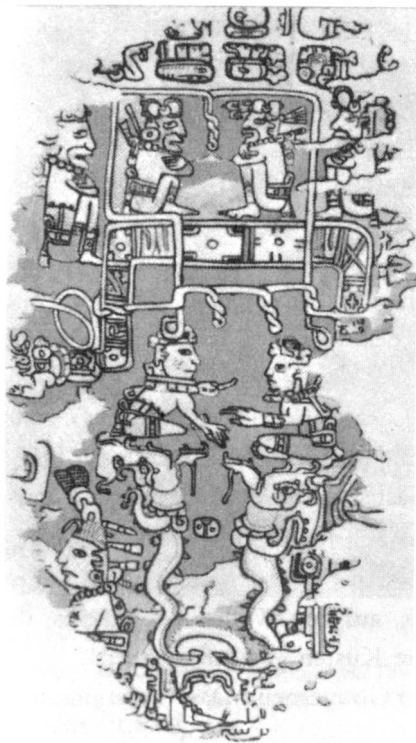
Es gab also kein Zurück mehr. Und jetzt standen sie hier, vor Tausenden von Überraschungen..., vielleicht vor königlichen Schätzen..., vielleicht vor einem schrecklichen Untergang an verborgenen Küsten. An dieser Stelle hatte bereits die Expedition von Grijalva ein Fiasko erlitten: Er hatte dem kleinen Landungsplatz damals den Namen Veracruz gegeben, ins Innere des Landes zu kommen, war ihm nicht gelungen.

Ferdinand Cortez hielt es für sicher, daß es ihm gelingen würde.

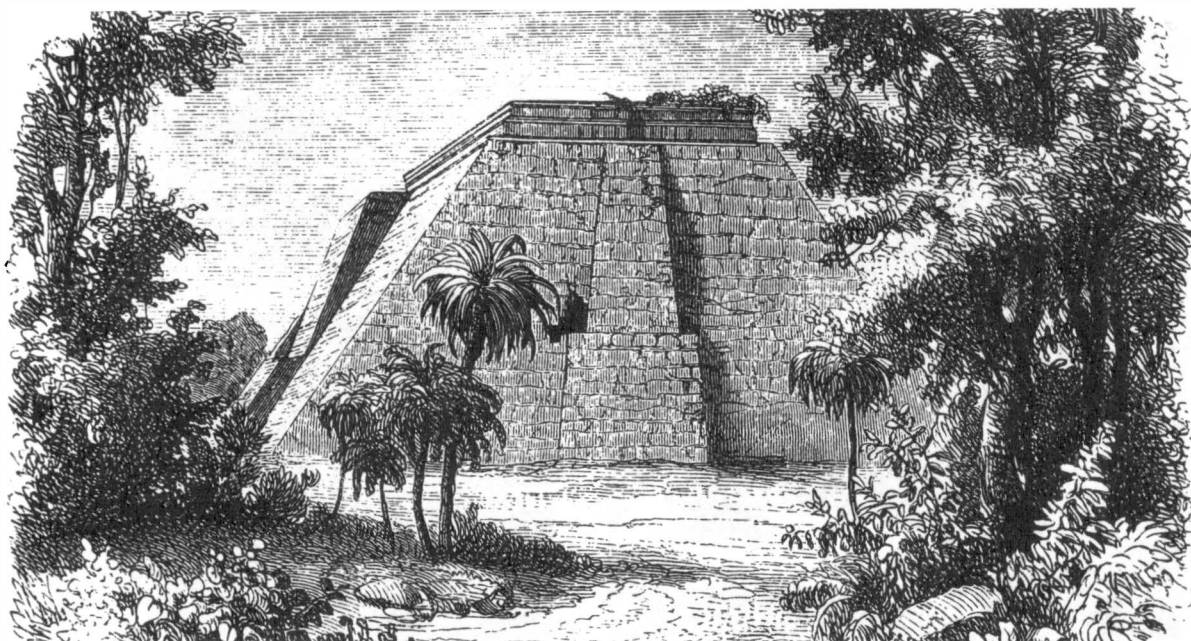
Erfahrene alte Abenteurer befanden sich in seinem Lager: Alvarado und Puerto-Carrera, die auch an der erfolglosen Unternehmung seines Vorgängers teilgenommen hatten. Hier war der für alles käufliche Avila und der Kapitän del Castillo, ein Liebhaber von Chroniken; der starke Olid, ein geflüchteter Galeerensträfling; Seine Hochwürden Pfarrer Olmedo, der als Priester der Abenteurer mitgekommen war. Und die anderen: eine nach Blut und Gold dürstende Horde.

Alle blickten ungeduldig auf den Hauptmann, der noch immer nicht den Befehl zum Aufbruch gab. Nur zwei wußten, worauf er wartete: Cortez selbst und del Castillo. Vor einer Woche war etwas geschehen (zehn Jahre später hat del Castillo in seinen Erinnerungen darüber geschrieben). Der vorletzte Hafen der Flotte war die im Küstengebiet gelegene Insel Cozumel gewesen. Alvarados Leute hatten dort die Dörfer der Indios ausgeraubt. Cortez hatte sie streng bestraft und die geraubten Sachen den Bewohnern der Insel zurückgegeben. Die Indios blickten von da an voller Bewunderung auf den guten weißen Mann. Marina verstand ihre Gespräche; von ihr wußte Cortez, daß sie glaubten, er sei Quetzalcoatl, der menschliche Gott, der erneut die Erde von Ana-

1. Aztekische Bilder und Zeichnung; 13. Jh.
2. Mayapriester bringt ein Opfer dar, alte Darstellung; auf dem oberen Teil und der linken Seite der Steintafel ein Maya-Bildschrifttext.
3. Pyramidenförmiger Palast in der Stadt Uxmal



2



huac betreten hat, um die Menschen glücklich zu machen... Diese Nachricht mußte inzwischen auch in das Innere des Festlandes vorgedrungen sein.

Cortez wartete. Und eines Tages, nicht lange nach ihrer Landung und dem Bau der Festung, kamen plötzlich Menschengruppen aus dem Urwald zum Vorschein. Sie brachten den Fremden Geschenke: Lebensmittel, frische Maiskolben, Eier, Truthähne – und Marina übersetzte ihre Worte, daß auch der Herr der Provinz, der Gouverneur, die Ankömmlinge bald besuchen wird.

Das Funkeln des tropischen Sonnenlichtes verdoppelte sich, und den Spaniern flimmerte es vor den Augen, als der Gouverneur in einer auf den Schultern der Sklaven schwankenden Sänfte, in bewaffneter Begleitung eintraf und die Lastenträger auf einen Wink von ihm Geschenke ausbreiteten:

Zu Platten und Barren gepreßtes Gold und Silber; in kunstvollen Tonkrügen viele tausend Halbedelsteine Türkise, Smaragde und Saphire; aus Gold gefertigte Tierplastiken, Jaguare, Enten, Adler; ein aus echten Perlenschnüren gewirkter Mantel; eine aus massivem Gold geschmiedete Platte, die die Sonne darstellte, mit den Tierkreiszeichen um sie herum; und ein ähnliches Bild aus Silber gehauen mit den Symbolen der Nacht.

Allein den reinen Goldwert des Sonnenreliefs schätzte der Schatzmeister der Truppe auf 20 000 spanische Dukaten.

Das war das Geschenk des fernen Königs, des im märchenhaften Tenochtitlan residierenden Herrn des Zorns.

Der Gouverneur übergab die Schätze des Tempels des Gottes Quetzalcoatl mit wortloser Gebärde den weißhäutigen, bärtigen Wesen, die vielleicht die Brüder jenes vor langer Zeit fortgegangenen Gottes waren oder unter denen sich in dem schillernden Panzer Quetzalcoatl sogar selbst befand.

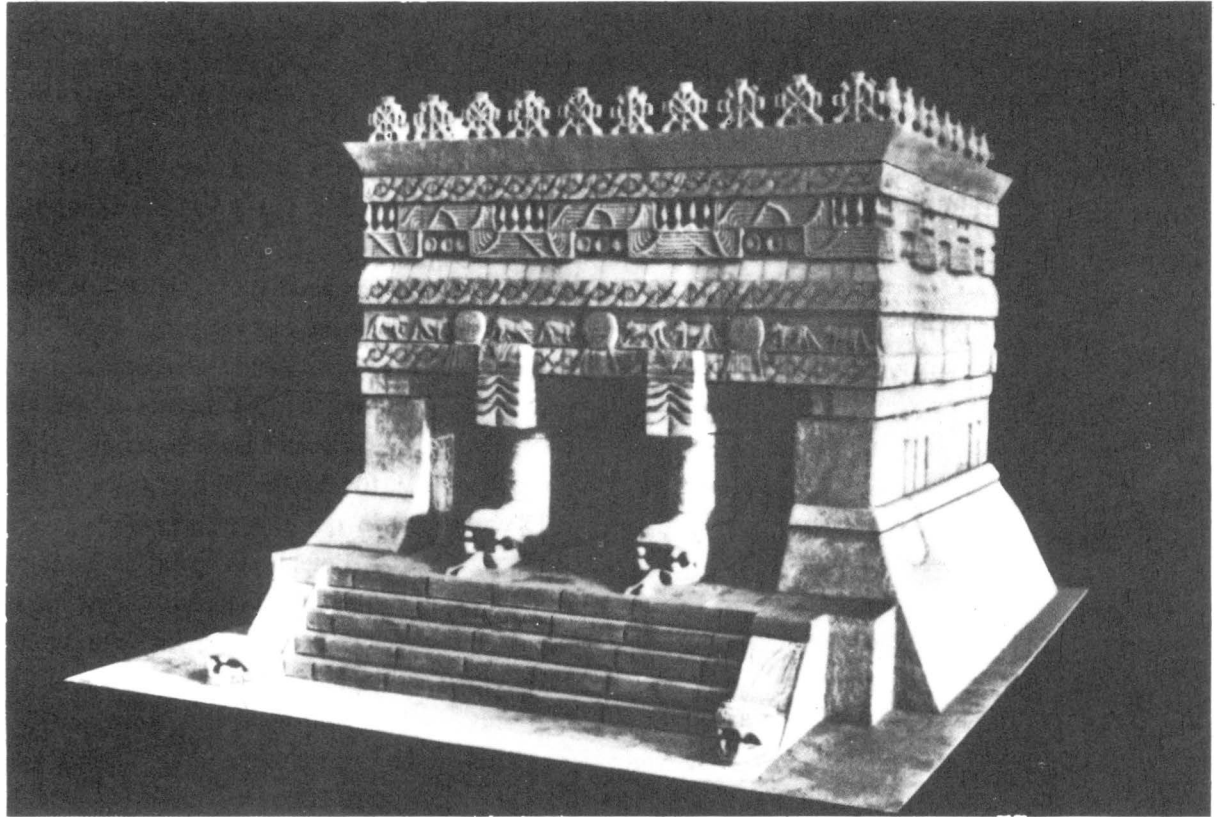
Dann sprach der Gouverneur, er überbrachte die Botschaft des Königs Montezuma. Marina übersetzte:

„Ein Gruß Euch, unseren Gästen. Auch wenn Ihr Götter seid, auch dann seid Ihr nur für kurze Zeit unsere Gäste. Es ist der Wille des Königs, daß Ihr keinen Schritt ins Innere seines Reiches tut; kehrt möglichst bald in Eure unbekanntem Länder zurück, auf den Wellen des Meeres, die Euch an unsere Küsten geworfen haben!“

So sprach der Gouverneur. Dann verstummte er wieder.

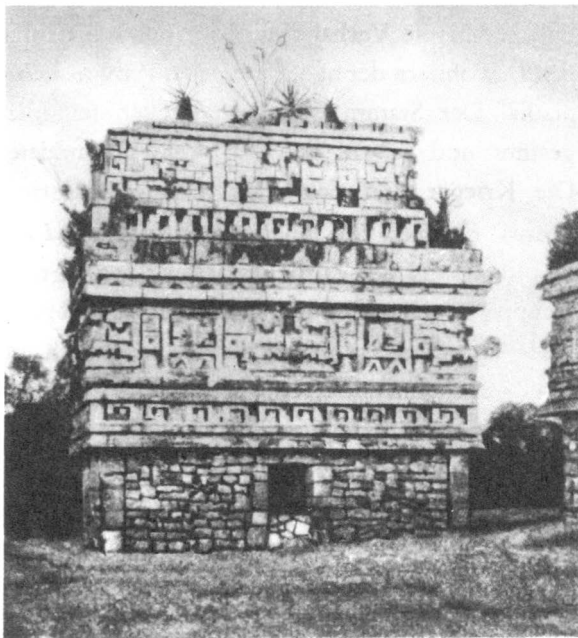
Er winkte: Der Zug wandte sich um und verschwand erneut im Dunkel des Urwaldes.

Cortez blickte ihnen nachdenklich hinterher.



1

1. Dem Gott Jaguar geweihter mexikanischer Tempel. 2. Mit Bilderschrift geschmücktes Maya-Gebäude. 3. Der Gott Jaguar. Alte mexikanische Skulptur



2



3

## DIE STADT DER SEEN

An der Meeresküste war es wieder still. Nur das Schillern und Glänzen der zu einem Haufen aufgestapelten Kostbarkeiten erinnerte an den Besuch der Fremden.

Die Spanier starrten auf die Schätze. Ihre Finger krümmten sich, um gierig zuzupacken. Das Gold glänzte, die Steine funkelten.

Ferdinand Cortez erwachte aus der Verblendung. Ein kurzer Befehl: Der Schatz wird von Schildwachen mit schußbereiten Waffen beschützt.

In dieser Nacht schlief niemand im Lager von Veracruz. Eine wütende Diskussion entbrannte. Der Schatz von unvorstellbarem Wert verblendete die meisten. Es bildeten sich zwei Parteien. Die eine wollte, daß man das Gold, die Edelsteine, die Perlen und das Silber verteile und mit dieser reichen Beute sofort zurückfahre. Zu Hause, in Kuba oder in Spanien, könnten sie das Geld dann mit beiden Händen ausgeben. Die andere Partei wollte mehr: Man muß zum Märchenland aufbrechen – schrien sie –, denn wenn man von dort so viel Schätze mit einer geringen Botschaft geschickt hat, dann gibt es noch hunderttausendmal soviel! Und während ihrer wütenden Diskussion wechselten sie beinahe halbstündlich ihre Meinung: Sie hätten bald das eine, bald das andere lieber gewollt und wußten selbst nicht, was besser war.

Cortez und ein Teil seiner Offiziere aber wußten, was zu tun war. Sie hatten sich dem Gouverneur Don Diego Velázquez widersetzt, sie waren gegen sein Verbot ausgelaufen – jetzt mußten sie die Partie zu Ende spielen! Sie wußten, daß ihr Ungehorsam dann zu einem Verdienst würde, wenn sie siegen und unermeßliche Schätze in die spanische Schatzkammer einbringen könnten. Sie wollten nicht als Flüchtlinge nach Kuba zurückkehren, die um Gnade bitten.

Gegen die Unstimmigkeiten seiner Leute fand

Ferdinand Cortez nur einen Ausweg: eine vollendete Situation schaffen! Die Rückkehr unmöglich machen!

Kraft seines Ansehens und mit Hilfe von Drohungen verhinderte er die Aufteilung. Er ließ alle Schätze auf eines seiner Schiffe schaffen und sofort nach Spanien auslaufen: Die Schätze sollten alle dem Herrscher überbracht werden, um damit die Gnade Karls V. für die Expedition zu gewinnen.

Die weiteren in der Bucht ankernden Schiffe wurden auf Cortez' Befehl sofort ans Ufer gezogen. Sein Getreuer, der Schiffszimmermann Martin López, der technische Sachverständige der Flotte, verkündete, die Schiffe seien schwer beschädigt und unbenutzbar. Alle Waffen, Vorräte und Geräte wurden heruntergetragen – und die Schiffe auf einen erneuten Befehl von Cortez in Brand gesteckt.

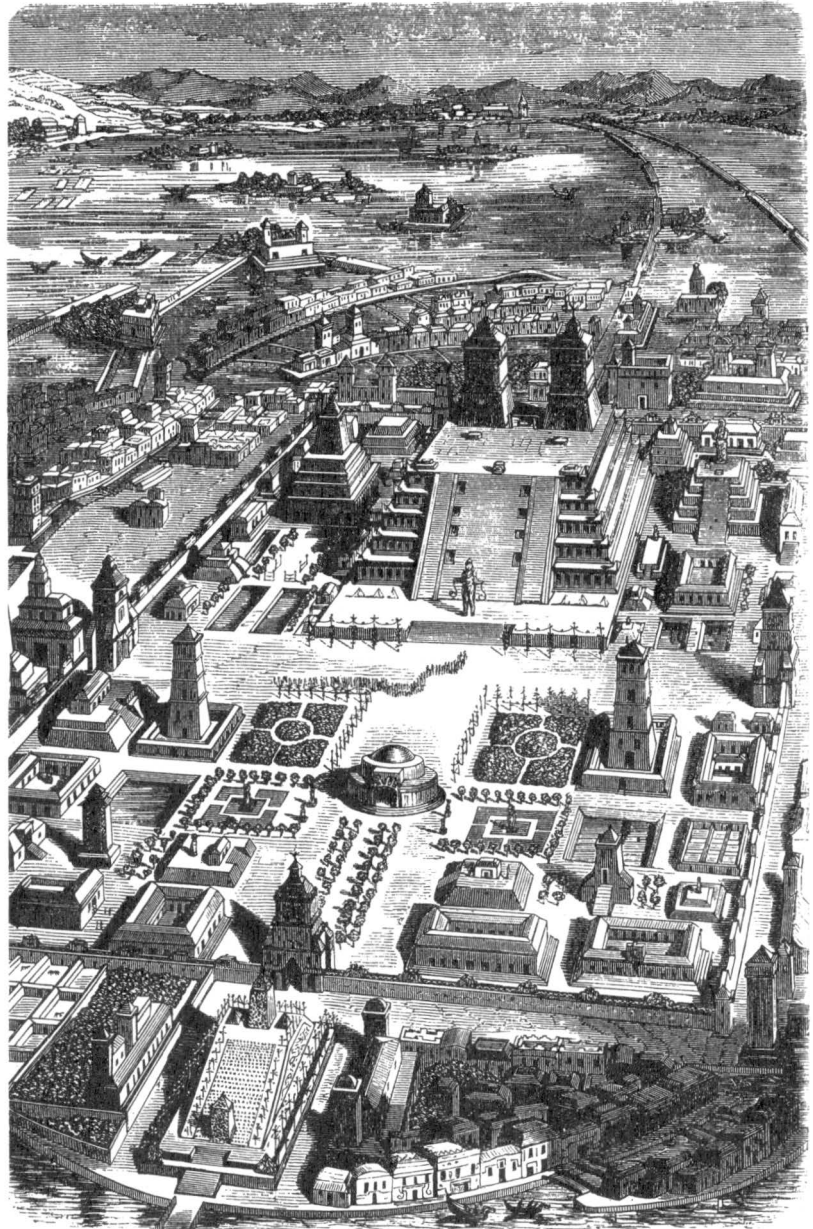
Jetzt blieb nur noch der Weg in das Innere des Landes.

In Veracruz wurde eine kleine befestigte Ansiedlung gebaut und einige Soldaten zurückgelassen. Inzwischen knüpfte man durch Geschenke und geschickte Verhandlungen Freundschaft mit den Bewohnern der nahe gelegenen Provinz Cempoalla. Der Stamm war den Azteken feindlich gesinnt und sah in den Spaniern Verbündete. Die Krieger von Cempoalla traten in Cortez' Dienst. Ein Teil von ihnen blieb in Veracruz zur Unterstützung der Zurückgelassenen, eine große Gruppe jedoch schloß sich dem abmarschierenden Heer an. Diese gut bewaffneten und sich im Lande auskennenden Krieger der Provinz Cempoalla waren für die Spanier eine große Hilfe.

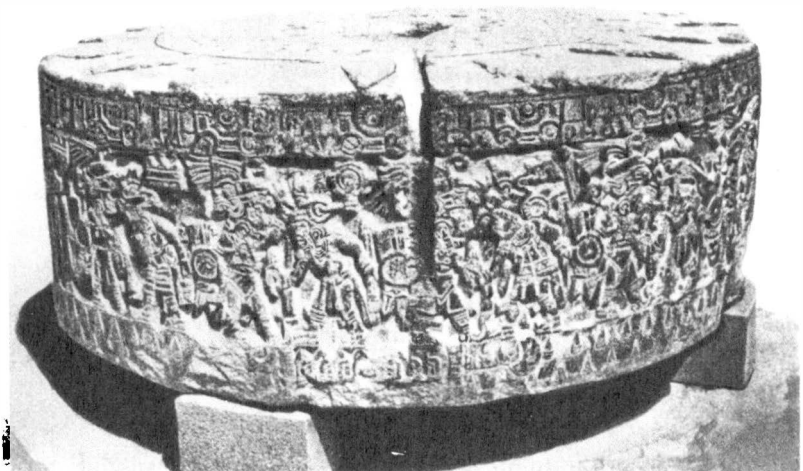
In schwerem und gefährlichem Kriegszug drangen sie bis in die Provinz Tlaxcala vor. Cortez hatte sich bereits darüber informiert, daß das kämpferische Volk der Tlaxcalteken seit Jahrzehnten mit Montezuma und den Azteken auf



1. Rekonstruiertes Bild des Tempelplatzes von Tenochtitlan. 2. Mexikanische Götterskulptur. 3. Aztekischer Opferstein, auf dem die Gefangenen dem Kriegsgott geopfert wurden



2



3

Kriegsfuß stand. Der mächtige Stadtstaat der Azteken, Tenochtitlan, konnte ihnen von Zeit zu Zeit seinen Willen aufzwingen, doch die Tlaxcalteken zogen immer wieder aufs neue für ihre Unabhängigkeit in den Kampf. Cortez schlußfolgerte: Ich muß einen Bund mit Tlaxcala schließen.

Das war aber keine einfache Sache. Das entschlossene Volk Tlaxcalas richtete die Waffen auf die sich nähernden Fremden. Sie mußten erst in einer großen und blutigen Schlacht geschlagen werden, damit im Verlaufe der Friedensverhandlungen der für Cortez so erwünschte Bund geschlossen werden konnte. Dieser entwickelte sich dann zu einer so engen Verbindung, daß die Tlaxcalteken bis zum Ende des Eroberungskrieges an der Seite der Spanier kämpften, nicht ahnend, daß ihre Bündnistreue auch für sie die Sklaverei bedeutete.

Von Tlaxcala zog Cortez mit seinem Heer nach Tenochtitlan weiter. Sein spanisches Heer bestand aus 600 Soldaten. Sie verfügten über 60 Gewehre, 20 Geschütze und 18 Pferde. Verstärkt wurde diese kleine spanische Streitmacht durch die Bewaffneten aus Cempoalla und Tlaxcala.

Inzwischen trafen immer neue Botschaften aus Tenochtitlan ein. Montezuma forderte freundschaftlich, aber entschieden den Abzug der Fremden. Er war bereit, den Rückzug mit viel Geld zu erkaufen.

Cortez blieb hartnäckig. In einer Meldung an Karl V. berichtet er darüber:

„Ich habe ihnen in der Weise geantwortet, daß es unvermeidlich sei, in ihr Land zu ziehen, denn es sei meine Pflicht, Seiner Majestät, meinem Kaiser, über den Herrn Montezuma und sein Reich genauen Bericht zu erstatten. Und da ich auf den Besuch der Hauptstadt nicht verzichten kann – wäre es gut, wenn auch er es gutheißen und mich nicht in gewisse Angelegenheiten verwickeln würde... , denn ich würde dem Herrn Montezuma zu meinem tiefen Bedauern großen Schaden zufügen, sollte er unrechte Pläne schmieden.“

Cortez' offene Drohung bezog sich darauf, daß

die Truppe von Zeit zu Zeit unerwartet angegriffen wurde. Die Anhänger Montezumas allerdings betonten immer, diese Überfälle geschähen ohne Wissen und Willen ihres Herrschers.

Zu einem schweren und blutigen Zusammenstoß kam es in der Stadt Cholula. Die Stadt nahm das Heer ohne Widerstand auf, doch aus einem Gespräch, das die Spanier erlauscht hatten, schöpften sie den Verdacht, daß man ihnen eine Falle stellen wollte. Cortez' Antwort war schnell und unbarmherzig. Er führte einen überfallartigen Angriff gegen die Bevölkerung. Die Chroniken bezeichneten das furchtbare Gemetzel als „Blutbad von Cholula“.

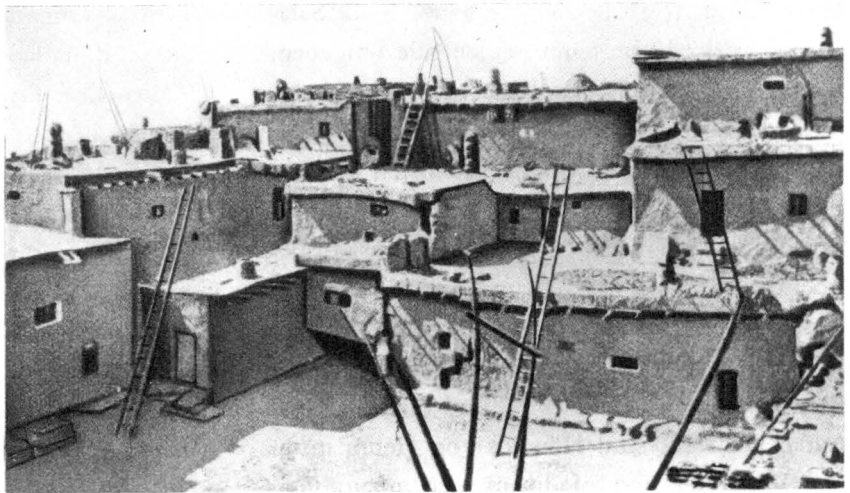
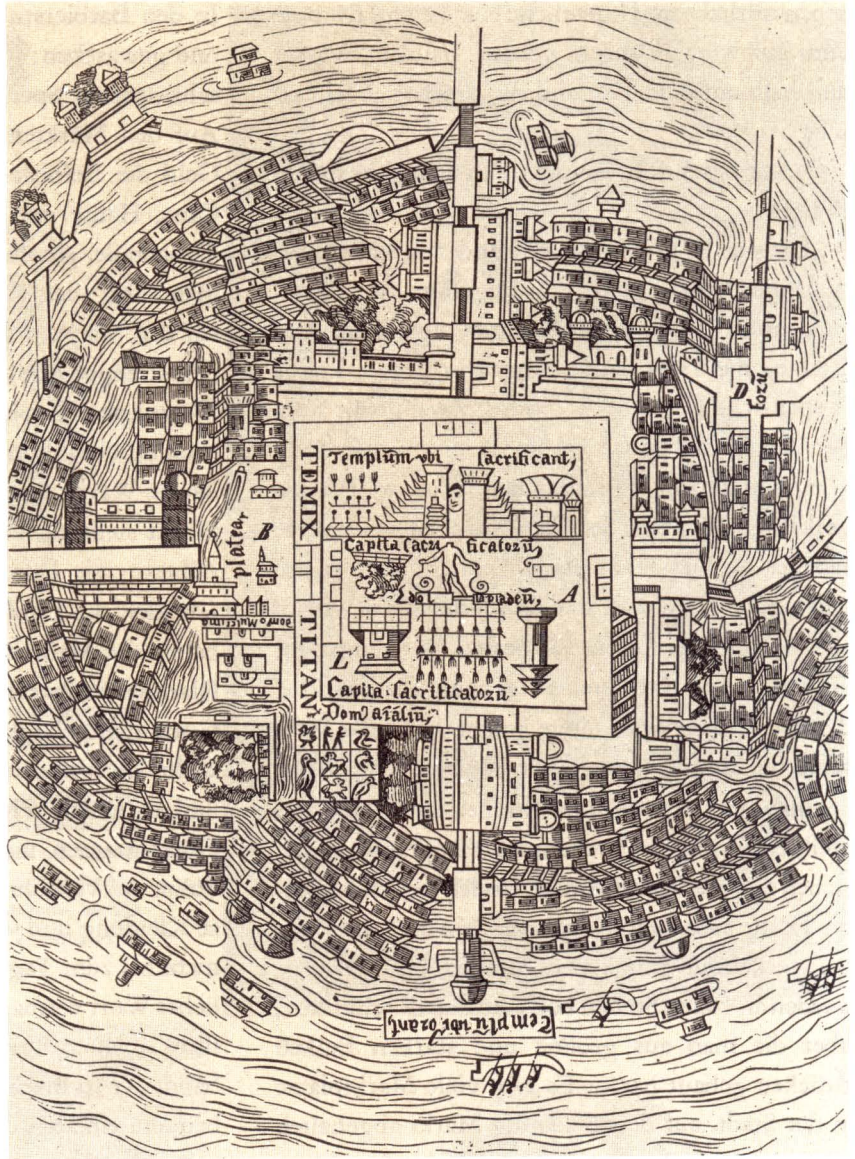
Im Lande Montezumas, auf der mächtigen Hochebene von Anahuac, verbreitete sich wie der Wind die Nachricht von der Kraft und Gnadenlosigkeit der eindringenden Weißen. Die Folge waren Schrecken und wütender Widerstand. Der Herrscher schickte erneut Boten: Sie versprachen noch mehr Gold und untersagten noch entschiedener das weitere Vordringen der Spanier.

Ferdinand Cortez kümmerte sich weder um die Versprechen noch um die Drohungen. Sein Heer zog weiter auf die Hauptstadt zu.

Der Weg führte durch eine Talenge, die zwischen zwei mächtigen Vulkanen lag, hindurch. Der Gipfel des einen Berges, Popocatepetl genannt, war mit Schnee bedeckt, und eine Rauchkrone stand über dem Gipfel. Trotz der von überallher drohenden Gefahren schickte Cortez eine kleine Expedition auf den Berg, um die Geheimnisse des Vulkans zu erkunden. Der junge Offizier Diego Ordaz drang auch bis zur Schneegrenze vor. Für seine waghalsige Unternehmung zeichnete ihn Karl V. später damit aus, daß er das Bild des Vulkans in sein Familienwappen aufnehmen durfte.

Endlich erblickten sie nach langem und anstrengendem Marsch von einem Gebirgspaß aus die Stadt Tenochtitlan, die auf dem Gebiet der heutigen Hauptstadt Mexikos lag. Es war ein überraschender Anblick. Er erinnerte die in Italien gewesenen Spanier an Venedig. Große Seen, Lagu-

1. Plan von Tenochtitlan aus einem Buch, das die Berichte von Cortez enthält und 1524, wenige Jahre nach der Eroberung der Stadt, erschienen ist. In der Mitte der Haupttempel und der Opferplatz, darunter bezeichnen die Tierfiguren in dem kleinen Quadrat den Tiergarten Montezumas, an der anderen Ecke des Platzes ist der Palast des Königs zu sehen. Der die Stadt umgebende See und die Kanäle zwischen den Häusern sind auf der Karte ebenfalls gut zu erkennen. 2. Relief eines mexikanischen Kämpfers. 3. Süd-amerikanisches Indianerdorf, ein sogenanntes „pueblo“, die jahrhundertalte traditionelle Form der Dorfbauweise



nen, natürliche und künstliche Kanäle und Dämme und, auf winzige Inseln gebaut, halb im Wasser und halb auf dem Festland die großartige aztekische Stadt.

Cortez beschrieb Tenochtitlan später in einem Bericht:

„Die aus der Großstadt und anderen Städten bestehende Provinz wird von ungefähr kreisförmigen, hohen und wilden Bergen umgeben. Der Umfang des Tales beträgt ungefähr siebenzig Legua [1 spanische Legua = 5,57 km]. Zwei große Seen nehmen fast das ganze Tal ein; in einer Entfernung von mehr als fünfzig Legua kann man mit Booten verkehren. Der eine See hat Süßwasser, der andere salziges... Die Hauptstadt Tenochtitlan ist auf einen Salzsee gebaut, der Durchmesser der Stadt beträgt gut zwei Legua. Sie besitzt vier Eingänge; über zwei aus Natursteinen gebaute Dämme, die die Breite einer Speerlänge haben, kann das Wasser in die Stadt gelangen. Die Stadt ist so groß wie Sevilla und Córdoba. Ihre Straßen sind breit und pfeilgerade angelegt; mehrere Hauptstraßen bestehen zur Hälfte aus festem Boden und zur anderen Hälfte aus einem Kanal, auf dem man mit Booten verkehren kann. Die Straßen und Dämme werden an vielen Stellen von Kanälen durchkreuzt, über die man aus großen und starken Balken Brücken gebaut hat... Es gibt viele Marktplätze in der Stadt, auf denen ständig Markt abgehalten wird, ein lebhaftes Kaufen und Verkaufen. Einer dieser Plätze ist größer als die ganze Stadt Salamanca; er wird von einer Säulenhalle umgeben, und täglich versammeln sich hier mehr als sechzigtausend Menschen: Händler und Käufer, hier verkauft und kauft man die verschiedensten Lebensmittel, Gold- und Silberschmuck, Blei, Zinn, Muscheln und farbige Federn; für den Hausbau bearbeitete und rohe Balken und Steine; jede Art von Vögeln, Truthühner, Wildenten, Wasserrühner, Papageien, Falken und Turteltauben; man handelt auch Hasen, Hirsche und Hundefleisch. Auf dem Markt sind Händler von Heilpflanzen und Verkäufer von Medikamenten anzutreffen.

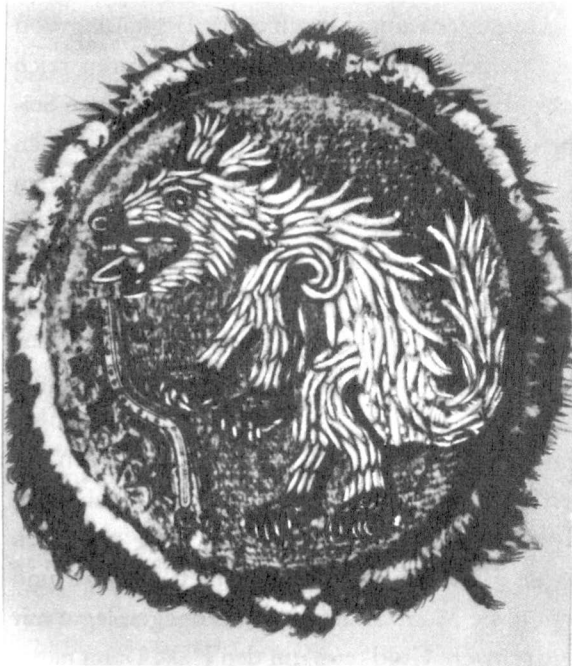
In den Barbierstuben wird das Haar geschnitten und gewaschen; in den Speisehallen sind die verschiedensten Speisen und Getränke zu erhalten. Auf den Märkten stehen auch Knechte, die für Geld die Beförderung von Lasten übernehmen. Obst, Häute von wilden Tieren, Malutensilien, Tongefäße, gesalzener Fisch, Backwerk... kurz, man kann alles, was es auf dieser Erde nur gibt, auf den Märkten dieser Stadt erhalten... Es wird eine strenge Ordnung eingehalten, alles findet nach Warenarten getrennt seinen Platz. Man handelt nach Stückzahl und Hohlmaß; nach Gewicht verkaufte Waren haben wir nicht gesehen. Auf dem Markt steht ein Haus mit zehn bis zwölf Marktrichtern; sie halten die Ordnung aufrecht, entscheiden die Debatten, ergreifen die Sünder, behalten die Maße im Auge und vernichten die gefälschten Meßwerkzeuge... Viele herrlich gebaute Götzentempel gibt es in dieser Großstadt. Gewöhnlich wohnen die Priester in den Tempeln, und in einem sehr schönen Heiligtum sind die Götzenstatuen untergebracht. Die Priester sind Söhne aus vornehmen Familien, sie tragen schwarze Kleidung und schneiden und kämmen ihr Haar nicht bis zum Tage ihrer Hochzeit. Kein menschliches Wort vermag die Ausmaße und Einzelheiten ihres größten Tempels zu beschreiben. Das Gebäude ist so mächtig, daß man in seinem Innern bequem eine Stadt von fünfhundert Einwohnern aufbauen könnte. An seinen Mauern entlang befinden sich Zimmer, Säle, Flure und bequem eingerichtete Räumlichkeiten, in denen die Priester wohnen. Der Tempel hat vierzig Türme, in der Mitte des höchsten Turmes führen fünfzig Treppen in die Höhe. Der Tempel ist reich geschmückt. Nirgendwo auf der Welt gibt es bessere Maurer- und Bautischlerarbeiten. Die Wände schmücken Gemälde, die Ungeheuer und Götzen darstellen. In den drei größten Sälen des Tempels stehen kunstvoll geschnitzte Statuen von erstaunlichen Ausmaßen... Die größte und geachtetste Götzenstatue ist mit dem Blut der Opfer überzogen. Doch es gibt auch Götzengestalten von übermensch-



1. Bildnis des Königs Montezuma. Es kann als glaubhaft angesehen werden, da es nach einer Zeichnung des im Heer von Cortez kämpfenden Gonzalo de Sandoval angefertigt wurde; Sandoval hat Montezuma mehrmals persönlich getroffen. 2. Bildnis Montezumas. In einem zeitgenössischen Buch erschienener Stich; der Text ist lateinisch, mit falscher Namensschreibung: „Muteczuma, der letzte König der Mexikaner“. 3. Aztekischer Paradeschild. Montezuma hat ihn neben anderen Schätzen Cortez geschenkt. 4. Gonzalo de Sandoval, einer der Unterfeldherren von Cortez



2



4

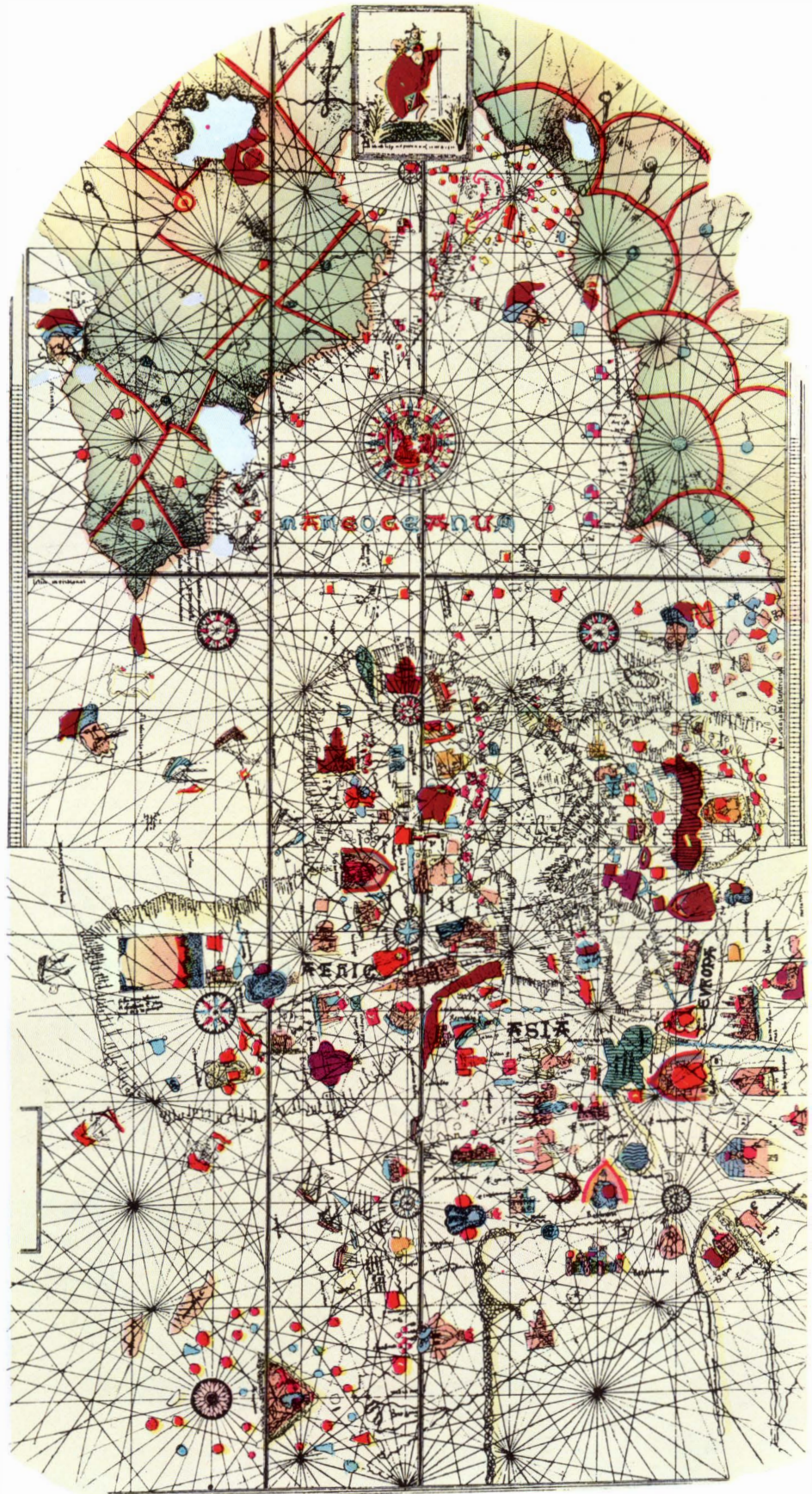
lichen Dimensionen aus Maismehl und Früchten, die mit Menschenblut zusammengeklebt werden; diese verzehrt man an hohen Feiertagen . . . Große und schöne Paläste haben wir in der Stadt gefunden. In ihnen wohnen die höchsten Herren des Landes, die Vasallen Montezumas, die einen Teil des Jahres in der Stadt zubringen. Um die Paläste herum sind herrliche Blumengärten angelegt. An den in die Stadt hineinführenden Steindämmen entlang verlaufen in Manneshöhe zwei lange Rohrleitungen; der Durchmesser dieser Rohre beträgt gut zwei Schritt. Durch die Tonrohre wird das Trinkwasser in die Stadt geleitet – das zweite Rohr dient als Ersatz, damit die Wasserversorgung nicht unterbrochen werden muß, wenn man das erste reinigt. Das Wasser läuft durch Abflüsse in Behälter, die mit Kähnen auf den Wasserwegen in die verschiedenen Teile der Stadt befördert werden . . . Überall sind die unterschiedlichsten Handwerker bereit, Arbeit zu übernehmen. Die Bewohner der Stadt gehen sauber gekleidet und sind fleißiger als in anderen Städten; da Montezuma und zahlreiche andere große Herren hier hofhalten, ist die Ordnung der Stadt makellos . . . Montezuma besitzt in der Stadt und auch außerhalb von Tenochtitlan zahlreiche Schlösser, wunderschön eingerichtete Gebäude. In einem seiner Paläste hat man einen herrlichen Garten angelegt mit Aussichtstürmen aus Jaspssäulen. In dem Garten werden die verschiedenartigsten Vögel und andere Tiere in Käfigen gefangengehalten, auch Wölfe und Löwen [Cortez hatte wahrscheinlich eine andere Raubkatzenart gesehen!] und andere wilde Tiere gibt es hier. Dreihundert Wärter sind mit der Pflege des Tiergartens beschäftigt . . . Bei Sonnenaufgang erscheinen im Palast des Herrschers an jedem gesegneten Tag ungefähr sechshundert Herren und vornehme Männer, die sich dort in den Sälen und Hallen bis zum Sonnenuntergang aufhalten. Wenn der Herrscher speist, dann bekommen auch sie ihr Essen; drei- bis vierhundert diensthabende Jünglinge reichen mittags und abends die Speisen herum: Fleisch, Fisch, Obst

und Gemüse. Am Boden einer jeden Schüssel befindet sich eine Pfanne mit glühender Kohle, damit das Essen nicht auskühlt. Während des Essens dürfen sich nur fünf bis sechs bejahrte Herren in der Nähe des Herrschers aufhalten, mit ihnen teilt der König seine Speisen. Zu Beginn und am Ende des Essens wird Wasser zum Reinigen der Hände gereicht; das Handtuch wird nur einmal benutzt, das trifft ebenfalls auf das Geschirr und die Schüsseln zu. Montezuma kleidet sich viermal am Tage um, er zieht die gleiche Kleidung nicht ein zweites Mal an. Die Herren müssen barfuß und mit niedergeschlagenen Augen in seinem Palast erscheinen und sich beim Eintreten verbeugen: sie dürfen nicht in das Gesicht des Herrschers blicken. Bei der Hofhaltung Montezumas haben wir so viele und so verschiedenartige Bräuche und Zeremonien feststellen können, daß ich mehr Platz haben müßte, als mir zur Verfügung steht, um von allem zu berichten.“

Während ihres Einmarsches in Tenochtitlan stießen die Spanier nicht auf Widerstand. Als sich der Herrscher des aztekischen Staates und der große Konquistador gegenübertraten, verhielt sich Montezuma ungezwungen und freundlich.

Cortez sagt in seinem Bericht über das Treffen: „Herr Montezuma erschien in Begleitung von zweihundert seiner Häuptlinge, alle waren reich gekleidet; sie zogen in zwei Reihen zu beiden Seiten des breit angelegten, geraden und schönen Weges auf. Montezuma schritt in der Mitte, zu seiner Rechten und zu seiner Linken befand sich jeweils ein Verwandter. Als wir uns trafen, stieg ich aus dem Sattel und ging Montezuma allein entgegen, meine Arme breitete ich aus, um ihn zur Begrüßung zu umfassen. Seine Begleiter zeigten mir jedoch an, daß ich ihren Herrscher nicht berühren solle; dann verneigten sich die beiden hohen Herren tief vor mir und küßten als üblichen Gruß die Erde. Nach der Begrüßung nahm ich meine Halskette aus geschliffenem Glas ab und hängte sie Montezuma um; er hingegen legte mir eine schwere Goldkette um den Hals. Dann nahm

Farbige Weltkarte. Ein Werk von Juan de la Cosa aus dem Jahre 1500, einige Jahre nach der ersten Fahrt von Kolumbus. Abweichend von der heutigen Gepflogenheit, verläuft die senkrechte Achse der Karte nicht nordsüdlich, sondern westöstlich; wir müssen die Karte also drehen, so daß der obere bogenförmige Teil der Zeichnung links ist. Die längst bekannten Kontinente, die Umrisse von Europa, Asien und Afrika, sind ziemlich genau; den überseeischen neuentdeckten Erdteil hat der Kartograph jedoch aus dem Kopf gezeichnet. Die dicke schwarze Trennungslinie verläuft genau dort, wo Papst Alexander VI. die Grenze des spanischen und portugiesischen Kolonialreiches festgelegt hat. Die Löcher in der Karte und die Verstümmelung der Ecken sind durch Beschädigungen im Laufe der Jahrhunderte entstanden







1. Ruinen einer mexikanischen Bergfestung.
2. Die Eroberung Mexikos. Die punktierte Linie bezeichnet Cortez' Aufmarschweg von der Stadt Vera Cruz Vieja (das alte Veracruz) bis Tenochtitlan. In der Nähe der Stadt Cholula ist das Zeichen des Vulkans Popocatepetl zu sehen



1



2

er mich bei der Hand, und der Zug setzte sich in Bewegung: Wir zogen in einen der mächtigen Säle des Palastes... Meine Leute erhielten in zwischen Quartiere, und der Herrscher überhäufte sie mit reichen Geschenken: Ich erhielt viel Gold- und Silberschmuck, wertvolle, aus farbigen Federn gewebte Stoffe und herrlich gemusterte bunte Baumwollgewebe. Nach der Übergabe der Geschenke setzte sich Herr Montezuma neben mich und sagte: ‚Aus den Erzählungen unserer Ahnen und aus unseren Traditionen wissen wir, daß weder ich noch die anderen Einwohner dieses Landes von dieser Erde abstammen, sondern aus fernen Gegenden hergekommen sind. Unser Stamm wurde von einem mächtigen Herrn hierhergeleitet, der uns später auf neue Wege führen wollte – doch unsere Väter hatten sich hier bereits niedergelassen, Frauen genommen und Kinder gezeugt, und sie folgten dem mächtigen Herrn nicht. Der Herr hat sich darauf aus unserem Kreis entfernt. Doch wir haben immer gewußt, einer seiner Nachkommen wird einmal zurückkehren, und wir werden erneut seine Untertanen sein. Ihr seid von Sonnenaufgang gekommen und erzählt von einem fernen Herrn, der euch hergeschickt hat; wir glauben, daß er der Nachkomme unseres ursprünglichen Herrn ist...‘ Mit meiner Antwort auf seine Rede habe ich in ihm den Glauben bestärkt, daß Eure Majestät derjenige ist, den sie seit Generationen erwarten...“

Hinter den unerwarteten, beinahe unterwürfigen Worten Montezumas konnte eine List verborgen sein, vielleicht aber auch der aufrichtige Glaube, daß wirklich die Brüder Quetzalcoatl im Lande erschienen sind.

Cortez war auf jeden Fall bemüht, die Situation geschickt auszunutzen. Einstweilen unterließ er jegliches gewaltsame Auftreten, er hielt auch seine Leute streng. Und er wartete.

Eine sonderbare, dem Schein nach freundschaftliche, in Wirklichkeit aber außerordentlich gespannte Lage bildete sich heraus. Ob die Absicht der Unterwerfung geheuchelt war oder ob man

sich in das unumgänglich scheinende Ereignis fügte – aus den düsteren Gesichtern der Azteken war ersichtlich, daß für sie das Eintreffen der Fremden den Verlust ihrer bisherigen Lebensform bedeutete. Die im Herzen der Hauptstadt einquartierten Weißen und die Hilfstruppen der verhaßten Tlaxcalteken wurden scheinbar gastfreundlich aufgenommen. Ferdinand Cortez, der Meister der Kriegskunst, gab sich keinen falschen Hoffnungen hin. Er überdachte seine Lage und erkannte klar, Montezuma brauchte in einer Nacht lediglich einige Brücken abzubauen, die Deiche um das spanische Kriegsquartier zerstören, an den angrenzenden Ufern, Dämmen und Inseln einen bewaffneten Sperrgürtel errichten lassen – und er hätte ohne Schwertstreich, allein durch den Hungertod, die Eindringlinge vernichten können.

Cortez mußte etwas dagegen unternehmen. Er befürchtete eine Kriegslist – und verteidigte sich mit Verrat.

Er besuchte Montezuma in dessen Palast, der nicht weit entfernt von dem zur Festung umgebauten spanischen Quartier lag. Den Rückzug hatte er durch dicht aufgestellte gepanzerte Wachen gesichert. Und er nahm den Herrscher inmitten seines Staates, seiner Hauptstadt, in seinem eigenen Palast gefangen. Montezuma leistete Widerstand, doch die Spanier traten so gewaltsam auf, daß sich der Herrscher ergeben mußte, da man ihn sonst zusammen mit seinen Untergebenen in seinen eigenen Sälen niedergemetzelt hätte.

Cortez führte Montezuma, den gewagten Streich äußerlich mit aller Höflichkeit tarnend, als „Gast“ in das spanische Kriegsquartier. Dort wurde er streng bewacht, obwohl der Schein einstweilen gewahrt blieb: Jeder spanische Offizier, auch Cortez selbst, betrat die Zimmer des gefangenen Herrschers ohne Helm, mit unbedecktem Kopf, und sie sprachen in höflichem, fast huldvollem Ton zu ihm.

Cortez plante, mit Hilfe des als Geisel festgehaltenen Montezuma langsam selbst zum wirklichen Herrn des Landes zu werden.



1

1. Maya-Schrift. Die Zeichen sind in einen Steinfeiler graviert. 2. Aztekische Zeichnung von Cortez' Kampf. Neben den beiden spanischen Rittern sind die verbündeten Indianer Cortez' zu sehen, ihnen gegenüber die Kämpfer Montezumas. 3. Tor des mexikanisch-aztekischen Haupttempels und ein Teil seiner Ringmauer



2



3

## DIE NOCHE TRISTE

Die Gefangennahme Montezumas stiftete große Verwirrung in der Hauptstadt. Die blind der Macht des Herrschers vertrauenden Azteken glaubten nur schwer, daß ein gewöhnlicher Sterblicher die Hand gegen die halbgöttliche Person ihres Königs erheben konnte. Der Erfolg von Cortez' Gewaltstreich verstärkte ihren Aberglauben: Es war offensichtlich, daß die Weißen dennoch die Brüder des einstmals fortgezogenen Quetzalcoatl waren; vielleicht waren sie nur deshalb in diesem Land erschienen, um den Kriegsgott, der an den Platz des einstigen Hauptgottes getreten war, zu verstoßen, damit Quetzalcoatl erneut den Himmels- und Erdenthrone einnehmen kann.

Nach den ersten Stunden des Schreckens und der Ungewißheit gewann jedoch der nüchterne Verstand die Oberhand. Ganz gleich, ob nun Quetzalcoatl zurückgekehrt war oder ob die Fremden die Gesandten der Federschlange waren – eines war sicher, sie sind Feinde des Landes. Man mußte gegen sie kämpfen.

Offene Feindseligkeiten wurden dadurch verzögert und verhindert, daß Montezuma, der sich in der Hand der Spanier befand, seinem Volk von Zeit zu Zeit beschwichtigende Befehle erteilen mußte, ein-, zweimal wurde er sogar auf einen Balkon geführt, um zu der versammelten Menge zu sprechen. Inzwischen erhielt Cortez eine beunruhigende Nachricht von der Garnison Veracruz. Von Kuba aus hatte man ihm unter dem Befehl von Pánfilo de Narváez ein starkes Heer nachgeschickt, das seine Truppen zerschlugen, den „Deserteur“ gefangennehmen und nach Havanna zurückbringen sollte.

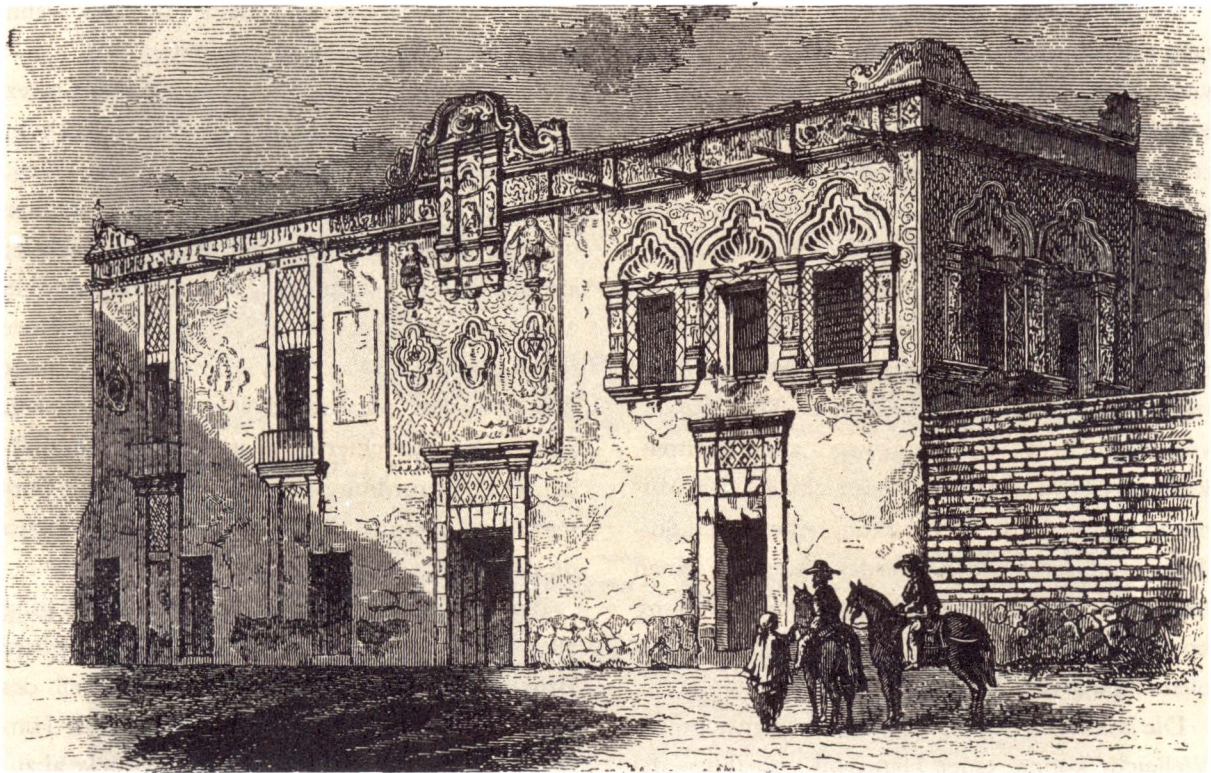
Cortez entschied schnell. Er ließ Pedro de Alvarado mit einer Truppe zur Bewachung ihres wertvollen Gefangenen und zur Verteidigung der Igelstellung zurück. Er selbst eilte mit dem größte-

ren Teil seines Heeres Narváez entgegen. Mit List und Gewalt sprengte er das Heer auseinander, das ihn züchtigen sollte, nahm Narváez gefangen, gewann dessen Offiziere und Soldaten für sich und eilte mit einem wesentlich verstärkten Heer nach Tenochtitlan zurück.

In der Hauptstadt hatte der Kampf bereits begonnen. Die Nerven Alvarados und der wenigen Wachsoldaten hatten durch die ständige Bereitschaft und die fortwährende Todesgefahr versagt. In einer Festnacht waren die vornehmen jungen Männer des Landes zum zeremoniellen Kriegstanz in einen der Tempel gegangen; Alvarados Leute hatten entweder die drohenden Bewegungen mißverstanden, oder in ihnen war beim Anblick des Schmuckes das Goldfieber ausgebrochen: sie hatten in die feierende Menge geschossen, sie dann mit dem Schwert angegriffen und ein schreckliches Blutbad angerichtet. Das hatte den Krieg entfesselt. Jetzt half auch Montezumas Einschreiten nicht mehr. Das Ansehen des gefangenen Herrschers war völlig geschwunden. Sein Wort hatte kein Gewicht mehr; als er zum letztenmal den Balkon betrat, um sich an sein Volk zu wenden, überschüttete ihn bereits ein Regen von Pfeilen und Schleudersteinen. Nur die spanischen Schilde bewahrten ihn vor dem augenblicklichen Tod.

Ein paar Tage später starb Montezuma jedoch unter bis heute nicht geklärten, dunklen Umständen.

Cortez behauptet in seinem Bericht, und das akzeptiert auch die Mehrzahl der späteren spanischen Geschichtsschreiber, Montezuma sei von den Wurfgeschleudersteinen der Azteken selbst tödlich verwundet worden. Anderen Quellen zufolge (und diese sind glaubhafter!) sollen die Spanier, als sie sich auf den Ausbruch vorbereiteten, den gefangenen Montezuma einfach erwürgt haben, weil er als Geisel bereits wertlos geworden war.



1

1. Cortez' Palast in Mexiko. 2. Mexikanisch-aztekische Bildschrift aus dem 15. Jh. 3. Cortez' Panzer und die Rüstung seines Kampfpferdes. Der Originalpanzer wird in einem Madrider Museum aufbewahrt



2



3

Nunmehr trat das ein, was die Spanier von Anfang an befürchtet hatten. Sie mußten jetzt gegen viele Tausende unversöhnlicher und erzürnter Kämpfer ihr nacktes Leben verteidigen. Cortez erwähnt in seinem Bericht, der Führer des Angriffs habe in der Diskussion während eines Waffenstillstands erklärt: Auch wenn für jeden getöteten Spanier fünfundzwanzigtausend aztekische Kämpfer fallen müßten – auch dann würden die Fremden schneller erschöpft sein! Mit dürftigen Vorräten, ohne ausreichendes Trinkwasser, von jeglichem Rückzugsweg abgeschnitten, kämpfte Cortez' Heer völlig aussichtslos. Die Munition nahm ab, die Vernichtung eines jeden Soldaten und eines jeden Pferdes bedeutete einen nicht zu ersetzenden Verlust, von ihrer Befreiung konnten sie nicht einmal träumen, wußte doch niemand auf der Welt, wo sie kämpften.

Die Niederlage der Eroberer war offensichtlich. Vielleicht konnte einer Handvoll von ihnen die Flucht bei einem verzweifelten Ausbruchversuch gelingen.

Für die Nacht nach dem 1. Juli des Jahres 1520 hatte Cortez den Ausbruch angeordnet. Am Abend führte er persönlich mit einigen Reitern die Kampfaufklärung durch, wobei er verwundet wurde. In der Nacht machte sich Cortez dann mit seinem Heer über den nach Nordwest führenden, an zwei Stellen durchbrochenen Damm auf den Weg, der Leben oder Tod bedeutete.

Diese Nacht nennt die spanische Geschichte die „Noche Triste“, die Trauernacht.

Vor dem Aufbruch spielten sich gewalttätige und abstoßende Szenen in dem ihnen als Quartier dienenden Palast ab. Die Disziplin war geschwunden, Soldaten und Offiziere stopften sich die Taschen und das Futter ihrer Blusen mit geraubtem Gold und Edelsteinen voll. Sie rissen einander die Beute aus den Händen und steckten sie sich unter die Kleidung... Von Glück sagen konnte, wer während der nächtlichen Kämpfe alles fortwarf, um sich leichter bewegen zu können, das Gewicht der Goldgegenstände verursachte den Tod vieler

Spanier. Es zog sie in die Tiefe des Wassers, wenn sie verwundet in die Lagune stürzten.

Trübes, regnerisches Wetter hatte sich Cortez zum Ausbruch ausgewählt. Er machte sich in einer dunklen, sternlosen Nacht auf den Weg. Die Hufe der Pferde und die Räder der Geschütze und Troßwagen hatten sie mit Lumpen umwickelt; als eine dumpf stampfende, stumme und dunkle Masse zog die Truppe der Spanier und das Heer der Kämpfer aus Tlaxcala und Cempoalla über den schmalen, an zwei Stellen durchbrochenen Damm. Sie marschierten in strenger und disziplinierter Kriegsordnung. Die Spitze wurde von Cortez selbst angeführt, die Nachhut befehligte Pedro de Alvarado.

Bis zum ersten Durchbruch des Dammes ging alles glatt. Sie hatten die vorbereitete tragbare Brücke niedergelegt, und ein großer Teil des Heeres hatte mit ihrer Hilfe das erste große Hindernis überwunden. Als sie dann die Brücke abzubauen begannen, um sie über den nächsten Durchbruch zu legen, vermochten sie sie jedoch nicht im ganzen herauszuheben. Das Gewicht der Geschütze und Troßwagen hatte das improvisierte Gerüst zusammengedrückt; die transportable Brücke war unbrauchbar geworden. Über ihre halb niedergerissenen Reste hätten sie sich auch nicht mehr zurückziehen können.

Und jetzt erschallte aus Tausenden von Kehlen um das sich auf dem schmalen Dammstück drängende Heer der grauenerregende Schlachtruf der Azteken. Hunderte von Booten und Flößen wimmelten auf den tosenden Wellen, von allen Seiten prasselte der todbringende Regen der Pfeile, Wurfspere und der Geschosse aus Steinschleudern auf das auf dem Damm zusammengedrängte spanische Heer. Kampfsignale ertönten, in den Türmen der Tempel schlugen die Priester die Alarmtrommeln. Von überallher strömten die aztekischen Kämpfer auf das Schlachtfeld. Die Todesgefahr verachtend, sprangen und kletterten sie auf den Damm und griffen mit ihren rasierklingenscharfen Obsidianschwertern, mit Dolchen und mit der bloßen Hand



1

1. Cortez vernichtet seine eigenen Schiffe in der Bucht von Veracruz. 2. Cortez' erste Begegnung mit Montezuma. Die Bilder entstanden Mitte des vergangenen Jahrhunderts nach zeitgenössischen Beschreibungen und Skizzen



2

die Spanier an. Einige rissen sie mit sich in das dunkel schäumende Wasser. Wenn dabei die sich umklammernden Feinde gemeinsam ertranken, konnte der spanische Soldat noch glücklich sein. Ein schlimmeres Schicksal erwartete ihn, wenn man ihn lebend aus dem Wasser herauszog und auf den Altar des Kriegsgottes zerrte. Dort rissen ihm die Hände des Priesters das Herz aus der Brust und warfen es in das Opfergefäß für den Gott Huitzilopochtli.

Ein grauenvoller und gnadenloser Kampf tobte auf dem schmalen Damm. Auch Cortez' Energie vermochte die Schlachtordnung nicht aufrechtzuerhalten. Ein jeder kämpfte für sich, um sein eigenes Leben. Die Nachhut riß ab, sie konnte den zweiten Durchbruch nicht mehr überwinden. Alvarado selbst gelang es noch mit einem legendär gewordenen Sprung: Er stach seine lange Lanze in den Grund des Wassers, sprang mit einem mächtigen Schwung, der den besten Stabhochspringern zur Ehre gereicht hätte, über das Wasser und schloß sich dem Hauptheer an.

Cortez gab den Befehl, alle Troßwagen in den Durchbruch zu werfen! Nacheinander stürzten die mit Lebensmitteln, Schätzen und Schießpulver beladenen Wagen ins Wasser.

Es war wenig. Sie füllten den Graben nicht aus.

In seiner Todesfurcht gab er einen neuen Befehl! Die Geschütze ins Wasser!

Sie mußten sich von ihren wirkungsvollsten Waffen trennen. Und auch jetzt konnte man noch nicht hinüberwaten.

Die letzte Ausflucht: Die Gefallenen ins Wasser! Auf dem Damm lagen Hunderte von Toten!

Über die Leichen von Freund und Feind, von Azteken und Spaniern, gelang es schließlich, auf den folgenden Dammschnitt hinüberzukommen.

Jetzt verließ allein die vage Hoffnung auf ein Gelingen der Flucht neue Kräfte. Man mußte nur noch den Waffen trotzen. Sie hatten festen Boden unter den Füßen. Der Weg war frei – wenn sie sich durchschlagen konnten.

Die vor Erschöpfung taumelnden Soldaten kamen unter heftigen und blutigen Kämpfen nur schrittweise voran. Gegen Morgen konnten sie sich nach wilden Nachhutgefechten endlich vom Feind lösen.

Nach Cortez' Bericht fielen in der höllischen Nacht 150 Spanier und 2000 verbündete Indianer. Es ist zu verstehen, daß er sich bemühte, die Zahlen niedrig zu halten. Andere zeitgenössische Quellen schätzen den Verlust in der „Noche Triste“ auf 400 bis 1100 Spanier und 2000 bis 8000 Verbündete.

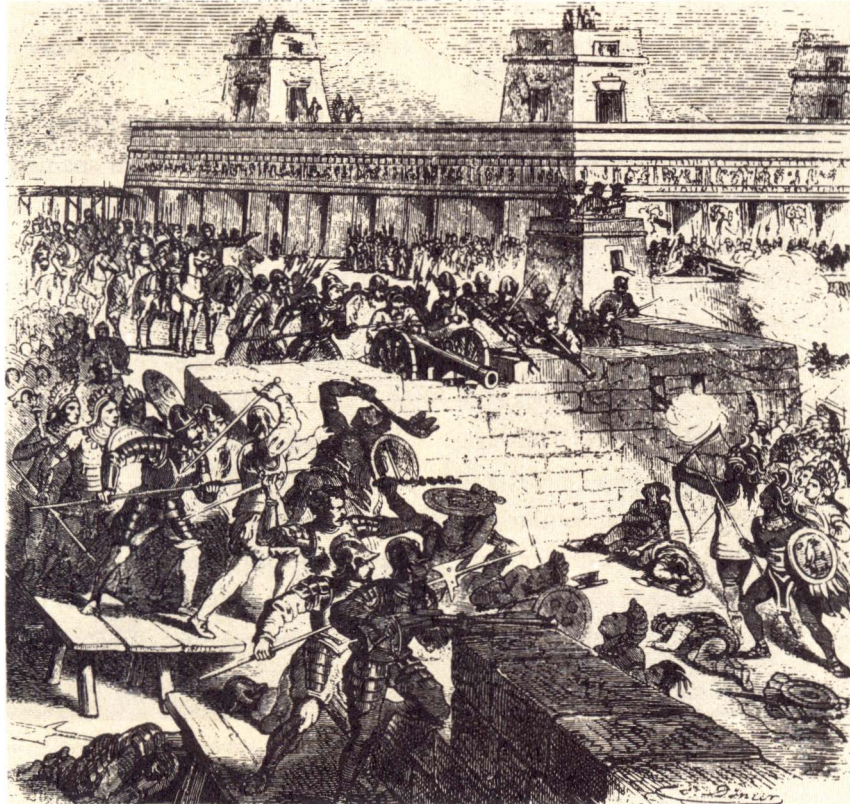
Ohne Lebensmittel, ausreichende Munition und schwere Waffen, ausgeblutet und todmüde schleppte sich das spanische Heer dahin. Sie hatten unvorstellbares Glück: Wären ihnen die aztekischen Führer mit größeren Streitkräften gefolgt, hätten sie die Reste von Cortez' Heer mit einem einzigen Angriff vernichten können. Das geschah jedoch nicht. Warum, wissen wir bis heute nicht. Heftige, aber kleinere Überfälle trafen die Spanier noch; endlich erreichten sie das ihnen Zuflucht bietende Tlaxcala.

Cortez organisierte sein Heer neu, er holte aus Veracruz Verstärkungen, die Tlaxcalteken stellten neue Hilfstruppen auf. Ein Jahr nach der Unheilmacht begann Ferdinand Cortez den entscheidenden Angriff auf Tenochtitlan. Nach harten Kämpfen besetzte er am 13. August 1521 die Hauptstadt.

Quetzalcoatl hat den Kriegsgott besiegt, dachten die dezimierten Bewohner von Tenochtitlan. Dann erfuhren sie sehr bald, daß nicht der einstmalige wohlgesinnte Gott der Legenden den Götzen der Menschenopfer gestürzt, sondern fremde barbarische Kräfte an die Macht gelangt waren, die nicht das Herz einzelner Menschen auf den Opferaltar legten, sondern ganze Völker dem Moloch des Goldes opferten.

Mit der Einnahme der Hauptstadt waren die Kämpfe in Mexiko noch nicht beendet. Der Widerstand brach bald hier, bald dort aus, und Cortez mußte noch zahlreiche Schlachten schlagen.





1

1. Das aztekische Heer stürmt das Lager der Spanier. 2. Rückzug auf den Damm in der „Noche Triste“. Die Bilder entstanden Mitte des vergangenen Jahrhunderts nach zeitgenössischen Beschreibungen und Skizzen



2

Die nach Spanien geschickten Schätze und die großen Erfolge bei der Eroberung sicherten ihm jedoch die Gunst Karls V. Cortez erhielt einen hohen Rang und Auszeichnungen, er wurde Oberbefehlshaber der Streitkräfte des eroberten Landes.

Es erwies sich, daß sein Organisationstalent keineswegs hinter seinen Begabungen als Feldherr zurückstand. Er ließ Städte erbauen und legte die Grundlagen für die spanische Kolonialmacht in dem eroberten Mexiko.

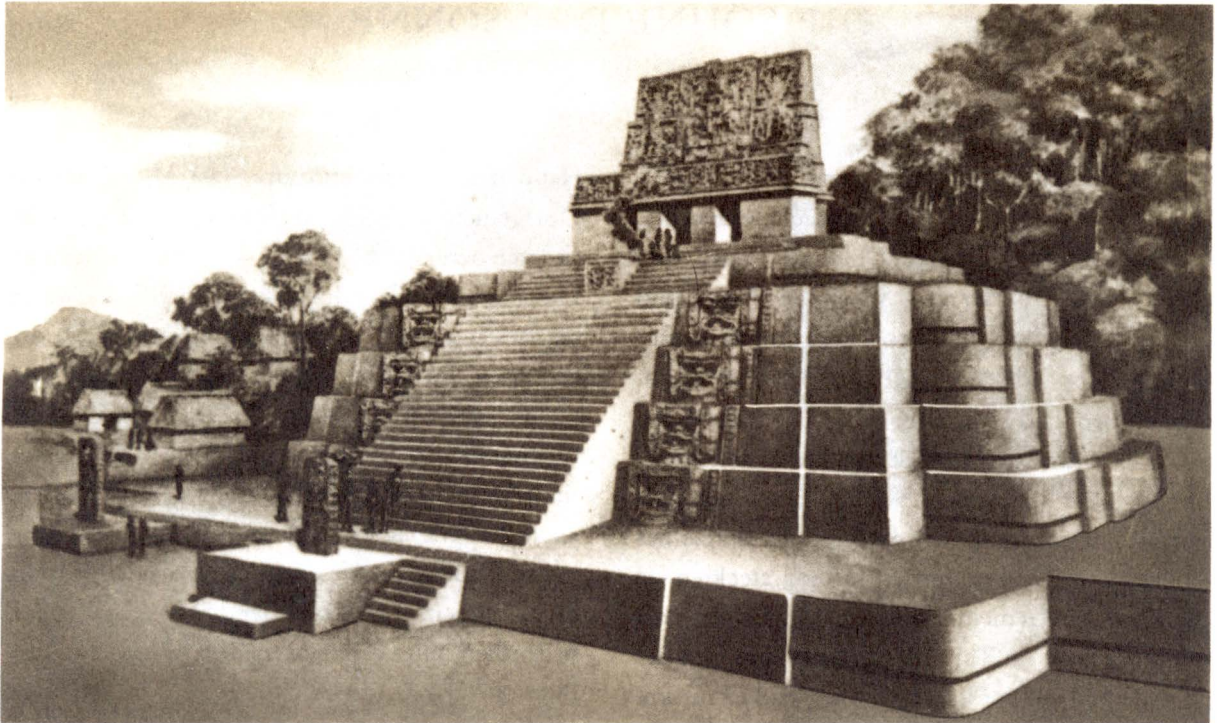
Jahre hindurch mußte er einen beharrlichen Kampf gegen seine persönlichen Feinde führen, gegen die am Hof des Kaisers intrigierenden Rivalen. Langsam und beständig brachten sie ihn um sein Ansehen und seinen Ruf, so daß sich der Kaiser immer mehr von ihm zurückzog.

Umsonst waren alle seine früheren Erfolge:

Cortez' Glücksstern war untergegangen; auch ihn ereilte das allen Konquistadoren gemeinsame Schicksal.

Im Alter von zweiundsechzig Jahren starb Ferdinand Cortez auf seinem spanischen Besitz. Als gebrochener alter Mann hatte er sich noch einmal um die Gunst des Kaisers und spanischen Königs Karl V. bemüht. Der Kaiser empfing den greisen Feldherrn nicht einmal; Cortez mußte zur Kenntnis nehmen, daß die Zeit über ihn hinweggegangen war, die Erfolge neuer Eroberer hatten den Ruhm des Unterjochers von Mexiko verblassen lassen.

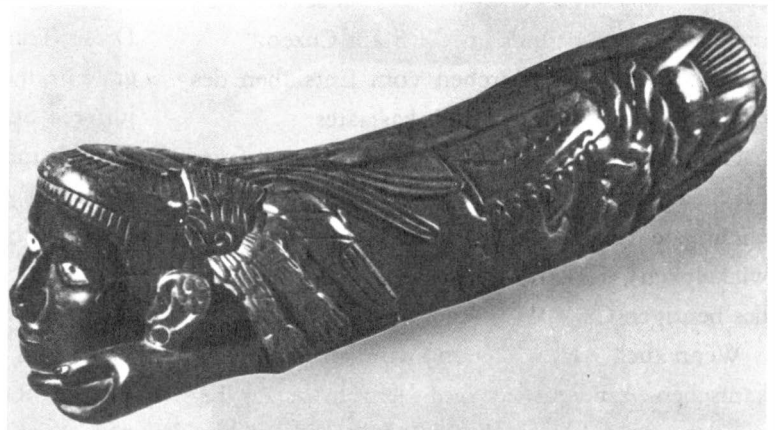
Ferdinand Cortez war nicht tragisch umgekommen, sondern einfach überflüssig geworden. Er hatte seine Aufgabe vollbracht und wurde wie ein schartig gewordenes Werkzeug beiseite gelegt.



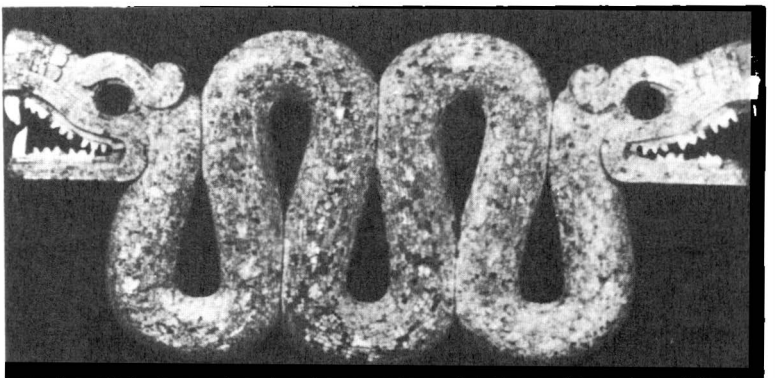
1. Rekonstruktion eines Maya-Tempels. 2. Basaltstatuette eines aztekischen Gottes – oder eines Oberpriesters. Auf seinem Hinterkopf und auf dem Rücken trägt er die Haut eines abgehäuteten Opfers; die herunterhängende Haut einer Hand ist am Ellbogen der Statuette gut sichtbar. 3. Eine in Menschengestalt geformte, aus Holz geschnitzte, mit eingelegeten Perlen geschmückte aztekische Tempeltrommel aus Tlaxcala. Auf solchen Trommeln schlugen sie Kampfalarm. 4. Aztekische Holzschnitzkunst mit eingelegetem Türkisschmuck: zweiköpfige Schlange. Die Schlange spielte eine wichtige Rolle im Glauben der Azteken. Man stellte den Regengott in Schlangengestalt dar, das Symbol der Fruchtbarkeit



3



4



## DIE SÖHNE DER SONNE

Uns ist ein uraltes Märchen überliefert:

„Die Sonne, Mutter des Menschengeschlechts, schickte ihre zwei Kinder, Manko Capac und Oello Huako, Bruder und Schwester, Mann und Frau, daß sie die Menschen in Gemeinden sammeln und sie lehren sollten, friedlich miteinander zu leben. Das himmlische Paar zog über Berge und durch Täler, am Ufer des großen Wassers entlang bis zum Titicacasee. Sie brachten einen goldenen Stab mit, und dort, wo sich die Spitze des Stockes leicht in den Boden bohrte, steckten sie den Platz der Gemeinde ab, weil der Boden dort fruchtbar war. Im Tal von Cuzco bohrte sich der goldene Stab so tief in den Boden, daß er für immer versank. Die Kinder der Sonne ließen sich hier nieder und regierten die Menschen in Güte. Manko Capac lehrte die Männer den Feldbau, Oello Huako unterrichtete die Frauen in der Kunst des Spinnens und Webens. Das Volk scharte sich um sie, und sie gründeten die Stadt Cuzco.“

So berichtet das Märchen vom Entstehen des großen südamerikanischen Inkastaates.

Zur Zeit seiner größten Ausdehnung umfaßte der Staat das heutige Peru (das war der größte und wichtigste Teil, hier war auch die Kultur am entwickeltsten), Ekuador, Bolivien und einen Teil des heutigen Chile.

Wenn auch Ähnlichkeiten zwischen dem mexikanischen Aztekenstaat und dem Inkastaat bestanden – so gab es doch große Unterschiede.

Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Grundlage des Inkastaates bildete die Dorfgemeinde, der gemeinsame Besitz von Boden und Viehbestand; darauf baute sich auch das gemeinsame Verwaltungssystem auf. Außer dem königlichen und kirchlichen Besitz befand sich ein großer Teil des fruchtbaren Bodens im Besitz der Dorfgemeinde, und diese Felder wurden in jedem Jahr erneut unter den Familien aufgeteilt, damit sich in einer

Hand nicht zuviel anhäufte. Die Mitglieder der Dorfgemeinden konnten sich nicht zu Lasten der anderen bereichern, doch sie verarmten auch nicht. Die Inkas, das heißt die Adligen des Staates, waren die Besitzer großer Vermögen, und auch der königlichen Schatzkammer flossen reichlich Einkünfte zu. Davon wurden die Mitglieder des Priesterordens, die Beamten und Diener des Staates, die Handwerker, die arbeitsunfähigen Alten und auch die Kranken unterhalten.

Die Grundlage für den ausgewogenen, beständigen, allgemeinen Wohlstand bildete die außerordentlich entwickelte landwirtschaftliche Produktion. Durch ein kompliziertes Bewässerungssystem, fachgemäßes Düngen, geschickte Ausnutzung des Bodens konnten die Dorfgemeinden eine reiche Ernte sichern.

Nach dem Märchen waren die beiden Gründer des Staates: „*Bruder und Schwester, Mann und Frau*“. Diese Tradition haben die Inkas bewahrt. Die erste Frau des Herrschers konnte immer nur seine jüngere Schwester sein (in Ägypten lebte dieser Brauch in den Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung), und neben der ersten Frau hatte der Fürst noch vier, mit der ersten fast gleichrangige Gemahlinnen. In der Thronfolge erhielt der Knabe der ersten Frau den Vorrang. Wegen der Erbfolge brach – in der kritischen Zeit, als die Spanier das Land eroberten – der Bruderkrieg aus. Diese innere Spaltung war eine der Ursachen für den schnellen Zusammenbruch des Inkastaates.

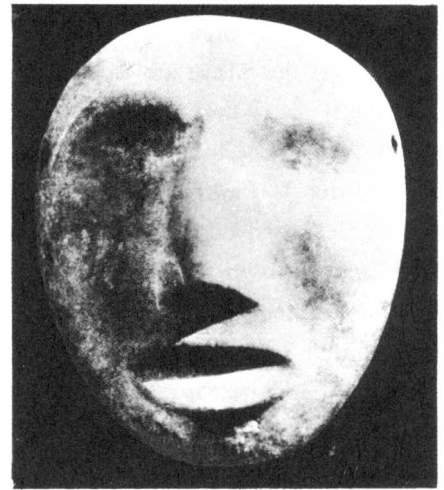
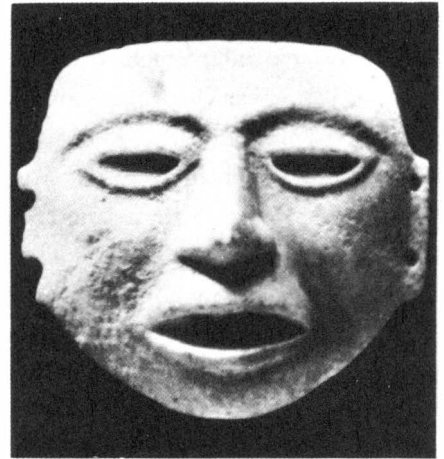
Der Staat erhielt seinen Namen von den Inkas. Dieses Wort bezeichnete vorher einen Stamm des Quechua-Volkes; sie organisierten die Vereinigung der in der Hochebene und in den Tälern des Andengebietes sowie der an der Küste lebenden Stämme. Später bildeten die Inkas die herrschende Klasse.

Man betete in Peru die Sonne an, die Leben und



1

1. In Fels gehauene Maya-Skulptur. 2. Aztekische Steinmasken aus dem 14. Jh. 3. Aztekische Basaltstatuette eines Buckligen. Im alten Mexiko verehrte man abergläubisch die körperlich oder geistig kranken Menschen



2



3

Fruchtbarkeit spendete. Vielleicht veranschaulicht das am besten den Unterschied zwischen den Azteken und den Inkas. Im Aztekenreich war – nachdem der friedliebende Quetzalcoatl die Indios verlassen hatte – der blutige Kriegsgott Huitzilopochtli der oberste Herrscher. Dort floß das Blut, fanden Kriege und Metzeleien statt – auch bei den Inkas wurde gekämpft, und es gab Menschenopfer; doch hielt man den fruchtbringenden Boden und das Leben für das wichtigste.

Das peruanische Volk mußte dafür selbstverständlich seinen Preis zahlen, daß es hier zwischen den drei großen Staaten (Mexiko-Anahuac, dem Städtebund der Maya auf der Halbinsel Yucatán und dem Land der Inkas) ein verhältnismäßig sicheres und friedliches Leben führen konnte. Außer ihren Wohnhäusern, den für die eigene Familie gefertigten einfachen Werkzeugen und der Kleidung besaßen sie nichts. Von persönlicher Freiheit können wir auch kaum reden; Anordnungen regelten ihr ganzes Leben, auch bei der Partnerwahl, der Heirat, sprach die Obrigkeit mit. Und hier war auch – ähnlich wie in Mexiko – die Menschensteuer Brauch.

Viele junge Mädchen wurden gezwungen, in einem dem Kloster ähnlichen Orden zu leben, sie waren „Jungfrauen der Sonne“, die für Ordnung und Sauberkeit in den Tempeln sorgten, die das zum Fest der Sonnenwende angezündete heilige Feuer hüteten. Sie wirkten die Kleidung, die Vorhänge und Teppiche für die Priester, die Tempel und den Königshof. Der alte Glaube der Peruaner war übrigens sehr kompliziert, und er ist aus den uns erhalten gebliebenen Denkmälern und mündlichen Überlieferungen nur schwer zu rekonstruieren. Unter den vielen Gottheiten verehrten sie Huiracocha, den Sonnengott, als den größten. Sie glaubten auch an ein Leben nach dem Tode, das läßt sich aus dem Bestattungskult ihrer Herrscher und Adligen schließen. Sie ließen die Toten mumifizieren, in der Körperhaltung des Embryos, in Hockstellung, und wickelten sie luftdicht in mehrere Schichten Baumwolltuch ein, ähnlich wie

die ägyptischen Mumien. Sie gaben den Toten Schmuck und Gebrauchsgegenstände mit, die auf und neben die Mumie gelegt wurden. Es war auch üblich, daß die Witwe und einige Sklaven zusammen mit dem Herrn in den Tod gingen.

Bei der Musterung der Jugendlichen wählte man kräftige oder besonders begabte Jungen als Soldaten für den königlichen Dienst oder die Zunft der ausgewählten Handwerker aus.

Die Produkte der königlichen Werkstätten, aber auch die des Heimgewerbes zeugen von großer Geschicklichkeit und von einem hohen Entwicklungsstand. Bis heute sind unwahrscheinlich schöne Stücke der Teppich- und Tuchweberei erhalten geblieben. Die Peruaner verstanden sich auch auf die Herstellung von Werkzeugen und das Schmieden von Metallen. Ihre Bronze- und Steinwerkzeuge waren praktisch, ihre Ziergegenstände und Schmuckstücke bewundernswert. In der Goldschmiedekunst und auch in der Herstellung von eingelekten und genieteten Metallgegenständen leisteten sie Hervorragendes. In der Metallurgie arbeiteten die Peruaner mit verschiedenartigen Materialien. Sie förderten Gold, Silber, Kupfer und Zinn.

Ihre Bauweise war viel entwickelter als die jener Völker, die nur den behauenen Feldstein und das Holz benutzten. Die Peruaner kannten und verwandten bei ihren Bauten bereits Ziegel und den bindenden Mörtel. Die Schönheit der mit Reliefs reich geschmückten Gebäude, ihre Kraft, der Zusammenklang der Proportionen kann in Wettbewerb treten mit den großartigen mexikanischen Bauwerken. Sie gründeten dicht bevölkerte Städte in besonders fruchtbaren Tälern und auf Hochebenen. Paläste, Tempel und Wohnhäuser zeugen von einem entwickelten städtischen Leben. Die sich aus mächtigen Steinen erhebenden Bergfestungen boten ihnen sicheren Schutz vor dem mit einfachen Waffen angreifenden Feind. Erst die höhere Kriegstechnik der spanischen Eroberer überwand den Widerstand dieser Burgen.

Sie bauten eigenartige, interessante Brücken.

1. Kopf einer Maya-Skulptur. 2. Maya-Wandgemälde: Meeresgötter und ihnen zu Ehren Trompete blasende Priester. Besonders interessant ist der rechts im Hintergrund stehende Gott, dessen Arme Krebscheren ähneln



Durch das ganze Gebiet ihres Staates zog sich die mächtige Bergkette der Anden. An zahlreichen Stellen mußten Schluchten und Flußtäler überbrückt werden. Ihre Steinpfeilerbrücken waren stark und tragfähig, doch die besondere Spezialität ihrer Baukunst war die Hängebrücke, die sich hier und dort mit ihrer aus biegsamen Zweigen geflochtenen, schwankenden und dennoch haltbaren Konstruktion über unvorstellbar breite Schluchten spannte. Diese Brücken ermöglichten den schnellen und sicheren Verkehr, Transport und auch den Aufmarsch der Truppen auf jenen den ganzen Staat durchziehenden, auch heute noch Erstaunen hervorrufenden berühmten Inkastraßen. Das Räderfahrzeug kannten sie nicht. Schwere Lasten wurden unter Verwendung von Rollen befördert.

Über ihre mathematischen und astronomischen Kenntnisse wissen wir wenig. Ihr Kalender, der sich auf fünfzehntausend Jahre erstreckt, zeigt jedoch, daß sie sich auch mit diesen Wissenschaften befassen konnten. Eine Buchstabenschrift besaßen sie nicht; sie benutzten eine sonst nirgends gebräuchliche Knotenschrift, Quipu genannt. Diese „Knotenschrift“ war für die Übermittlung komplizierterer Gedanken zu schwerfällig und primitiv. Sie wurde zur Übermittlung von Nachrichten und Befehlen und als Hilfsmittel für den Kurierdienst und die Regierung des Staates verwandt. Vielfarbige Schnüre knüpfte man auf bestimmte Weise zusammen, an die dann Knoten geschlungen wurden. Jede Farbe, die Zahl der Knoten, ihre Form und Größe und die Entfernung voneinander hatten eine Bedeutung. Den Schlüssel für das Knüpfen und Entziffern der Knotenschriftmitteilung kannten nur bestimmte Staatsbeamte. Es war eine unzuverlässige und unvollständige Methode der Nachrichtenübermittlung. Der Bote hatte gewöhnlich zur Ergänzung noch einen mündlichen Gruß zu übermitteln. Der Gruß war ohne die Quipu unverständlich, und sollte der Überbringer vom Feind gefangengenommen werden, so konnte er das ihm anvertraute Ge-

heimnis nicht, denn auch dem Boten war die Knotenschrift unbekannt. Kein Foltern half die Bedeutung der Nachricht aus ihm herauszupressen.

Die streng zentralisierte Staatsorganisation lenkte das Leben des Landes mit Hilfe der Chiffreschrift der Quipu. Die Macht des Königs wurde mit göttlicher Herkunft begründet. Die herrschende Klasse der Inka übte die Regierung fest bis zum Erscheinen der Spanier aus.

Kurz vor dem Einfall Francisco Pizarros, während der Herrschaft des Königs Huayna Capac (1493 bis 1525), erreichte der Inkastaat seine größte Ausdehnung. Huayna Capac war ein erfolgreicher Feldherr und guter Staatsorganisator; im Süden schloß er große Teile des heutigen Chile an sein Land an, und im Norden besetzte er jenes Gebiet, auf dem sich heute die Republik Ekuador befindet. Aus irgendeinem Grunde hatte er seine Residenz nach Quito verlegt. So wurde die neu eroberte nördliche Stadt an Stelle der alten Hauptstadt Cuzco zum Mittelpunkt des Inkastaates. Zur Frau nahm er die Tochter des besiegten Königs, die Thronerbin von Quito.

Schwere Folgen hatte der Entschluß des Königs, den Sohn der ersten Ehefrau, der Schwester-Ehegattin, Huascar, und den aus der Quitoer Ehe stammenden Atahualpa zu gleichberechtigten Thronerben zu benennen. Das war eine Verletzung der jahrhundertalten Bräuche. Vergebens teilte der König vor seinem Tode den Staat in zwei Teile, damit Atahualpa das ehemalige Königreich von Quito bekommen und Huascar Herrscher des peruanischen Teiles werden konnte; die Worte des Testaments, die Freundschaft, Zusammenschluß und brüderliches Einvernehmen befahlen, bedeuteten nichts. Kaum hatte Huayna Capac 1525 die Augen geschlossen, brachen die Feindseligkeiten aus.

Huascar beging einen verhängnisvollen Fehler. Er hätte entweder die Aufrechterhaltung des Friedens und den Zusammenschluß verfolgen oder Atahualpa unterwerfen müssen. Er wählte jedoch den dritten, den schlechtesten Weg.

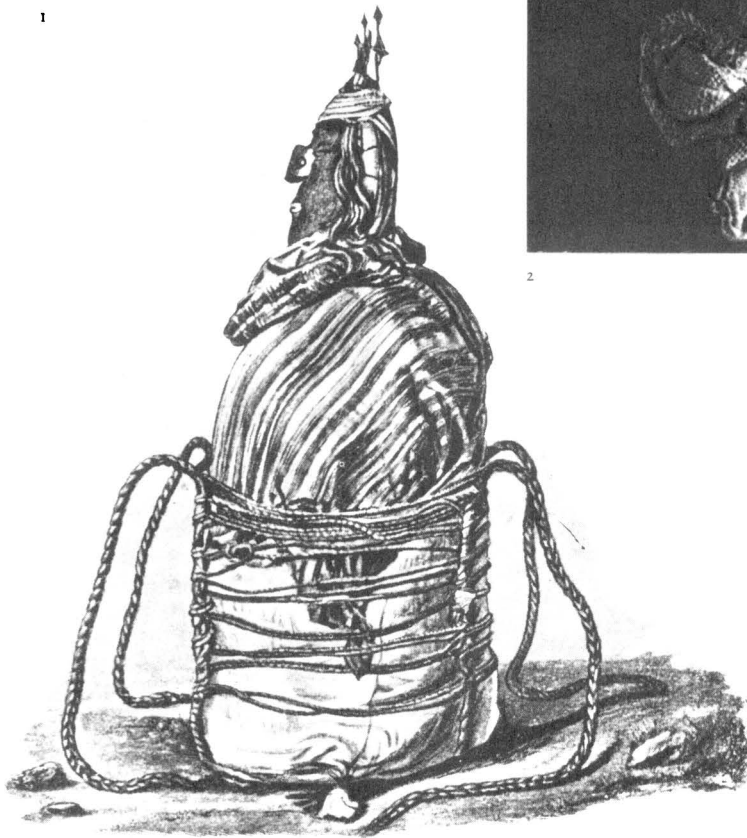




1



2



3

1. Querschnitt durch eine peruanische Mumie. Gut zu erkennen sind die dem Embryo ähnliche Haltung des hockenden Körpers und um ihn die vielschichtige Verpackung. 2. Peruanische Mumie mit Steinmaske. 3. Peruanische Mumie. Der Leichnam der Vornehmen wurde mit Baumwolltüchern und Streifen umwickelt; der obere Teil des Bündels wurde durch einen kopfförmigen Ballen verstärkt, auf dem noch eine Steinmaske befestigt wurde: so wurden die Toten in die Grabkammer gestellt

Er schickte Gesandte zu seinem Halbbruder mit einem beleidigenden und die Lage verschlimmern- den Gruß: Huascar sei der Sohn der ersten Frau, der gesetzliche Thronfolger; Atahualpa solle sich ihm daher ergeben!

Der Quitoer Königsbruder warf die Gesandten ohne Antwort hinaus.

Darauf beging Huascar seinen zweiten, nicht wiedergutzumachenden Fehler. Er nahm den Mißerfolg zur Kenntnis und schickte einen neuen Gesandten, der überbrachte: Huascar sei damit einverstanden, daß die beiden Länder getrennt blieben, doch sollte Atahualpa symbolisch die Obrigkeit seines Bruders anerkennen.

Auf diesen Vorschlag teilte ihm Atahualpa mit, daß er bereits mit einem großen Gefolge unterwegs sei, ihm seine Huldigung zu beweisen . . .

Das Gefolge war ein wenig zu groß: Atahualpa zog an der Spitze von 20 000 Kämpfern in das Land seines Halbbruders ein, überwand jeglichen

Widerstand und nahm nach einem kurzen und blutigen Feldzug das ganze Land in seine Hand. 6000 Tote blieben auf dem Schlachtfeld.

Huascar fiel in die Hände des Siegers, er wurde in strenger Gefangenschaft gehalten. Auf seine Anhänger veranstalteten die Soldaten Atahualpas eine wahre Treibjagd; wen sie fingen, metzelten sie erbarmungslos nieder.

Durch den Bruderkampf war das Inkareich in seinen Grundfesten erschüttert und stark geschwächt worden. Im Land herrschte das Chaos des inneren Krieges, der Repressalien und Verschwörungen.

Da erschien an den nördlichen Grenzen des Staates Francisco Pizarro mit einer Handvoll gut ausgerüsteter Soldaten zum entscheidenden Schlag. Pizarro kannte das Land bereits. Zweimal war er schon hier zu bewaffneten Entdeckungsfahrten gewesen. Jetzt war er entschlossen, die für ihn günstige Situation des Bruderkrieges auszunutzen.



1. Inkabildnis. 2. Peruanische Götzen-  
skulptur. 3. Peruanische Darstellung  
eines Menschen vernichtenden Dämons



3

## ATAHUALPA WIRD GETAUFT

Francisco Pizarro, der dunkle Ritter der spanischen Eroberungs epoche, war ein charakteristischer und neben Cortez einer der erfolgreichsten Vertreter des Typs der Konquistadoren.

1471 wurde er geboren. Zur Zeit seines großen Feldzuges im Jahre 1532 hatte er bereits vor gut zwei Jahrzehnten, seit 1510, die blutgetränkte Erde der Neuen Welt betreten. Auch ihn hatte die Hoffnung auf schnellen Reichtum und Macht über den Ozean getrieben. Bei den dortigen Abenteurern hatte sich Pizarro sehr bald einen Namen gemacht. Auf den Inseln und dem Festland, von Mexiko bis Panama war er bekannt geworden als ein Mann, der weder Nachsicht noch Menschlichkeit und auch keine Müdigkeit, Verzweiflung und Furcht kannte. Er war ein verwegener Mensch, dem jegliche Moral fremd war. Freundschaft, Treue, Worthalten waren für ihn unbekannte Begriffe. Er vertraute nur seinem starken Willen, seiner schnellen Entscheidungsfähigkeit und seinen Waffen, einem Menschen niemals.

Zu Beginn der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts versetzte die Nachricht von der Eroberung Mexikos durch Cortez die Spanier in Mittelamerika in große Erregung. Auch Pizarro dachte an ein ähnlich großes Unternehmen, doch wollte er nicht nach Norden ziehen, dort hatte Cortez alles abgeerntet. Pizarro wollte das im Süden liegende Land des Goldes finden. Bisher hatte er jedoch nicht so viel Geld aufreiben können, um Schiffe zu kaufen oder zu mieten und ein eigenes Heer für eine größere Expedition anzuwerben. Zu diesem Zeitpunkt traf er auf zwei Gefährten. Der eine, Diego de Almagro, war ein alter Wolf, ein Soldat, gut zehn Jahre älter als Pizarro. Er war ein an Erfahrungen reicher Räuberhauptmann, ein guter Kumpan für ein Unternehmen im Maßstab von Cortez. Das Geld brachte aber der andere Kumpan, Hernando de Luque, der als Priester

einer spanischen Ansiedlung in Panama zu ansehnlichem Vermögen gekommen war und der sein zusammengerafftes Geld durch Plantagen und Geschäfte vergrößern wollte.

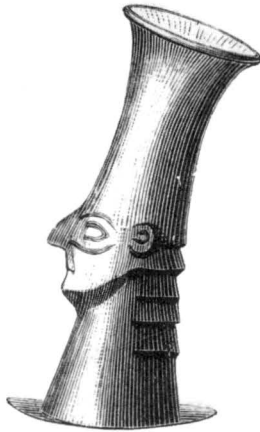
Am 10. März 1526 schlossen sie einen in der Geschichte beispiellos dastehenden Vertrag miteinander. Seine Hochwürden de Luque übernahm die Rolle des Geldmannes. Er organisierte – woher, hat niemand herausbekommen – 20 000 spanische Goldpesos, eine beachtliche Summe; diese stellte er seinen beiden Kumpanen zur Verfügung. Und zu dritt teilten sie in einem Vertrag ein fernes Reich feierlich unter sich auf, dessen Lage ihnen nicht einmal genau bekannt war.

Ausrufer gingen durch die Straßen Panamas, um unter der Fahne der „Peruanischen Aktion“ anzumustern. Sie wußten, daß sich dem wahnwitzigen Unternehmen nur Männer anschließen würden, die vom Leben nichts mehr zu erwarten hatten, für die der Feldzug nach Peru der letzte Strohalm war, den sie vor dem endgültigen Untergang ergreifen konnten. Es gelang ihnen auch, ungefähr hundertsechzig heruntergekommene Strolche anzuwerben. An der Spitze dieses bunt gewürfelten Haufens machten sie sich auf Erkundungsfahrt. Sie kamen bis an die Küsten des Inkastaates und konnten sogar in das Gebiet des alten Quitoer Königreiches eindringen. Hier erfuhr Pizarro die seinen großen Plan begünstigenden Nachrichten von dem im Staate wütenden Bruderkrieg, von der Spaltung des Landes. Sein kleines Heer reichte jedoch nicht aus, um an eine Eroberung des Landes zu denken, wie verwegen er es auch immer anstellen würde. Sie kehrten um, brachten aber von ihrer achtzehnmonatigen Fahrt bereits einige Beute und sichere Informationen nach Panama mit. Man begegnete Pizarros Unternehmen nun bereits mit weniger Mißtrauen..., vielleicht war doch etwas an der peruanischen Geschichte wahr...



1. Altes peruanisches Relief. Aus einem einzigen Steinblock – einem sogenannten Monolith – gehauene Hauptfigur eines Tores. 2. Peruanische Metallgefäße. Der mit einem Relief geschmückte Becher ist aus Silber, der menschenkopfförmige aus Gold. 3. Relief am Tor eines peruanischen Sonnentempels (Variante zum 1. Bild)

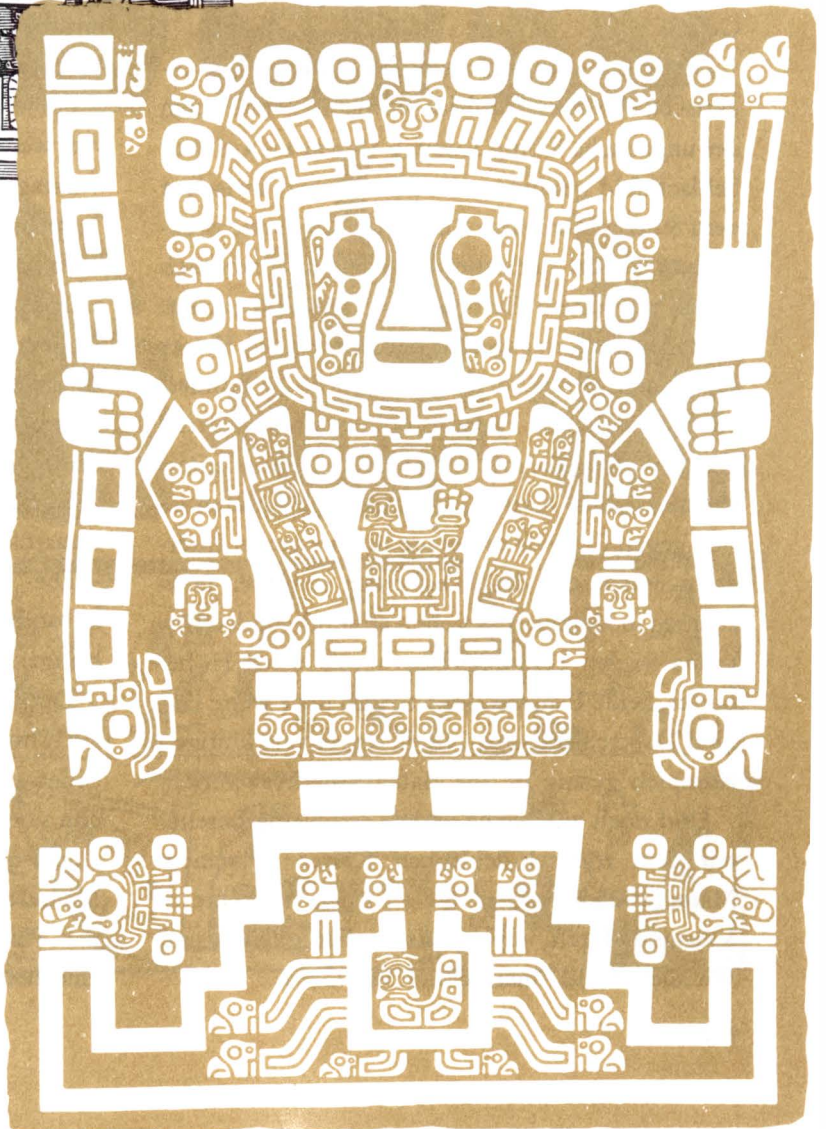
1



2



3



Im Frühjahr 1528 machte sich Francisco Pizarro dann auf seine große Fahrt. Mit einem seiner erprobten Unterführer, mit Pedro de Candia, segelte er nach Europa, um dem Herrscher, dem römisch-deutschen Kaiser und König Spaniens, Karl V., Bericht über die Ergebnisse, Hoffnungen und Pläne seiner Erkundungen zu erstatten.

Pizarro traf zu einem günstigen Zeitpunkt am kaiserlichen Hof ein. Karl V. brauchte wieder einmal – wie so oft – Geld und nochmals Geld. In Europa hatte er seinen größten Rivalen, den französischen König Franz I., 1525 in der Schlacht bei Pavia besiegt und auch den mit seinen Gegnern verbündeten Papst Clemens gebändigt, doch diese Erfolge gaben ihm lediglich an den westlichen und südlichen Grenzen des Kaiserreiches augenblickliche Sicherheit. Von Osten drohte eine große Gefahr.

Die Türken hatten zwei Jahre zuvor das ungarische Heer bei Mohács vernichtet, und auch der ungarische König Ludwig II. war tot auf dem Schlachtfeld geblieben. Der Pufferstaat zwischen dem Sultanat und dem Reich Karls V. hatte praktisch aufgehört zu existieren. Wien und Österreich waren von einem Einbruch der Türken bedroht.

Außer der Kriegsgefahr bedrückten den Kaiser auch noch große Sorgen im Innern des Landes. Einzelne deutsche Fürsten wollten einen anderen Kaiser wählen, die mächtigen Handelsstädte unterstützten einmal Karl V., ein andermal wandten sie sich gegen ihn, wie es gerade ihren eigenen Interessen entsprach; die sich bereits seit drei Jahrzehnten in kleineren Revolten ankündigenden Unruhen fanden 1525 im Bauernkrieg ihren Höhepunkt. Seine Flamme breitete sich über weite Gebiete Deutschlands aus. Nur in langen und blutigen Kämpfen gelang es, die Bauern niederzuwerfen.

Und noch zahlreiche andere Probleme bereiteten dem römisch-deutschen Kaiser in seinem Mammutreich Sorgen. Sie zu lösen, brauchte er Verstand, Kraft, diplomatische Fähigkeiten und vor allem Geld, unermeßlich viel Geld.

Cortez' Brandschatzen in Mexiko erleichterte eine Zeitlang die schwierige Lage der kaiserlichen Schatzkammer. Jedoch nach dem alten Spruch: „Man kann viel Geld haben, doch niemals genug“, hörte Karl V. mit lebhaftem Interesse und immer gnädigerem Wohlwollen den Berichten des ihm zur Audienz vorgeführten dunklen Abenteurers Francisco Pizarro zu.

Allerdings sollte noch ein Jahr bis zur Ausstellung des Dokuments vergehen, mit dem der Kaiser Francisco Pizarro mit der Entdeckung und Eroberung des peruanischen Staates betraute. Er ernannte ihn zum Statthalter und Oberrichter des Gebietes und zum Oberbefehlshaber der dortigen Streitkräfte. Der Vertrag sicherte Pizarro ansehnliche jährliche Bezüge, von denen er jedoch die Beamten und die Leibwache der Statthalterschaft bezahlen mußte. Im allgemeinen erhielt Pizarro mit diesem Geschäftsvertrag die Befugnisse eines Vizekönigs.

Für seine zwei Geschäftspartner hatte Pizarro viel weniger erwirkt. Almagro wurde nach dem Vertrag nur Festungskommandant der Hafenstadt Tumbes, er wurde in den Rang eines Adligen versetzt und erhielt insgesamt zwei Fünftel von Pizarros Jahreslohn. Seine Hochwürden de Luque hingegen mußte mit einem schönklingenden Titel zufriedengestellt werden: Er wurde Bischof von Tumbes und der „Vertreter der peruanischen Indianer“. Auch ihm garantierte der Vertrag jährliche Bezüge, doch waren sie viel geringer als die Pizarros.

Die festgesetzten jährlichen Bezüge waren selbstverständlich aus der Beute in Abrechnung zu bringen!

Der Führer des geplanten Raubzuges wurde auch noch in einen vornehmen religiösen Ritterorden aufgenommen, der den Namen Heiliger Jacob von Compostella trug, damit er sein Heer in einem mit einem goldenen Kreuz geschmückten Mantel anführen konnte. Und der Vertrag sah vor, daß Pizarro auf seinem Eroberungsfeldzug auch eine bestimmte Anzahl von Priestern mitnehme,



1

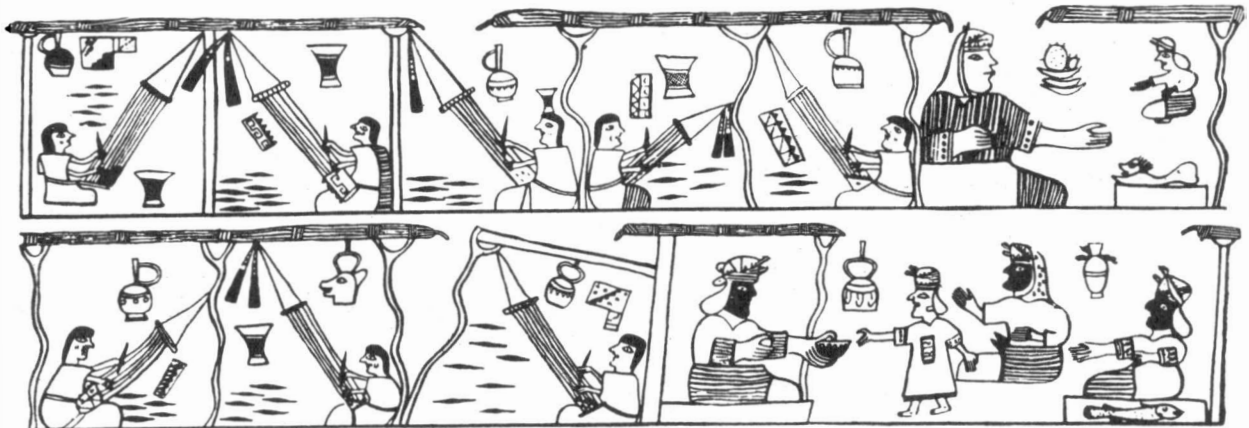


2



3

1. Kampfszene; Peru. 2. Peruanische Tongefäße. 3. Alte peruanische Tongefäße mit Saugrohr. 4. Peruanische Weberinnen und Töpfer



4

die dann für das seelische Wohlbefinden der Ureinwohner des Landes Sorge tragen sollten.

Pizarro verpflichtete sich, innerhalb eines halben Jahres nach seiner Rückkehr mit wenigstens zweihundertfünfzig angemusterten Söldnern aus dem Hafen von Panama auf Eroberungsfahrt auszulaufen.

Und der wichtigste Punkt des Vertrages besagte, daß er eine Zeitlang von den aus den peruanischen Gruben geförderten Edelmetallen den zehnten Teil und ein Fünftel von dem durch „Tauschhandel oder Gewalt“ erworbenen Gold und Silber sowie den anderen Werten nach Europa, in die kaiserliche Schatzkammer, hinüberschaffen mußte.

Diego de Almagro fluchte, daß die Wände erzitterten, als er erfuhr, daß ihn sein Geschäftspartner und Freund gründlich um seinen Anteil gebracht hatte. Pizarro hatte nämlich bei seiner Abreise versprochen, er werde Almagro den Rang des adelantado (Oberbefehlshaber) verschaffen. Bartolomé Ruiz, der Navigator der Piratenflotte, hatte sich den Rang eines Oberrichters erhofft, statt dessen erhielt er lediglich den klangvollen, jedoch nichtssagenden Titel „Oberster Lotse der Südsee“. Beide verließen empört Pizarro, der sich alles selbst zugeschanzt und ihnen hinter ihrem Rücken so übel mitgespielt hatte.

De Luques Klugheit und seine eines Diplomaten würdige, taktvoll vermittelnde Geschicklichkeit besiegelten den Bund aufs neue. Das alte, auf Gaunerehre begründete Einvernehmen allerdings kam nie mehr zustande. Eine Quelle ständiger Spannungen war auch, daß Pizarro Familienanhängsel von seiner Spanienreise mitgebracht hatte, drei Brüder und andere Verwandte. Diese wurden als Verwandte des „Vizekönigs“ überheblich. Und das konnte Almagro, der primitive Bandit, schwer ertragen.

Die Expedition zu organisieren war nicht einfach. Die Panamaer Spanier erinnerten sich noch gut an Pizarros erste beiden Abenteuer, an die Leiden und Gefahren. Sie wußten, daß das kaiser-

liche Siegel, das am Vertrag hing, nicht vor Hunger und Seuchen schützt und auch nicht vor den Waffen der Peruaner.

Mit großer Mühe brachte man schließlich hundertneunzig Soldaten zusammen, unter ihnen siebenundzwanzig Reiter. An ihrer Spitze machte sich Pizarro in den ersten Tagen des Januar 1531 mit drei kleinen Schiffen auf seine dritte Fahrt nach Peru.

Bei Tumbes wollten sie an Land gehen. Doch der Sturm trieb die Schiffe ab, so daß Pizarro viel weiter nördlich anlegen mußte. Ein langer und ermüdender Fußmarsch begann. Die erste Niederlassung, die Stadt Coaque, stürmten und plünderten sie, ohne zu zögern. Die dort vorgefundenen Lebensmittel kamen zur rechten Zeit, denn ihre Vorräte waren am Ende. Das ihnen in die Hände gefallene Gold, Silber und die anderen Wertgegenstände ließ Pizarro sofort auf eines der Schiffe schaffen (die Schiffe begleiteten sie entlang der Küste). Den Schatz schickte er nach Panama; die Menschen dort sollten ihn sehen, vielleicht war das Anmustern dann leichter.

Endlich erreichten sie ihr erstes Ziel: den Hafen Tumbes. Von der hier während ihrer ersten Fahrt errichteten Festung waren nur noch Trümmer vorhanden, die zurückgelassene Wache hatten die Peruaner längst niedergemetzelt. In den Kleiderfetzen, die die sterblichen Reste eines Spaniers bedeckten, befand sich ein Zettel, auf dem gekritzelt stand:

„Wisse, der Du diesen Boden betrittst: Hier kannst Du mehr Gold und Silber finden als Eisen in unserer spanischen Heimat . . .“

Auf einer kleinen Insel in der Nähe der Küste legte das winzige Heer eine lange Ruhepause ein. Man wartete die Jahreszeit mit dem günstigeren Wetter ab, um den entscheidenden Kriegszug zu beginnen.

Als die Stürme vorüber waren und der Regen aufgehört hatte, brach Francisco Pizarro auf.

Es war ein endlos erscheinender Marsch. Über die Pfade des Berglandes, die steilen Abhänge,



1. Kopf einer peruanischen Jaguarskulptur. Rot und gelb glasierte Terrakottafigur. 2. Auf den Parademantel eines Inkas gemaltes Bild. Jaguargott mit abgeschlagenem Menschenkopf in der Hand



2



und die die Schluchten überspannenden Brücken kamen sie mühsam voran.

Argwöhnisch blickten sie sich um: Nirgendwo Widerstand. Nirgendwo eine Garnison. Die Bergfestungen waren leer. Die Wege wohl erhalten, nirgendwo eine Barrikade. Die Hängebrücken waren nicht niedergerissen, die Steinbrücken nicht zerstört. Dabei wußte man von ihrem Näherkommen. Tag und Nacht vernahmen die Spanier das dumpfe, abgehackte Dröhnen der Nachrichtentrommeln, und sie sahen die aufblitzenden Feuer. Diese „Telegrafenzeichen“ erzählten von ihnen – sie übermittelten dem Herrscher des Staates Nachrichten . . .

Warum ließ man sie so glatt einmarschieren?

Die erfahrenen, in vielen Abenteuern gestählten Konquistadoren kannten bereits alle Denkgewohnheiten der Ureinwohner dieses Kontinents. Es konnte eine Kriegslist sein. Man wollte das kleine Heer tief in das Innere des Landes locken und dort vernichten. Aber diese Lösung des Rätsels war weniger wahrscheinlich. Denn die Indios hatten bereits gelernt, daß es gefährlich ist, die Rache des weißen Mannes herauszufordern. Dem niedergemetzelten kleinen Trupp konnte eine viel stärkere Strafexpedition folgen. Der Herrscher der Inkas versuchte offensichtlich dasselbe, was Montezuma Cortez gegenüber versucht hatte: Er wollte die Spanier in Furcht versetzen, er wollte sie durch die Stärke seines Landes, durch die Größe seines Heeres verblüffen, um ihnen die Lust an der Eroberung zu nehmen.

Pizarro ritt wortlos und nachdenklich an der Spitze seines Heeres: Auch Cortez hatten sie nicht zurückschrecken können . . .

Am Rande der großen Hochebene tauchten unerwartet vor ihnen Abgesandte auf. Sie brachten die Einladung des Herrschers der Inkas: Sie sollten in der den Weißen fremden Stadt Cajamarca seine Gäste sein. Francisco Pizarro nickte. Er nahm die Einladung an. Wieder nahm er sich Cortez zum Vorbild . . . Cortez hatte Montezuma in seiner eigenen Hauptstadt gefangengenommen.

In schneidendem Novemberwind kamen sie in die Nähe der Stadt. Sie mußten durch ein mächtiges Soldatenlager hindurchziehen. Eine unvorstellbar große Kriegsmacht hatte der Herrscher hier zusammengeführt. Die Spanier schätzten die Zahl der Kämpfer auf fünfunddreißig- bis vierzigtausend. Die hundertneunzig Eroberer näherten sich der Stadt mit eigenartigen Gefühlen, sie zogen durch ein riesiges Spalier von Bewaffneten.

Atahualpa empfing Pizarro und einige seiner Offiziere auf dem Thron sitzend. Mit Hilfe eines Dolmetschers wechselten sie einige höfliche Worte, der König bezeichnete einen Palast zum Quartier der Spanier und teilte ihnen mit, daß er am kommenden Tag dort den Besuch des spanischen „Sohnes der Sonne“ erwidern werde.

Pizarros Soldaten verbrachten die Nacht in fieberhafter Arbeit. Sie bauten ihr Quartier zur Festung um, stellten zwei ihrer kleinen Feldgeschütze und ihre Musketiere so auf, daß sie den großen Platz vor dem Palast unter Feuer nehmen konnten. Pizarro arbeitete mit seinen Offizieren den Kriegsplan für den nächsten Tag aus.

Der 12. November 1532 war der von Atahualpa bezeichnete Tag seines Besuches. Vom frühen Morgen an erwarteten sie kampfbereit, mit wachsender Unruhe und überreizten Nerven das Eintreffen des Königs. Kurz vor Sonnenuntergang erschien auf dem Vorplatz des Palastes die Leibwache des Herrschers, dann zogen vierhundert Höflinge auf, und mit einer etwa fünftausendköpfigen Begleitung erschien Atahualpa auf seinem tragbaren Thron.

Pizarro und seine Bewaffneten reihten sich im Tor des Palastes auf. Zum Empfang des Herrschers hatte der Heerführer seinen Lagerpriester, den Ordensbruder Vicente de Valverde, auf den Platz geschickt. Der Priester hielt eine lange Predigt in spanisch, von der Atahualpa kein einziges Wort verstand. Die Spanier jedoch – warteten auf einen Vorwand . . .

Pedro Pizarro, der jüngere Bruder des Heerführers, schrieb in seinen vierzig Jahre später heraus-



1. Francisco Pizarro, der Eroberer von Peru. 2. Titelblatt des 1535 erschienenen Buches über die Eroberung Perus. 3. Pizarro in der Festkleidung des Ritterordens. Aus der Hand des schriftunkundigen Pizarro stammt nur der Schnörkel der Unterschrift; die Unterschrift selbst zeichnete sein Schreiber dorthin

# LIBRO PRI

MO DE LA CONQVISTA  
del PER V & provincia del Cuzco  
de le Indie occidentali.



*Handwritten signature: P. Pizarro*

gegebenen Erinnerungen, daß ihnen Atahualpa selbst das erwartete Zeichen gegeben hat, ungewollt und ahnungslos. Der deklamierende Priester forderte seine Unterwerfung, und er zeigte ihm mit einer weit ausholenden Geste die Bibel – der Herrscher der Inka schob den für ihn uninteressanten Gegenstand mit lässiger Bewegung zur Seite, wußte er doch nicht, was es war. Der Ordensbruder Valverde schrie auf: „Gotteslästerer!“

Pizarro jedoch winkte mit seiner weißen Feldherrenscharpe.

Die Kanonen erdröhnten, die Musketen knatterten, Pizarro und seine Reiterei galoppierten auf den Platz, ihnen folgten die Fußsoldaten. Die gepanzerten Reiter lösten bereits mit ihrem wilden Sturm eine Panik aus, unter ihren Degen fielen die peruanischen Leibwächter. Noch bevor sich die erschrockenen Peruaner wehren konnten, war die Schlacht schon entschieden. Hunderte von Toten lagen auf dem gepflasterten Platz; Pizarro selbst hatte sich mit einigen seiner Soldaten fast bis zum Tragsessel des Herrschers durchgekämpft.

Eine halbe Stunde lang dauerte das Gemetzel. Als die Sonne unterging, lagen mehrere tausend Gefallene auf dem Schlachtfeld, und Atahualpa befand sich als Gefangener der Spanier im Palast.

Eigenartige Monate folgten. Der umzingelte, völlig eingeschlossene Pizarro wurde zum wirklichen Herrn des fremden, feindlichen Landes. Es war, als läge ein lähmender Druck auf dem mächtigen peruanischen Heer und dem ganzen Inka-reich. Die Peruaner gehorchten ohne Einspruch jedem Befehl, der von ihrem Gott-König kam – und der gefangene Atahualpa befahl, wozu ihn die Spanier zwangen. Einige Wochen Gefangenschaft hatten die Widerstandskraft Atahualpas gebrochen. Er sagte zu allem ja. Ob er den christlichen Glauben annehme? Er nahm ihn an. Ob er Karl V. Treue schwöre? Ob er den Eroberern die Gold- und Silberschätze ausliefere? Ja. Ja. Ja.

Nur an zwei Forderungen hielt er hartnäckig fest. Man sollte nicht den heiligsten Platz anrühren, den Tempel des Sonnengottes in der Stadt Cuzco,

und wenn alle Versprechen in Erfüllung gingen, sollte man ihn freilassen. Pizarro sollte auf das Kreuzifix schwören, daß er diese beiden Bedingungen erfülle.

Pizarro schwor.

Und das Lösegeld? – Atahualpa blickte sich in dem Saal um, in dem sie feilschten: „Diesen Saal werde ich kniehoch mit Gold volltragen lassen.“

Pizarro lächelte. Er zog seinen Dolch aus der Scheide, hob ihn hoch und ritzte mit ihm die Wand. „Bis hierher füllt ihn!“ sagte er.

Lange Lastenkarawanen trugen aus allen Gegenden des Landes das Gold und Silber, den Schmuck und die Schätze der Tempel, das Vermögen der Städte, alle Werte der königlichen Schatzkammer zusammen. Nach einigen Monaten erreichte der Hügel der in dem Saal gehäuften Kostbarkeiten die in die Wand geritzte Linie.

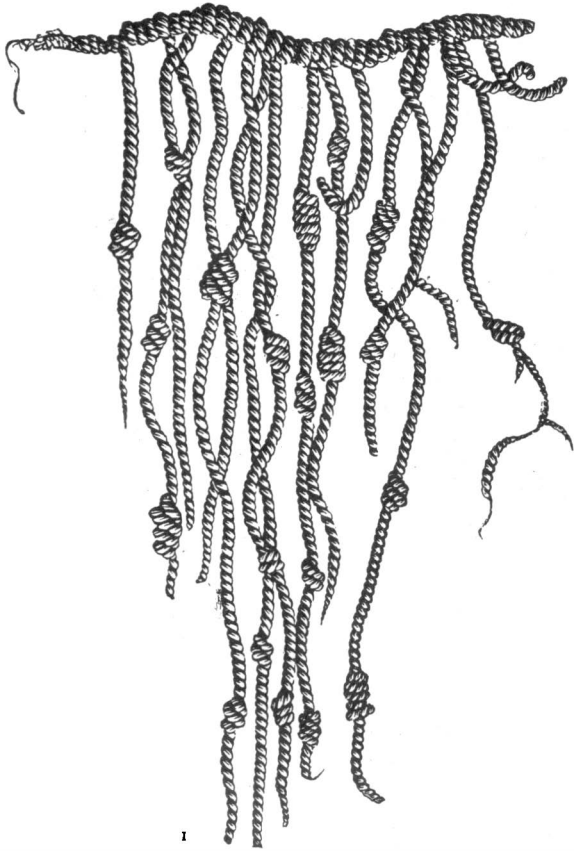
Inzwischen hatte Atahualpa jedoch erfahren, daß die Spanier geheime Verhandlungen mit dem in der Burg Yauya bewachten Staatsgefangenen, mit seinem Halbbruder Huascar, führten. Sie wollten Huascar als Vasallen auf den Thron von Peru setzen. Atahualpa schickte den Befehl, Huascar zu töten. Der Befehl wurde ausgeführt.

Auch das kam Pizarro gelegen. Er hatte im vorhinein beschlossen, seinen Gefangenen auf keinen Fall freizulassen. Er hatte aus ihm bereits herausgepreßt, was möglich war – er brauchte Atahualpa nicht mehr.

Dazu traf auch der zurückgelassene Almagro mit einer bedeutenden Verstärkung ein. Die Lage der Spanier festigte sich in dem zerrütteten Land.

Ein „Tribunal“ setzte sich zusammen. Atahualpa wurde des Mordes an seinem Halbbruder beschuldigt. Das Urteil war schnell gefällt:

„Kraft der Machtvollkommenheit des Hohen Tribunals wird wie folgt Recht gesprochen: In Anbetracht der gesetzwidrigen Abstammung des Angeklagten und seines unrechtmäßigen Thronraubes, in Anbetracht seines Heidentums und seiner schändlichen Gotteslästerungen und in Anbetracht dessen, daß er seine Untergebenen zum



1



2



3

1. Quipu: alte peruanische Knotenschrift. Die Farbe und Länge der zusammengeknüpften Schnüre, die Zahl, Form und Größe der Knoten gaben der Geheimschrift den Sinn. 2. Zeitgenössisches Bildnis Atahualpas. In der Bildunterschrift „Athabaliba,“ ist sein Name falsch geschrieben. 3. Die Peruaner bringen die Schätze zur Befreiung Atahualpas. Die Soldaten Pizarros im Hintergrund des Bildes legen Feuer und hetzen die Menschen mit Stöcken

bewaffneten Aufstand gegen das spanische Heer aufgewiegelt hat – wird der bisherige Herrscher Perus für all diese Sünden zum Tode verurteilt. Mit Wohlwollen wird es jedoch aufgenommen, wenn der Sünder seinen heidnischen Glauben verleugnet und seine Person unter den Schutz der alleinseligmachenden Kirche stellt. In diesem Fall zahlt er für seine Sünden nicht mit dem Feuer-tod auf dem Scheiterhaufen, sondern er wird nur auf dem Pranger durch Erdrosselung von der Welt der Lebenden in das Reich der Toten befördert.“

Atahualpa sah, es gab keine andere Wahl, als entweder eines langsamen und qualvollen Todes auf dem Scheiterhaufen oder eines schnelleren, mit weniger Leiden verbundenen Todes zu sterben. Man führte ihn zu dem schon bereitstehenden Scheiterhaufen, als er verkündete, er sei geneigt, sich taufen zu lassen.

Der eifrige Missionar Vicente de Valverde vollzog die Zeremonie unter großen Feierlichkeiten. Der Herrscher der Inka erhielt in den letzten Minuten vor seinem Tode den Namen Juan de Atahualpa. Danach wurde er hingerichtet.

Er konnte noch hören, wie die in Reih und Glied aufgestellten Spanier mit lauter Stimme, im Chor, für sein Seelenheil beteten.

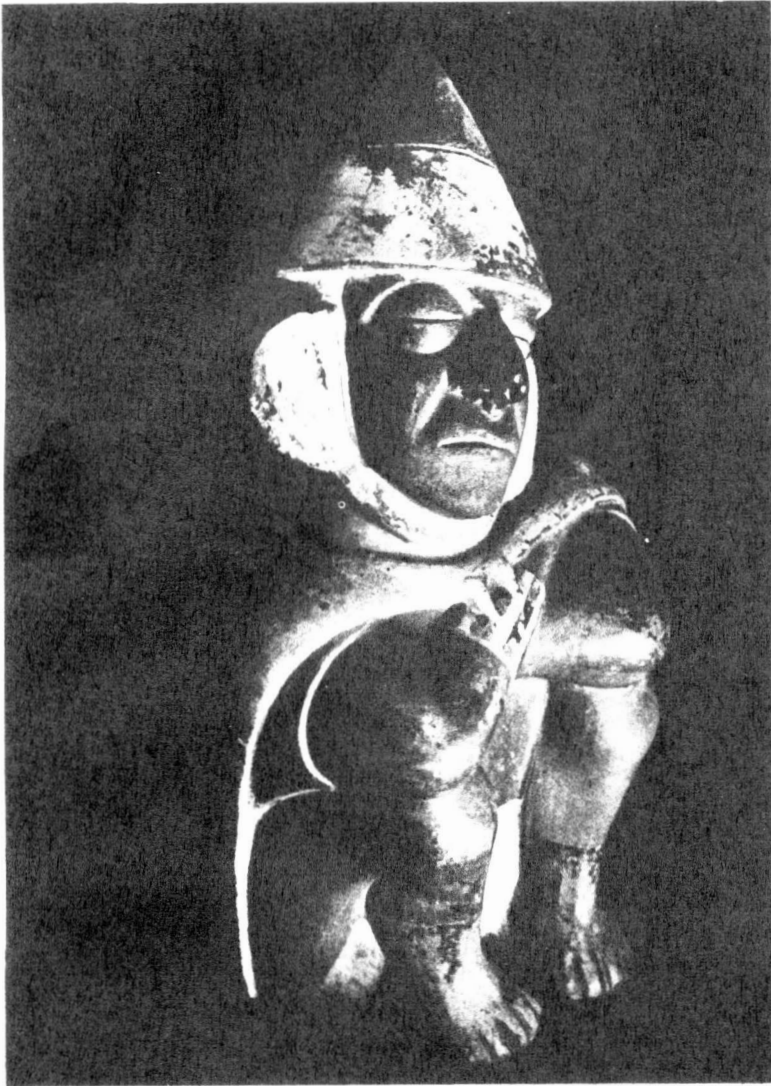
Der Leichnam Atahualpas blieb zur Nacht auf dem Hinrichtungsplatz. Am Morgen brachte man ihn in die St.-Franziscus-Kirche, die nach dem

Schutzheiligen Francisco Pizarros benannt worden war, um den Körper des „getauften Inka“ dort zu bestatten. Pizarro und seine obersten Offiziere hatten zu dieser „Feier“, ihrem Opfer zum Hohn, Trauerkleidung angelegt.

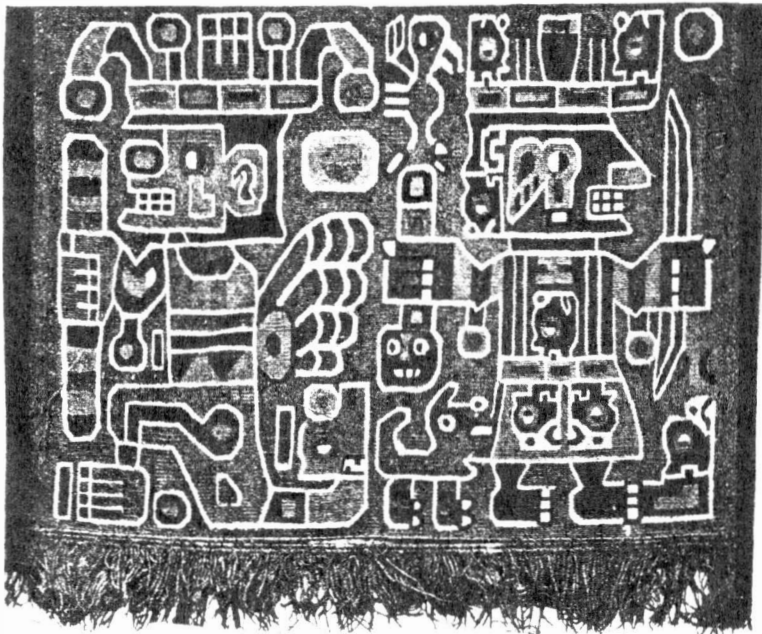
Um den Tempel herum hatte sich eine riesige Menschenmenge versammelt. Unter ihnen befanden sich die Schwestern und Frauen Atahualpas; mit lautem Wehklagen verurteilten sie, daß man den Sohn der Sonne auf eine ihre Traditionen verhöhnende Weise beisetze. Die Spanier trieben die Masse auseinander. Von den Frauen verübten viele noch am selben Tage Selbstmord, um ihrem Herrn ihrem Glauben gemäß in das Land der Sonne folgen zu können und um Atahualpa die letzte Ehre zu geben.

Nach dem Trauergottesdienst teilten sich die Spanier die Hinterlassenschaft. Die Beute übertraf alle ihre Erwartungen. Nach dem Abzug der Provision, die der kaiserlichen Schatzkammer zukam, blieben Francisco Pizarro 60 000 Goldpesos; ihm gehörte auch der Goldthron Atahualpas, dessen Wert auf 120 000 Goldpesos geschätzt wurde. Sogar der letzte gemeine Soldat erhielt einen Anteil von 4000 bis 5000 Pesos, was ein kleines Vermögen bedeutete.

Mit diesem Ergebnis endete für Francisco Pizarro der erste Abschnitt des „Peruanischen Unternehmens“.



1. „Ruhender Krieger“ skulpturenförmiges peruanisches Gefäß. 2. Schlachtszene; Peru. 3. Gobelinhähnlicher Teppich aus einem Inkapalast. Ein Kämpfer und ein geflügelter Gott sind dargestellt



## DER MENSCH IST DES MENSCHEN WOLF

Ein alter lateinischer Ausspruch sagt: „Homo homini lupus“. Das trifft in großem Maße auf die Führer des Heeres der spanischen Eroberer zu: Sie wurden wirklich zu reißenden Wölfen.

Pizarro hielt es für gut, in dem erschütterten Reich irgendeine Scheinordnung zu schaffen. Er wollte einen Marionettenkönig, dessen bloße Anwesenheit die Ruhe wiederherstellte, der die Bewohner zum Gehorsam bewegte.

Zuerst versuchte man es mit dem zweiten Bruder von Atahualpa, mit Toparca. Doch der junge Mann starb plötzlich, kurze Zeit nach seiner Krönung. Das passierte unterwegs, als sich das Heer Pizarros, den neuen „Herrscher“ mit sich schlep- pend, der Hauptstadt Cuzco näherte.

Der Weg war sehr beschwerlich. Bei rauhem Wetter mußten sie kaum gangbare Gebiete durchqueren. Und die Peruaner begannen den organisierten Widerstand. In der wilden Gebirgslandschaft, in den Pässen entlang der Bergflüsse, wurde das spanische Heer mehrmals von starken peruanischen Truppen überfallen. Die Spanier konnten zwar alle Angriffe abwehren, doch erlitten sie dabei schwere Verluste, bedeutete doch die Kampffähigkeit jedes einzelnen Mannes und jedes Pferdes einen unersetzlichen Schaden. Und die Überfälle dauerten mit unverminderter Stärke an.

Plötzlich änderte sich die Situation. Als sie in einem Talkessel ihr Lager aufgeschlagen hatten, erschien unerwartet ein Inka mit prächtigem Gefolge, der jüngere Bruder des ermordeten Huascar, Prinz Manko, der einzige noch rechtmäßige Erbe der königlichen Macht. Er gab seinen Thronanspruch bekannt und bat die Eroberer, ihm behilflich zu sein, daß er jetzt, nach dem Sturz der Atahualpa-Linie, als rechtmäßiger Erbe den Thron der Inka besteigen könne.

Pizarro argwöhnte nicht, er ergriff die Gelegenheit. Etwas Besseres konnte er sich gar nicht wün-

schen. Er konnte den rechtmäßigen Herrscher auf den Thron erheben! Der direkte Nachfahre des zweihundertjährigen Geschlechts der Inka würde sein Vasall sein!

Glücklich übernahm er die Schutzherrschaft und kämpfte sich mit erneuter Kraft nach Cuzco durch, jetzt im Bunde mit dem neuen Herrscher, der ein williges Werkzeug in seiner Hand sein würde.

Drei Tage nach dem 1. Jahrestag des Verrates von Cajamarca, am 15. November 1533, zog das Heer der Eroberer in Cuzco ein. In der Hauptstadt stießen sie auf keinen Widerstand.

Hier wurde Prinz Manko, unter peinlicher Beachtung aller alten Zeremonien, zum neuen König gekrönt. Zu Ehren des Begründers seines Stammes wurde er Manko Capac genannt.

Die einstweilen ruhigen Monate nutzte Pizarro dazu, die Grundlagen der Kolonialherrschaft zu legen. Er begann die Verwaltung und den Verkehr des eroberten Staates wieder in Gang zu bringen, schuf Siedlungen und errichtete an strategisch wichtigen Punkten Garnisonen.

Als die unmittelbare Todesgefahr für die Spanier vorbei war, spitzte sich die Lage erneut zu, die Spannung zwischen Pizarro und Almagro und ihren Anhängern wurde wieder spürbar.

Die Situation komplizierte sich noch, als Don Pedro de Alvarado, ein ehemaliger Offizier von Cortez – jetzt ein steinreicher Mann und Statthalter von Guatemala –, an der Spitze eines bedeutenden Heeres von fünfhundert Mann auf eigene Faust im Norden in das Gebiet des ehemaligen Königreiches Quito einzog. Das bisher größte Konquistadorenheer in den Küstengebieten des Stillen Ozeans wollte Pizarro und seine Kumpane um einen Teil der wertvollen Beute bringen. Die bewaffneten Kämpfe zwischen Spaniern und Spaniern hatten bereits begonnen, doch im letzten Augenblick gelang es dann, eine Einigung zu er-





1

2

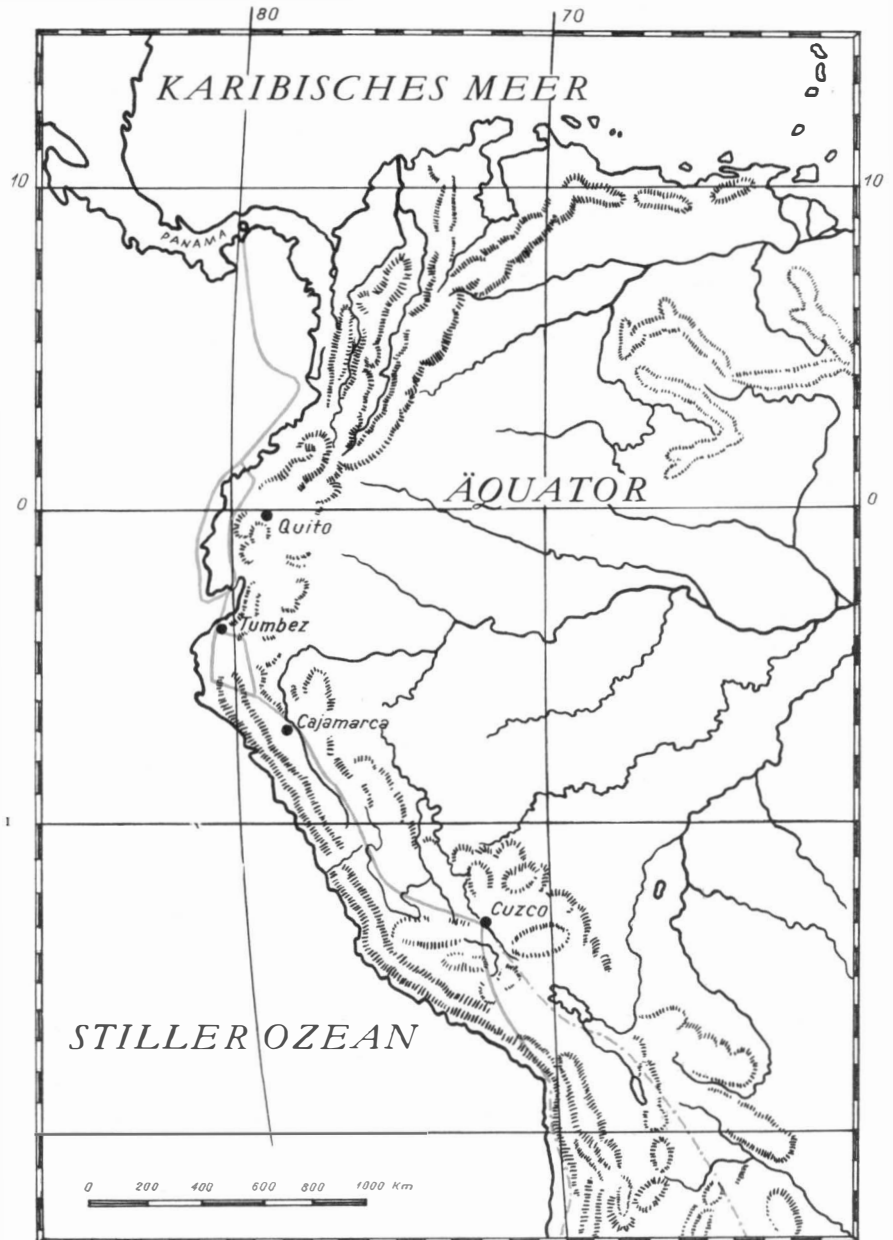


1. Farbiges Tongefäß. Es stellt einen von vier Sklaven im Tragesessel beförderten Herrscher dar. 2. Ein auf ein Knochenstück gemaltes Bild, als Amulett werden solche an Ketten befestigte Anhänger in Mittelamerika getragen. 3. Einschiffung geharnischter Ritter; Kodexbild aus dem 15. Jahrhundert

3



1. Pizarros Kriegszug zur Eroberung Perus. Die durchgehende Linie bezeichnet die Richtung von Pizarros Heer, die gestrichelte Linie den Weg Almagros nach Nordchile. 2. Das Bild von fünf Inkakriegern auf einer alten peruanischen Vase, in der Mitte der Führer; auffällt, daß er als einziger mit einem Nasenring geschmückt ist und keine Tasche trägt. Ihre Rüstung ist beinahe gleich, nur der Krieger auf der rechten Seite hat einen Schild.



zielen. Don Pedro de Alvarado erhielt die stattliche Summe von 100 000 Goldpeseten, dafür übergab er Pizarro seine aus zwölf Schiffen bestehende Flotte, seine fünfhundert Soldaten mit all ihren Pferden, alle Vorräte und verzichtete auf seinen Eroberungsanspruch. Mit dem Geld in der Tasche segelte er nach Hause zurück.

Die militärische Kraft Pizarros nahm mit dem Kauf des Heeres beträchtlich zu. Auch die Organisationsarbeit im Lande ging mit Sturmschritten voran. Francisco Pizarro gründete Städte und begann nördlich der alten Residenz, an der Meeresküste, den Bau der neuen Hauptstadt Lima. Von seinem Rivalen wollte er sich dadurch befreien, daß er Almagro mit einem starken Heer nach dem Süden schickte. Er sollte die Eroberung auf die nördlichen Provinzen des heutigen Chile ausdehnen. Almagro übernahm die Aufgabe gern, nicht nur der erhofften Beute wegen, auch deshalb, weil er sich hier, wo Pizarro jetzt bereits über ein viel größeres Heer als er befahl, nicht sicher fühlte. Mit wehenden Fahnen machte er sich auf den Weg zu neuer Eroberung, keinem von beiden fiel der Abschied schwer.

Manko Capac jedoch, der „Herr“ des Inkastaaes, lebte ruhig, mit einer keinen Verdacht erweckenden Herzlichkeit und Nachgiebigkeit in Pizarros Schatten. Er war interessiert und gelehrig, beobachtete die Gewohnheiten, die Kampfmethoden und die Waffenübungen der Spanier und freundete sich auch mit den Pferden an, die er zuerst für furchterregende Wesen gehalten hatte. Dann – nach dem Abzug von Almagros Heer – verschwand er eines schönen Tages, als hätte ihn die Erde verschlungen.

Der Name des Inka Manko Capac durchbraute das Land. Innerhalb von Tagen fanden sich zahllose Kämpfer zusammen, ein riesiges organisiertes Heer zog den Spaniern entgegen. An allen Stellen des Berglandes überfielen Truppen die Garnisonen und die umherstreifenden Patrouillen Pizarros.

Es trat das ein, was die Spanier längst nicht mehr

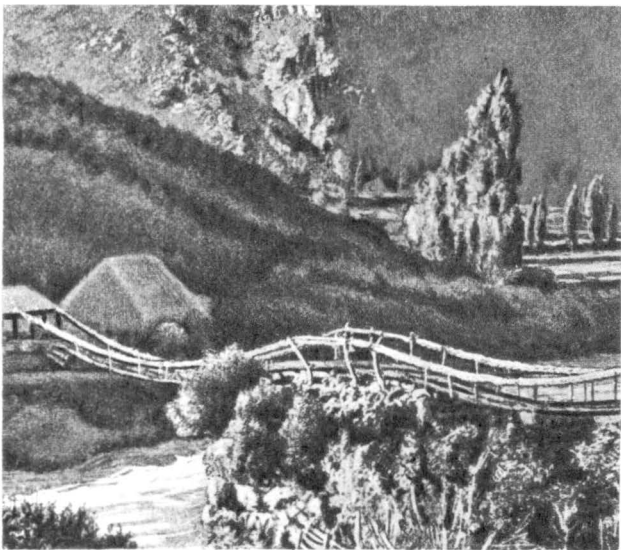
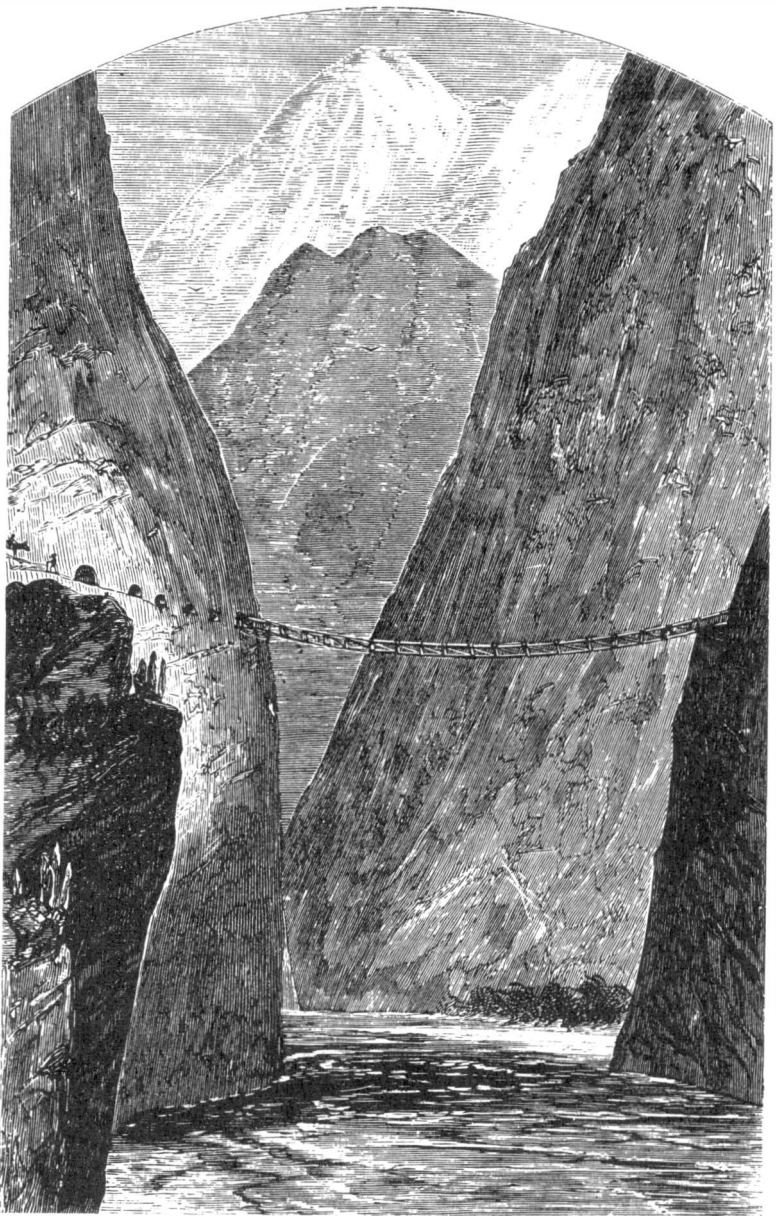
für möglich gehalten hatten. Einheiten von vielen tausend Kriegern umschlossen die einzelnen spanischen Militärlager und die Städte. Auf mehr als zweihunderttausend schätzte man die Zahl des peruanischen Heeres. Und Manko Capac erwies sich als ein gelehriger Schüler. Seine Gewandtheit in der Kriegführung hatte er Pizarro abgesehen. In kurzer Zeit tauchten eroberte spanische Waffen in den Händen der Inkakrieger auf; und die peruanischen Kämpfer verstanden diese Kriegswaffen ebensogut zu bedienen wie ihre vorherigen Besitzer. Sogar eine kleine peruanische Reiterei stürmte den Spaniern entgegen – auf Pferden und in Panzern, die sie ihnen entwendet hatten.

Die Stadt Cuzco verteidigten die drei Brüder Pizarros verzweifelt gegen die Monate andauernden Angriffe der Belagerer. Auch Lima war zu einer bedrängten Festung geworden. Hier kämpfte Pizarro selbst wie ein in die Falle geratener Wolf.

Die gefährlichsten Waffen bei der Belagerung der Stadt waren die peruanischen Feuerpfeile und eine bestimmte Bombenart, die von den Angreifern auf die zum größten Teil mit Holz und Stroh gedeckten Häuser geworfen wurde. Sie erhitzen erzhaltige Steine, wickelten sie in Baumwolle, die mit Pech getränkt war, und schossen sie mit großen Steinschleudern auf die Stadt. Diese Waffen verursachten große Brände. Es gab Tage während der Belagerung von Cuzco, wo die Häuser der halben Stadt in Flammen standen. Und in diesen Kämpfen begegneten die Spanier zum erstenmal auch einer anderen gefährlichen Waffe, dem Lasso, einer Schleife am Ende eines langen Strickes, das die Peruaner weit zu werfen verstanden und mit dessen Hilfe sie viele Spanier und Pferde kampfunfähig machten und lebend fingen.

Der Kampf tobte monatelang unentschieden. Die Zahl der spanischen Soldaten nahm ab, ihre Vorräte schwanden. Mit ihren überlegenen Waffen vernichteten sie vergeblich peruanische Soldaten. Wenn zehn Peruaner für einen Spanier fielen, war der Verlust bei den an Zahl geringeren Eroberern doch größer. Aus den Bergen strömten im-

- 1. Bote, der eine Nachricht zum Inkahof bringt; peruanische Vasenmalerei.
- 2. Hängebrücke in den Anden, wie sie schon zur Zeit des spanischen Einbruchs gebräuchlich war.
- 3. Eine sogenannte „Inka-Brücke“ aus Balken und Bastseilen. Sie werden auch heute noch in den peruanischen Urwäldern gebaut.
- 4. Peruanische Tongefäße



3

4

mer neue Krieger in das Lager von Manko Capac. Dagegen konnten Pizarro und seine Kumpane von nirgendwo Hilfe oder Nachschub erwarten. Die auf dem Boden ihrer Heimat kämpfenden Peruaner blieben auch dann überlegen, als Manko Capac einen großen Teil seines Heeres zur Ernte nach Hause schickte, um seine Truppen weiterhin reichlich versorgen zu können.

Die Spanier hingegen erkannten, daß sie in Kürze auch der Hungersnot entgegensetzen müßten.

Die unerträgliche Witterung der chilenischen Berggebiete rettete sie vor der völligen Vernichtung, die das Ende ihrer Herrschaft in Peru bedeutet hätte. Almagro nämlich war nach einem langen, vielmonatigen hartnäckigen Ringen gezwungen, den Kampf gegen die Kräfte der Natur aufzugeben. Er konnte die eisigkalte, stürmische und ungangbare Zone der Berge nicht durchdringen und zog sich mit seinem Heer zurück.

Sein Erscheinen entschied das Schicksal des großen peruanischen Aufstandes. Die durch das Heer Almagros verstärkten Spanier konnten sich nunmehr erfolgreich verteidigen, sie konnten sogar nach und nach zum Angriff übergehen. Sie zerschlugen große peruanische Einheiten und drängten die Angreifer in blutigen und verlustreichen Kämpfen in die Berge. Manko Capac zog sich zurück; noch jahrelang leitete er in den unzugänglichen Berggebieten den Kampf. Doch konnte er die Entwicklung im großen nicht mehr aufhalten. Almagro bestand jetzt, bereits mit dem Recht des wiederholten Lebensretters und voll Vertrauen

auf die inzwischen eingetroffenen Verfügungen des Kaisers, auf der Teilung der Macht. Er forderte für sich und seine Partei Cuzco und den südlichen Teil des Reiches.

Es kam zu erbitterten Verhandlungen und schließlich zu bewaffneten Zusammenstößen. Pizarro überwältigte Almagro, jagte seine Soldaten auseinander und nahm die Führer gefangen. – Und wieder setzte sich ein „Tribunal“ zusammen.

Der siebzigjährige Diego de Almagro wurde des Hochverrats schuldig gesprochen. Pizarro wagte es nicht, ihn öffentlich hinrichten zu lassen; das Todesurteil wurde im Gefängnis vollstreckt, in seiner Zelle ließ Francisco Pizarro den Abenteurer in Gegenwart von zwei offiziellen Zeugen ohne jegliche Zeremonie erdrosseln.

Kaum drei Jahre später erfolgte die Antwort. In seinem Statthalterpalast überfielen die verschworenen Anhänger von Almagros Sohn Francisco Pizarro. Er wurde mit einigen seiner Freunde und Offiziere niedergeschlagen.

Gegen die neue Almagropartei organisierte dann Gonzalo Pizarro einen Aufstand – und so ging es noch lange. Die Eroberer töteten einander und waren bemüht, sich gegenseitig die Macht aus der Hand zu nehmen.

Das peruanische Volk hingegen war nach seiner letzten großen Kraftprobe nicht mehr fähig, organisierten Widerstand zu leisten. Auch hier festigte sich die spanische Herrschaft, und die Ureinwohner dieses Staates wurden zu Sklaven der Kolonisatoren.



1



2

1. Peruanische Statuette, die einen Musiker darstellt, der gleichzeitig auf mehreren Instrumenten spielt. 2. Diego de Almagro, Unterfeldherr Pizarros, sein Verbündeter, später sein Gegner. 3. Die Geschichte von Almagros Tod auf einem 1596 erschienenen Bild; ein Kupferstich, der nach dem Brauch der Zeit auf einem Bild mehrere Abschnitte der gleichen Geschichte darstellt. Im Vordergrund, in der Mitte: Almagros Gefangennahme. Rechts, vorn: der Gefangene wird abgeführt. Links im Hintergrund: der an eine Säule gebundene Gefangene wird ausgepeitscht. Rechts, in der Nische: der an den Lehnstuhl gebundene Almagro wird mit der „Garrote“, dem Würgeisen, erdrosselt. Im Hintergrund, in der Mitte: der Leichnam wird fortgetragen



3

## EINE GLOCKE ERKLINGT

In den entdeckten und eroberten amerikanischen Gebieten waren jahrzehntelang nur abscheuliches Kriegsgetöse, das Röcheln der Niedergemetzelten, die Schreie der gepeitschten Sklaven, der Streit der nach versteckten Schätzen suchenden Räuber zu hören; dazwischen vernahm man den Gesang der Missionare.

In diesem tobenden Orkan erscholl der Hilferuf eines einzigen ehrenhaften Mannes so laut, daß er mit unverminderter Stärke auch heute noch zu hören ist.

Der junge Spanier Bartolomé de las Casas erhob seine Stimme zur Verteidigung der unterdrückten, versklavten Indianer.

Las Casas wurde 1474 geboren. Er war 28 Jahre alt, als er zum erstenmal den Boden der Neuen Welt betrat und das unmenschliche Schicksal der unterjochten Ureinwohner kennenlernte, das alle seine Vorstellungen übertraf.

Bereits die erste Handlung, die von dem jungen Mann bekannt wurde, erweckt Sympathie. Sein Vater, der an der ersten Fahrt von Kolumbus teilgenommen hatte, schenkte ihm einen Indio als Sklaven. Las Casas ließ ihn frei und schickte ihn in sein Dorf zurück.

Unter der Regierung von Don Nicolás de Ovando begann bereits 1502 auf der Insel Hispaniola (Haïti) und den anderen karibisch-spanischen Niederlassungen die gnadenlose Kolonialherrschaft.

Las Casas protestierte wiederholt gegen die Erbarmungslosigkeit, mit der die Ureinwohner vernichtet wurden. Man lachte ihn aus und stellte ihm die Frage, wer denn die Pflanzungen bestellen sollte, wenn man die Indios ihr eigenes Leben leben ließ?

Auf seinem eigenen Besitz versuchte Las Casas die Indios besser zu behandeln, doch nach ihren vielen bitteren Erfahrungen trauten sie ihm nicht. Sie konnten nicht glauben, daß es auch ehrenhafte

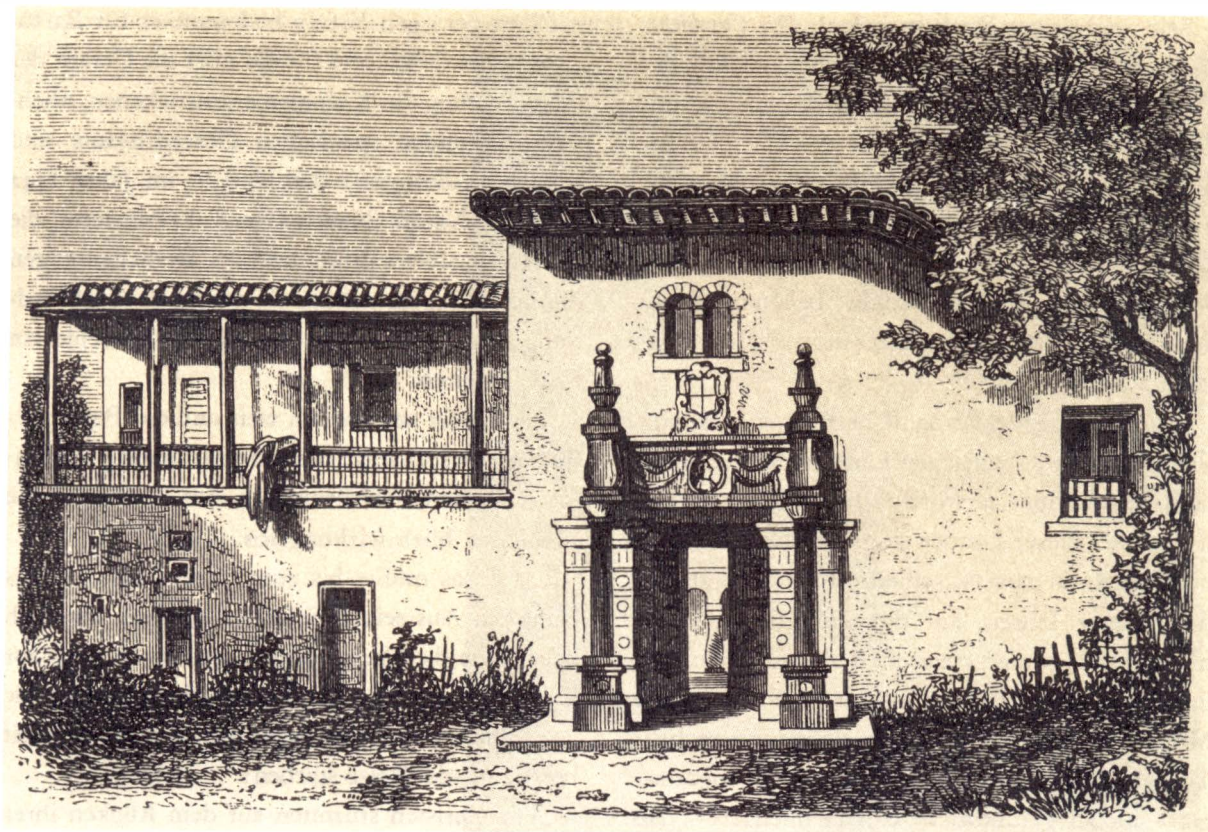
Weißer gäbe. Da Las Casas sie nicht mit Bluthunden verfolgen ließ, zogen sie von seiner Pflanzung fort. Der Mißerfolg des jungen Mannes diente den Kolonisatoren als willkommenes Argument: Da sieht man, die Indios müssen mit eiserner Hand angepackt werden, das beweist Las Casas' Beispiel. Las Casas gab seine ehrenhaften Absichten nicht auf.

Bartolomé de las Casas war nicht der Mann, der mit der Waffe in der Hand kämpfte. Doch er floh auch nicht vor der erkannten Pflicht. Er ließ sich zum Priester weihen und begann, den Schutz der kirchlichen Kutte nutzend, seinen einsamen Kampf. Er blieb zeit seines Lebens standhaft, bis zu seinem Tode im 92. Lebensjahr.

Er machte Karriere und wurde Bischof vom mexikanischen Chiapa. Neben seiner Tätigkeit als Priester kämpfte er hartnäckig und leidenschaftlich für die Verbesserung der Lebensbedingungen der Indios. Er reiste viel, machte Beobachtungen und wertete aus. Vierzehnmals unternahm er die schwierige und gefährliche Seereise zwischen den spanischen Kolonien und dem Heimatland. Seine Redegewandtheit, seine Verbindungen und seine hervorragende Feder stellte er völlig in den Dienst des großen Ziels, des Kampfes um die Menschenwürde der Indios.

Er veröffentlichte zahlreiche Bücher und Broschüren. Darunter waren auch Werke, die sich nicht im engeren Sinne mit der Indianerfrage befaßten, wie zum Beispiel die in lateinischer Sprache abgefaßte Abhandlung „*Quaestio de regia dignitate*“ (Studie über die königliche Würde), in der er seine Ansicht über Rechte und Pflichten des Königs darlegte. Klar und unmißverständlich brachte er in einer damals äußerst gefährlichen These zum Ausdruck, daß das Gesetz über den Herrschenden stehen müsse und demzufolge nicht der Wille der Könige das Gesetz sei.





1

1. Francisco Pizarros Palast in der Stadt Cuzco. 2. Die Ruinen einer aus riesigen Steinblöcken gebauten Bergfestung der Inka. 3. Bildnis von Pizarro



2



3

Sein wichtigstes Buch ist jedoch *Die Geschichte der Indianer*. In diesem Buch zeichnet er mit der Zuverlässigkeit eines Geschichtsschreibers, mit der scharfen Beobachtungsgabe des klar blickenden Reporters und mit der Leidenschaft eines für die gerechte Sache Kämpfenden ein erschütterndes Bild von den Kolonialzuständen. Das unter dem Namen „Las-Casas-Bericht“ bekannt gewordene Buch zählt die Grauen der indianischen Sklaverei auf.

„Was das große Festland betrifft, so bestätigt sich, daß unsere spanischen Landsleute zehn dicht besiedelte Länder zerstört und entvölkert haben; das Gebiet dieser Länder ist größer als ganz Spanien. Ich kann ganz entschieden feststellen, daß in den vierzig Jahren, auf die mein Buch Bezug nimmt, infolge der Herrschaft der Christen und ihrer teuflischen Taten mehr als zwölf Millionen Männer, Frauen und Kinder einen ungerechten Tod gestorben sind; ich kann vielleicht sogar sagen – und ich glaube nicht, daß ich mich irre –, daß die Zahl der Opfer sogar fünfzehn Millionen übersteigt.“

Innerhalb von vierzig Jahren 15 Millionen Menschenleben... *Täglich also ungefähr 1000 Menschen mordeten* die spanischen Kolonisatoren mit der Waffe, durch Hungertod, durch Antreiberei bis zur völligen Erschöpfung, mit Bestrafungen auf dem Scheiterhaufen und am Galgen, durch die Bisse der Bluthunde. Täglich 1000 Menschen, vier Jahrzehnte hindurch.

Las Casas setzte sich in einer öffentlichen Diskussion mit dem theoretischen Verteidiger der mörderischen Unterdrückung, dem einflußreichen höfischen Geschichtsschreiber Sepulveda, auseinander, der die Schandtaten der Eroberer mit „wissenschaftlichen Argumenten“ rechtfertigen wollte. Las Casas trieb ihn während der Diskussion in der Stadt Valladolid vor einer großen Zuhörerschaft, in Gegenwart von Juristen, Theologen und Regierungsvertretern, in die Enge und beschämte den Ideologen der Gewalt mit seinen Argumenten und unwiderlegbaren Fakten.

Einen geringen Erfolg bedeutete es für Bartolomé de las Casas (und für die über die Gefahr der Entvölkerung der Kolonien erschrockenen, nüchtern denkenden spanischen Geschäftsleute und Regierungsbeamten), daß Karl V. im Jahre 1542 die *Leyes Nuevas* (Neuen Gesetze) ratifizierte, die die Kolonialverwaltung und das Verhalten gegen die Indios regeln sollten. So wollte der Hof Ordnung schaffen und der kolonialen Anarchie ein Ende bereiten.

Der Kaiser war jedoch weit und das Papier geduldig: Das Gesetz, das eine Milderung der unmenschlichen Verhältnisse in den Kolonien zum Ziel hatte, blieb wirkungslos.

Las Casas mußte bis zum Ende seines Lebens kämpfen. Aus seinen Schriften ersehen wir noch heute, wie die Ureinwohner der Neuen Welt zur Zeit der spanischen Eroberung lebten und wie sie zu Millionen auf eine qualvolle, die Menschheit beschämende Weise starben:

„Die Christen stürmten auf dem Rücken ihrer Pferde auf sie ein; sie mordeten sie mit Säbeln und Lanzen, als jagten sie nur eine Schafherde: Wer ihnen in den Weg kam, ob jung oder alt, Mann oder stillende Mutter, einen jeden metzelten sie nieder, zerfetzten ihn. Die Säuglinge rissen sie von der Brust der Mütter, warfen sie gegen die Felsen und zerschmetterten ihre Köpfe. Sie stellten Galgen auf ‚Zur Ehre unseres Erlösers und der zwölf Apostel‘, schrieb Las Casas empört in der Priesterchronik, „... henkten dreizehn Indianer auf einmal und zündeten, während sie langsam erstickten, Feuer unter ihnen an, so daß sie gleichzeitig verbrannten... Mit eigenen Augen habe ich gesehen, wie einige Indianerhäuptlinge besonders gnadenlos hingerichtet wurden: Man band sie auf ein Gitter, unter dem Feuer glimmte... Wer konnte, floh; auf die Flüchtlinge wurden bissige Hunde gehetzt, die den Ergriffenen innerhalb von Minuten in Stücke zerrissen... Und wenn es zuweilen vorkam, daß die Indianer in berechtigter Notwehr einige Weiße töteten, wurden als Antwort für jeden getöteten Christen hundert Indianer hingerichtet!...“

1. Ein peruanisches Tongefäß, das eine alte Frau darstellt. 2. Ein Inkakrieger führt einen Kriegsgefangenen



1



2

Ich behaupte ganz entschieden“, führte Las Casas aus, „daß die Indianer immer im Recht waren, gegen die Christen zu kämpfen; die von den Christen gegen sie geführten Kriege jedoch stets jeder berechtigten Grundlage entbehrten, es waren teuflische Kriege, die an Ungerechtigkeit und Grausamkeit alle bisherigen Kriege der Tyrannen übertrafen!... In Kuba holte ein Stammesfürst sein Volk zusammen, zeigte ihm einen Korb voll Gold und sagte: ‚Das ist der Gott der Christen, werfen wir es in den Fluß, denn findet man es bei uns, werden wir alle dafür getötet.‘ Und so machten sie es auch; danach versuchte der ganze Stamm zu flüchten. Er wurde eingeholt und umzingelt. Der Häuptling wurde an einer Säule festgebunden, um lebendig verbrannt zu werden. Vorher berichtete ihm ein Mönch des Franziskanerordens von unserem Glauben. Der Häuptling hörte zu und fragte nur: ‚Kommen Christen in euer Himmelreich?‘ Und als der Ordensbruder mit Ja antwortete, wandte der Häuptling seinen Kopf weg: ‚Dann nehme ich das Christentum nicht an, lieber gehe ich in die Hölle, als auch im Jenseits mit euch zusammen zu sein.‘ – Seht“, fügte Las Casas bitter hinzu, „zu solchen Ehren verhalfen die nach Indien gegangenen Christen unserem Gott und unserem Glauben...“

Ich selbst war Zeuge; als ich dort war, starben innerhalb von drei oder vier Monaten mehr als siebentausend Kinder; ihre Eltern hatte man in die Gruben geschleppt, so daß die zurückgebliebenen Kleinkinder vor Hunger zugrunde gingen... Die Lastenträger mußten an Ketten gelegt auf den hundert bis zweihundert Meilen weiten Wegen dahinziehen, eine Last von drei bis vier Arroba (ungefähr fünfzig Kilo) auf den Schultern tragend; es kam vor, daß von viertausend Indios am Ende eines solchen Weges nicht einmal sechs zu ihren Familien zurückkehrten, die anderen waren unterwegs gestorben. Und wer vor Erschöpfung aus der Reihe stürzte, dem schlugen die Spanier einfach den Kopf ab, damit sie sich nicht mit dem Lösen der Halsfesseln befassen mußten...“

Las Casas – von besten Absichten geleitet – beging einen verhängnisvollen Fehler. Vielleicht war es die Hoffnungslosigkeit seines verzweifelten Kampfes, vielleicht hatte er auf den Rat von Menschen gehört, die sich in sein Vertrauen eingeschlichen und ihn mit schönen Worten umgarnt hatten, um ihre Geschäftsabsichten hinter dem Ansehen der reinen Menschlichkeit Las Casas' zu verbergen; vielleicht hatte er auch keinen anderen Ausweg mehr gesehen... In einem seiner Schreiben brachte er zum Ausdruck, daß es weniger grausam sei und weniger Menschen zugrunde gehen würden, ließe man die Pflanzungen in der Neuen Welt von afrikanischen Negern bearbeiten. Man sollte den Kolonisatoren deshalb erlauben, Neger einzuführen...“

Der Gedanke stammte nicht von ihm. Las Casas griff eigentlich nur eine bis dahin mehr oder weniger ungesetzliche Regelung auf. Schmuggelten doch Sklavenhändler bereits seit 1517 afrikanische Neger nach Amerika. Las Casas hielt es für das kleinere von beiden Übeln, wenn man kräftige und zähe Neger von mächtigem Wuchs holte, um das Schicksal des indianischen Volkes zu erleichtern, das bereits mit dem Tode rang. Er wußte nicht, daß diese Tatsache eine neue Folge von Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit nach sich ziehen würde.

Es kann sein, daß er sich seines Fehlers bewußt wurde, doch erst viel später, als er wahrnahm, daß die erbittertsten Feinde den Namen Las Casas auf einmal mit anerkennendem Nicken zu erwähnen begannen.

Der großmütige Verteidiger der Indios verursachte, wenn auch ungewollt, das Verderben der Afrikaner. Überragte sein Geist seine Zeitgenossen auch weit, so war er dennoch ein Sohn seiner Zeit: Er konnte nicht erkennen, daß die Verteidigung der Menschenrechte der Indios nur eine Seite des Kampfes gegen die Versklavung darstellte und eigentlich der Angriff gegen die Institution der Sklaverei selbst hätte geführt werden müssen.

1. Bartolomé de las Casas, der mutige Verteidiger der Indios. 2. Indios bringen mit Kähnen Früchte zu den Schiffen und werden von den Europäern mit Schüssen empfangen



1



2

## SCHWARZES ELFENBEIN – EINE BEGEHRTE WARE

Es wäre Voreingenommenheit oder zumindest naive Unwissenheit, würde jemand meinen, der unglückliche Irrtum von Las Casas spielte eine entscheidende Rolle beim Beginn des amerikanischen Negerklavenimports. Viel größere Kräfte waren hier am Werk als das unbedachte Wort eines wohlwollenden Menschen.

Die afrikanische Sklavenjagd und der Menschenhandel waren ein bereits seit Jahrhunderten großangelegtes und entwickeltes Geschäft. Glaubens-eifrige europäische Händler und Seefahrer arbeiteten ausgezeichnet mit den „ungläubigen mohammedanischen“ Sklavenhändlern zusammen. Eine moralische Rechtfertigung lieferten die Theologen: In der Bibel stehe zu lesen, daß Gott die Nachfahren Kains, die Farbigen, zu ewiger Knechtschaft verdammt habe. – Die rechtliche Begründung für das Einfangen von Sklaven lautete: Die Negerklaven seien eigentlich zum Tode verurteilte Schwerverbrecher, die der Stammeshäuptling aus reiner Gnade als Sklaven verkaufe. Der Stammeshäuptling konnte das nicht widerlegen, da die Sklavenjäger, die das Dorf des Stammes stürmten, auch ihn fortschleppten oder töteten. Die Behauptung wurde so von niemandem in Abrede gestellt.

Es gab jedoch auch Stammeshäuptlinge, die Menschenhandel trieben und ihre Untergebenen und Gefangenen verkauften.

Die römisch-katholische Kirche und ihr Oberhaupt, der Papst, hatte sich in mehreren Erklärungen zwar der Sklaverei widersetzt – doch die Kirche hatte im Verlaufe der Jahrhunderte so vieles mißbilligt und gebilligt. Die Mächtigen haben immer genau gewußt, wie ernst die schön klingenden Worte zu nehmen waren. Als die spanischen Könige – Karl V. und danach Philipp II. –, die den offiziellen Titel „Katholische Majestät“ trugen, für gutes Geld den flandrischen und später

den Genueser Handelshäusern das Patent für den Massenimport afrikanischer Sklaven erteilten, wäre es Rom und dem Papst keineswegs in den Sinn gekommen, dem Herrscher Spaniens den klingenden Titel abzusprechen; obwohl dieses schmutzige Geschäft überhaupt nicht mit den christlichen Lehren in Einklang zu bringen war.

Infolge der mehrere Jahrzehnte andauernden Grausamkeit der spanischen Kolonisatoren verringerte sich in der Neuen Welt die Zahl der Ureinwohner, der Arbeitskräftemangel stieg. Die Nachfrage nach Sklaven nahm zu. Als „schwarzes Elfenbein“ bezeichnete man die lebende Ware der Menschenhändler. Hunderte offizieller Negerjäger und Schiffskapitäne machten sich an das gewinnbringende Geschäft.

Nunmehr konnten sie die Sklaven in Sevilla und in anderen spanischen Städten nicht mehr nur einzeln oder dutzendweise handeln, wie es in den Zeiten vor Kolumbus geschehen war: jetzt kauften die Kolonialherren die kräftigen Neger zu Hunderten und Tausenden als Ersatz für die ausgemergelten, von Hunger und Folterungen geschwächten Indiosklaven.

Bewaffnete Trupps drangen immer tiefer in das Innere Afrikas ein, um Farbige zu verschleppen. Ganze Flotten segelten nach dem Westen, mit lebender Ladung in dem bauchigen Inneren der Schiffe. Oftmals schmachteten die Gefangenen monatelang in den ungelüfteten unteren Räumen, da die Schiffe wochenlang in irgendeinem Hafen Afrikas stilllagen, bis sie sich mit Sklaven füllten. Und dann folgte noch die mehrwöchige Überquerung des Meeres.

Sklavenschicksal . . . Es begann zu jener Stunde, da eine bis an die Zähne bewaffnete Räubergruppe eines Nachts das Urwalddorf ahnungslos schlafender Neger umstellte und angriff. Sie zündeten das trockene Unterholz an; und beim Schein des



1



2

1. Die Spanier hetzen Indianer-  
sklaven. 2. Indianersklaven tra-  
gen die Teile eines auseinander-  
genommenen spanischen Schif-  
fes durch den Urwald

Feuers krachten die Gewehre. Die Menschenjäger zielten sorgsam: Lieber soll die Kugel die Frauen, Kinder und Alten treffen – die kräftigen Männer sollten möglichst unverletzt in ihre Hände gelangen. Die Schießerei sollte die Neger einschüchtern. Lebendige Menschen waren die begehrte Beute. Die erschrockenen Einwohner wurden eingefangen. Wer sich zur Wehr setzte, wurde im Handgemenge bezwungen, durch Keulenschlag betäubt oder mit Schlingen und Netzen gefesselt.

Sklavenschicksal . . . Es wurde mit der höllischen Überquerung des Ozeans fortgesetzt, wo der einzelne Mensch in der Enge des Schiffsraumes weniger Platz fand, als sein Körper breit war. Sie lagen aneinandergedrückt und in Fesseln gelegt und konnten sich auch zur Verrichtung ihrer Notdurft nicht vom Fleck bewegen. Karges Essen, wenig Wasser, ungenügende und verbrauchte Luft. Alle Arten der sich leicht verbreitenden ansteckenden Krankheiten dezimierten die Unglücklichen. Am Morgen nahm man den Toten die Fesseln ab, die Leichname wurden ins Meer geworfen. Die Sklavenhändler rechneten von vornherein mit einem Massensterben; kam von einer Lieferung nur die Hälfte oder gar nur ein Drittel lebend an, machten sie auch dann noch ein gutes Geschäft . . . Dieses Schicksal setzte sich auf dem Sklavenmarkt fort, wo die Familien mit kaltem Gleichmut auseinandergerissen wurden; man verkaufte die Menschen wie eine Ware.

Und die weitere Fortsetzung des Sklavenschicksals . . . Hunger, Mißhandlungen, dauernde angespannte Arbeit auf den Pflanzungen . . . Das Ende, der Tod.

Und dieses Schicksal traf Menschen, die seit vielen Generationen ein nur von Naturbedingungen

abhängiges, sonst freies Leben geführt hatten. Nur die Kräfte der Natur und die Befehle des Stammeshäuptlings oder Medizinmannes setzten ihnen Grenzen; und das nahmen sie mit althergebrachter Gewohnheit zur Kenntnis. Jetzt jedoch lenkten harte Kommandoworte und Peitschenschläge jede ihrer Bewegungen. Sie arbeiteten bis zum Umfallen. Das karg bemessene Essen und Trinken und auch ihren Lebenspartner erhielten sie auf Befehl des Herrn. Nur wenigen war das zweifelhafte Glück beschieden, daß sie, wenn auch nicht in die Hände eines menschlichen, so doch wenigstens eines besonnenen Geschäftsmannes gelangten. Solche Pflanzer schafften ihnen für Geld gekauften Sklaven ein erträglicheres Leben, damit diese nicht zu schnell zusammenbrachen und als Ersatz neue gekauft werden mußten. Die Mehrzahl der Kolonialherren bekümmerte das nicht, sie gingen grausam mit den ihnen ausgelieferten Menschen um.

Nur wenige Jahre nach dem Beginn der afrikanischen Menschentransporte, Ende Dezember 1522, brach der erste größere Sklavenaufstand aus. Zwanzig Negerklaven von Don Diego Colón (dem Sohn Christoph Kolumbus') brachen aus dem Gefängnis aus. Innerhalb von Stunden wuchs ihre Gruppe, zahlreiche Flüchtlinge schlossen sich an. Sie organisierten Waffen und begannen einen wilden, wahnwitzigen Kampf gegen die Spanier. Schließlich triumphierte die Übermacht und die bessere Bewaffnung der Spanier:

Der Aufruhr wurde niedergeschlagen, und die aufständischen Sklaven wurden niedergemetzelt.

Aber auch noch später – bis in die sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts – gab es Sklavenaufstände.





1

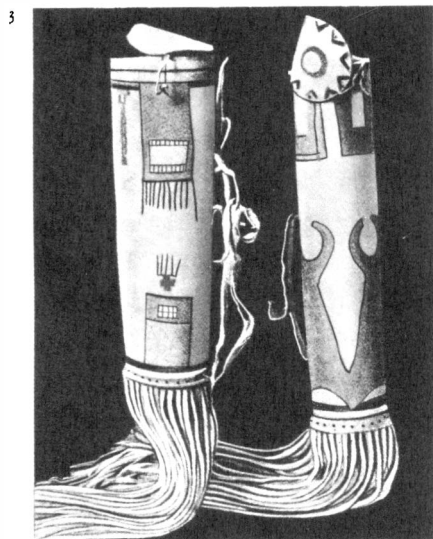
1. Indianer töten Missionare und ihre bewaffneten Begleiter; Kupferstich aus dem Jahre 1631.  
 2. Alte mexikanische Pfeife in Menschengestalt; der eine Fuß ist das Pfeifenrohr, in die Vertiefung auf dem Rücken wurde der Tabak gestopft.  
 3. Indianische Ledertaschen aus Nordamerika; sie wurden nach jahrhundertealten Mustern gefertigt.  
 4. Indianersklaven zapfen Palmen an. Aus den Baumsäften wird ein Getränk zubereitet



2



4



3

## UNFOLGSAME UNTERTANEN UND EIN NACHSICHTIGER KÖNIG

Das schnelle Ansiedeln der Spanier, ihr Seßhaftwerden in Mittelamerika und ihre rasche Expansion in nördlicher und südlicher Richtung des neuen Kontinents erweckte bald das Interesse anderer europäischer Mächte an den Gebieten der Neuen Welt. Das „Interesse“ eines Landes (besonders in jener Zeit, über die wir berichten) wurde jedoch gewöhnlich in Eroberungen und Kriegen sichtbar.

Für die zeitgenössischen Wissenschaftler und die Nachwelt waren die Erkundungsfahrten, die Entdeckung unbekannter Weltteile wichtig, weil sie neue Erkenntnisse brachten. Abenteurer sahen darin neue Möglichkeiten, sich zu bereichern. Die Herrscher der europäischen Staaten waren jedoch der Ansicht, daß neue Weltteile nur deshalb entdeckt worden waren, um neue Eroberungen machen zu können. Dies bewahrheitete sich sehr bald.

Portugal, das sich mit dem spanischen Königreich in ständiger Rivalität und in ständigem Kampf befand, unternahm auf dem Boden Amerikas einstweilen keine bedeutenderen Kolonisierungsversuche. Nur an einigen Plätzen wurden die Portugiesen seßhaft, in den Küstengebieten des heutigen Brasilien; dort errichteten sie Sträflingskolonien.

Zu größeren portugiesischen Eroberungen kam es erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Zur Zeit der Herausbildung des spanischen Kolonialreiches in Amerika befaßten sich die Portugiesen noch immer mit der Sicherung des Seeweges nach Ostindien. Deshalb wurde auch Kapitän Fernão de Magalhães mit seinem Plan einer Erdumsegelung von Portugal abgewiesen. Magalhães war wie Kolumbus gezwungen, in spanische Dienste zu treten. Und so umsegelte seine Flotte unter der Flagge Spaniens zum ersten Mal die Erde, zeitgleich mit der Eroberung Mexikos durch Cortez (1519–21).

Mit den Portugiesen begann das spanische Königreich also erst später um die Kolonialbeute in Amerika zu ringen. Eine ernsthaftere Gefahr drohte zunächst von anderen Konkurrenten, von Frankreich und England.

Die Franzosen versuchten zu Beginn des 16. Jahrhunderts in den nördlichen Gebieten Amerikas Fuß zu fassen. An den Küsten des heutigen Kanadas entdeckte der französische Seefahrer Jacques Cartier bereits im Jahre 1534 den St.-Lorenz-Strom und sein Mündungsgebiet. In den sechziger Jahren hißten sie die Fahne des französischen Königs bereits weiter südlich, auf der mit spanischen Eroberern besetzten Halbinsel Florida. Hier kam es zum ersten ernsthaften bewaffneten Zusammenstoß, zu dem ersten Kolonialkrieg zwischen den beiden sich um die Beute streitenden europäischen Mächten. Spanier und Franzosen führten schwere Kämpfe gegeneinander. Die Spanier richteten die ihnen in die Hände gefallenen französischen protestantischen Kriegsgefangenen „nicht als Franzosen, sondern als Ketzer“ hin. Die Franzosen richteten die spanischen Kriegsgefangenen „nicht als Spanier, sondern als Meuchelmörder“.

Hinter den geblähten Segeln der Schiffe, den im Wind flatternden stolzen königlichen Flaggen, den Schlachten, den blinkenden Schwertern, den qualmenden Kanonen verbargen sich unbekannte Menschen, die in keiner Fürstenchronik erwähnt werden. Der Kanonendonner der französischen Schiffe pries den Namen Franz' I., der eigentlich in eine überaus mißliche Lage geraten war. Innerhalb einiger Jahrzehnte waren ein halbes Dutzend Kriege zwischen den Reichen des französischen Königs und des spanischen Königs und Kaisers ausgebrochen, und es wurden ebenso viele Waffenstillstands- und Friedensverträge ausgehandelt.



1. Sklavenjäger überfallen ein afrikanisches Dorf und rauben die Bewohner. 2. Von Afrika nach Amerika verschleppte Sklaven bei Grubenarbeiten

1

2



Eine der wichtigsten Bedingungen der Friedensverhandlungen war der Wunsch Spaniens, Frankreich solle von den Gewässern der Neuen Welt verschwinden. Stand es gerade schlecht um Franz I., mußte er derartige Verträge unterzeichnen.

Das reiche Bürgertum der französischen Hafenstädte hingegen, die Schiffsunternehmer und Handelshäuser der Normandie und der Bretagne, verzichteten nicht auf den von Übersee zu erwartenden Nutzen. Die Staatsverträge drängten den König in die eine, die Städte zwangen ihn hingegen mit der Macht des Geldes in die andere Richtung. So wiederholte das französische Königreich feierlich, daß es sich von Eroberungen in der Neuen Welt zurückhalte; die aus den französischen Häfen auslaufenden, gut bewaffneten Flotten jedoch kreuzten munter in den fernen, verbotenen Gewässern, überfielen spanische Schiffe, sogar mittelamerikanische Hafenstädte. Und der französische Botschafter in Madrid breitete bedauernd seine Arme aus: Seine Majestät der französische König könne wirklich nicht die Verantwortung für die Taten seiner unfolgsamen Untertanen übernehmen...

Der Botschafter bedauerte. Die Abenteurer kämpften. Die Händler rüsteten einer nach dem anderen Freibeuterei betreibende Privatflotten aus. Spanier und Portugiesen jedoch protestierten – und spielten den von ihnen gefangenen französischen Piraten übel mit. Unweit von Bahía ergriffen sie an der brasilianischen Küste während einer Seeschlacht drei französische Schiffe. Offiziere und Mannschaft der kleinen Flotte brachten sie an Land, gruben sie bis zur Schulter in die Erde ein und schossen auf die aus der Erde herausragenden Köpfe, solange sie noch einen Zielpunkt boten. Als Antwort stürmten 1530 die Söldner des französischen Handelshauses Ango den Hafen von Pernambuco, metzelten seine Einwohner nieder und plünderten die Lager aus.

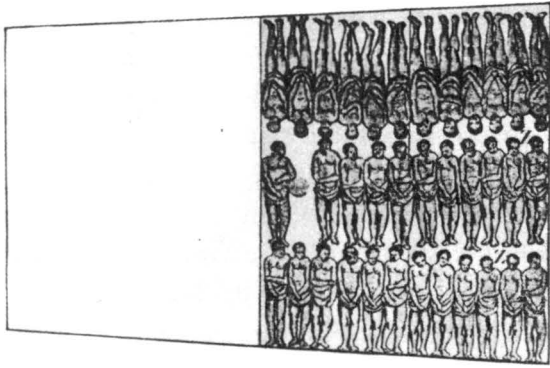
Die Familie Ango spielte eine führende Rolle bei der Organisation der abenteuerlichen Unternehmen. Ihr Geschäftssitz befand sich in der fran-

zösischen Küstenstadt Dieppe. Diese steinreiche, sich vorwiegend mit dem Überseehandel (und mit der ihn ergänzenden Freibeuterei) befassende Familie folgte ihren eigenen Gesetzen. Mit höflichem Gleichmut ignorierte sie die Festsetzungen des Königs. In einem Flügel des Hauses Ango in Dieppe beugten sich Schreiber über die Geschäftsbücher, der andere Flügel ähnelte dem Palast Heinrichs des Seefahrers. Hier hatte die Firma Ango eine Geographie- und Schifffahrts-Bibliothek und ein Forschungsinstitut eingerichtet. Wissenschaftler, Kartographen, erfahrene Seefahrer der verschiedensten Nationalitäten waren hier angestellt. Sie sammelten und bearbeiteten in diesem Institut meteorologische und nautische Daten und waren bemüht, die Handelsschiffe und die Piratenexpeditionen wissenschaftlich zu organisieren und zu lenken.

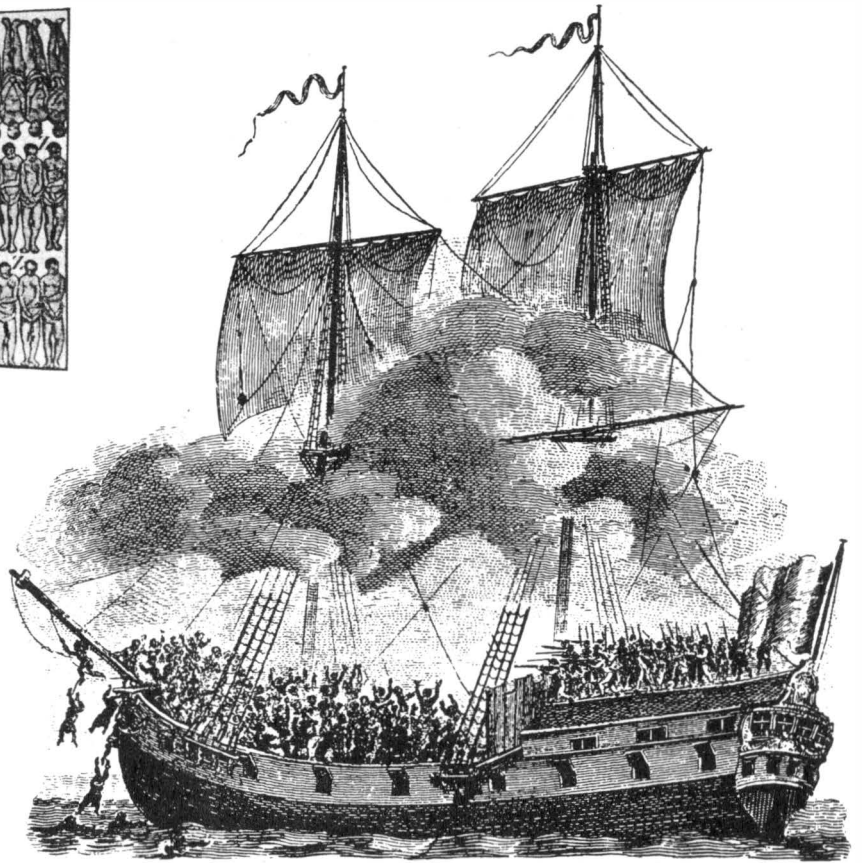
In diesen Jahren nahm auch der Protestantismus in Frankreich zu. Viele trennten sich von der römisch-katholischen Kirche und schlossen sich den Hugenotten – so nannte man in Frankreich die Protestanten – an. Viele der Mächtigen nahmen wie in anderen Ländern nur deshalb den neuen Glauben an, weil sie in den Religionskriegen und in den Unruhen ihr eigenes Süppchen kochen wollten. War doch der wirtschaftliche und politische Kampf nicht von den religiösen Auseinandersetzungen zu trennen.

Die Großgrundbesitzer wurden Hugenotten. Und schnell verbreitete sich auch der neue Glaube in den Kreisen des wohlhabenden städtischen Bürgertums. Die komplizierte Verknüpfung der Interessen brachte es mit sich, daß einer der mächtigsten Herren des Landes, der Hugenotte Admiral Coligny, und die in ihrer Mehrheit reiche protestantische Bürgerschaft der Hafenstadt gemeinsam die französischen überseeischen Eroberer unterstützten.

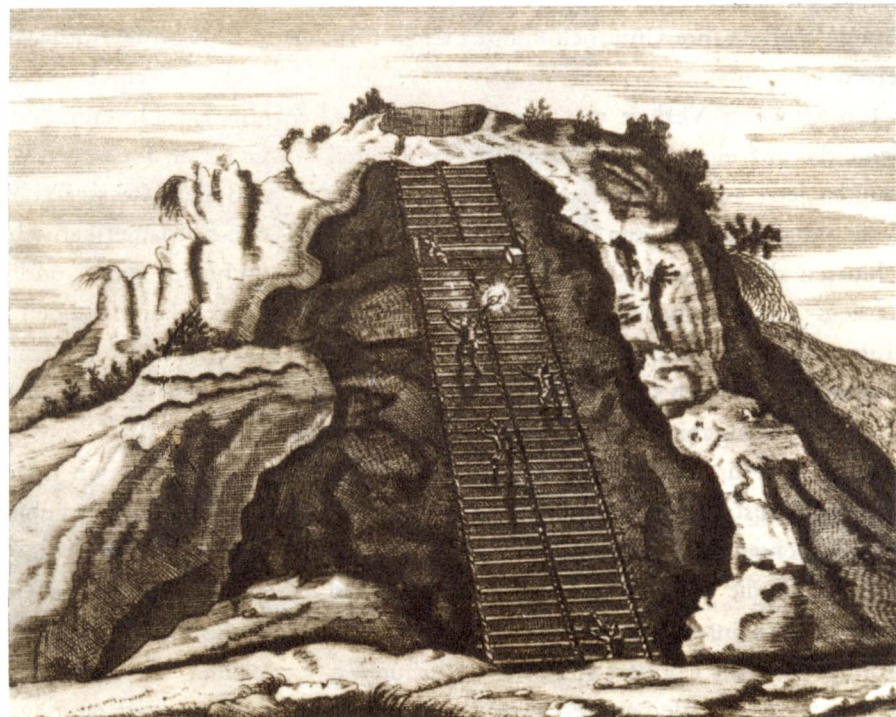
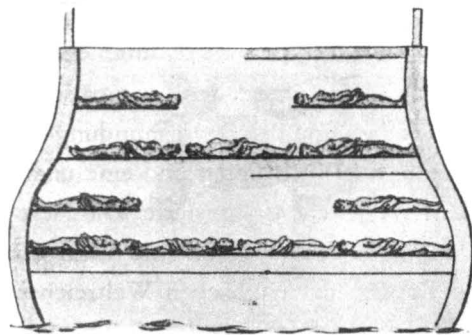
Die Geschäftsleute fanden zu jeder Zeit den „ideellen Grund“ für ihre Tätigkeit. Die Juristen der französischen Schiffsunternehmer und Handelsleute des 16. Jahrhunderts bemühten sich, die



1



2



1. Die „lebende Ware“ wurde mit sorgfältiger Platzausnutzung, gleichsam mit wissenschaftlicher Planung in die Sklavenschiffe verfrachtet. Die eng neben- und übereinandergelegten Menschen erstickten auf dem Boden der schmalen Schiffe zu Hunderten. 2. Meuterei auf einem von Afrika nach Amerika fahrenden Sklavenschiff. Auf dem Hinterdeck verteidigen sich die Sklavenjäger mit Gewehren gegen die mit bloßen Händen angreifenden Neger. 3. Die berühmte Silbergrube in Potosi. Tausende von Sklaven starben hier durch die gnadenlose, unmenschliche Behandlungsweise

3

Taten ihrer Geldgeber mit dem Grundsatz der „Freiheit der Seeschifffahrt“ zu rechtfertigen. Sie konzipierten diese These so: „Mare sit commune!“ – der beredte lateinische Ausspruch bedeutet: „Das Meer sei gemeinsamer Besitz!“ Das bedeutete: Auch wir können überseeische Gebiete erobern und unterjochen; auch wir können rauben, nicht nur die Spanier und Portugiesen!

Die französischen Piratenschiffe und die an Land gehenden Kolonisatoren haben ihre Privatkriege nur scheinbar gegen den Willen ihres Königs geführt. In Wirklichkeit hatte der König nichts dagegen einzuwenden, daß ein Beuteanteil in seine Schatzkammer floß und sein Machtbereich erweitert wurde. Er drückte ein Auge zu und duldete die Streifzüge seiner „unfolgsamen Untertanen“.

In den siebziger Jahren verschlechterte sich die Lage der Franzosen in Amerika. Admiral Coligny, der Beschützer der Freischärler, verlor sein Leben im Jahre 1572, in der furchtbaren Bartholomäusnacht, als die Partei des französischen katholischen Adels in Paris im Namen König Karls IX. Hunderte von Hugenotten ermorden ließ. Der Admiral der Piraten war gestorben – die Bankiers der Piraten mußten ihre Unternehmungen allein fortsetzen.

Ein schwerer Verlust war der Tod Colignys, denn die auf eigene Faust kämpfenden Piraten mußten jetzt auf die Unterstützung der Kriegsflotte verzichten. In den kanadischen Gebieten schlossen die Franzosen einen Bund mit einem starken, kriegerischen Indianerstamm, mit den Huronen. Es lag nahe, daß sich die englischen Kolonisatoren, als auch sie sich an den nordamerikanischen Küstengebieten ansiedelten, mit den alten Feinden der Huronen, mit den Irokesen, gegen die Franzosen verbündeten. Einen Teil des Kolonialkrieges fochten die beiden europäischen Mächte so aus, daß sie die Indianer gegeneinander kämpfen ließen. (Im Hintergrund der berühmten Lederstrumpf-Romane Coopers steht diese jahrhundertelange, von den Weißen geschürte Feindschaft.)

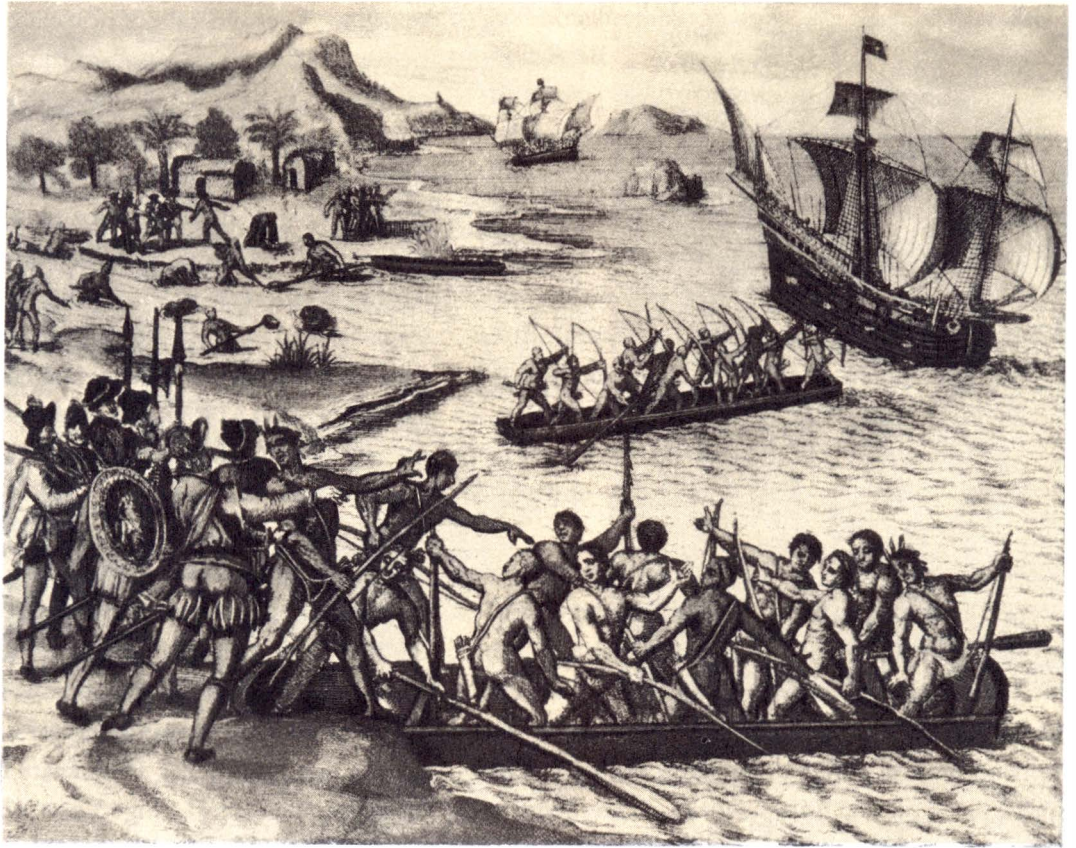
England stieg in dieser Zeit, während der Epoche der großen Entdeckungsfahrten, in die erste Reihe der europäischen Großmächte auf. Das englische städtische Bürgertum stärkte sich wirtschaftlich im erfolgreichen Handel mit den deutschen Handelsstädten, mit der Hanse und den Niederlanden. Das stärkte auch den Grundbesitzeradel, schuf doch die Entwicklung des Handels und der Seefahrt gute Märkte für ihre Produkte, in erster Linie für die englische Wolle. Und im England des 16. Jahrhunderts folgten zwei bedeutende Herrscher auf dem Thron. Nur eine kurze Zwischenzeit trennte die Herrschaft Heinrichs VIII. (1509 bis 1547) und Elisabeths I. (1558–1603). Heinrich verschaffte England nicht zuletzt dadurch ein bedeutenderes Gewicht unter den europäischen Mächten, daß er sich von der Bevormundung des Papstes befreite, mit Rom brach und eine unabhängige nationale Kirche organisierte. Die Herrschaft der Königin Elisabeth brachte dann die erste große Epoche des englischen Weltreiches. Ihre beharrliche und erfolgreiche Expansionspolitik forderte die auf den Meeren fast grenzenlos herrschenden Spanier zum entscheidenden Kampf heraus.

Eine große Entdeckung der weit fahrenden englischen Fischerboote erweckte zum erstenmal das ernsthafte Interesse der Engländer gegenüber den Gebieten der Neuen Welt. Die Fischer stellten fest, daß die Gewässer von Neufundland, in der Nähe der nordamerikanischen Küsten, ungewöhnlich fischreich waren und man dort einen besonders großen Fang machen konnte.

Ein erfahrener britischer Schiffskapitän sagte über die Bedeutung der neufundländischen Fischerei:

„Meine werten Landsleute, macht keine sauren Mienen bei dem vulgär klingenden Wort ‚Fischfang‘! Die Fischbeute bringt ebenso gutes Gold wie die Gruben in Guinea, man kann auf diese Weise sogar mit geringeren Kosten und Gefahren leichter und sicherer zu Gewinn kommen.“

Sehr bald darauf segelten Geschwader englischer



1



2

1. An der kubanischen Küste schicken die Spanier Indianer in den Kampf gegen auftauchende französische Schiffe. 2. Seeschlacht in den brasilianischen Küstengebieten zwischen portugiesischen und französischen Schiffen

Fischereifahrzeuge in den nordamerikanischen Küstengewässern, zur nicht geringen Beunruhigung der Spanier und Franzosen. Auf jeden Fall waren diese Fischereifloten gut bewaffnet und der größeren Sicherheit wegen auch von einem königlichen Kriegsschiff begleitet.

Die Bedeutung der Angelegenheit hatte England sehr bald erkannt. Sir Walter Raleigh, ein bekannter Staatsmann, Abenteurer und Entdecker der Epoche, ein Vorkämpfer für die britische Expansion, schrieb ganz offen: „Ein besonders schwerer Schlag träfe Britannien, würde man die neufundländische Flotte angreifen und vernichten.“

Spanien und Portugal erhoben heftigen Protest gegen die in „ihren Gewässern“ betriebene englische Küstenfischerei. Sie beriefen sich auf das Urteil des Papstes aus dem Jahre 1493 und auf die Linie, die die neuentdeckten Gebiete unter den beiden Ländern aufteilte. England dachte jedoch nicht daran, diese Entscheidung anzuerkennen: einmal, weil sie ihren Interessen widersprach, zum anderen, weil es sowieso mit dem Papsttum auf Kriegsfuß stand.

Nachdem man sich in dieser Weise nicht einigen konnte, wäre das nächstfolgende Argument das Donnern der Kanonen gewesen. Da sich im Norden jedoch nur geringe spanische und portugiesische Seestreitkräfte befanden, kam es in diesem Gebiet zu keinen ernsthafteren Zusammenstößen.

Vielleicht hatten die Spanier mehr noch als der Fischfang die in den nordamerikanischen Gewässern immer häufiger aufkreuzenden britischen Aufklärungsschiffe beunruhigt. Die Engländer versuchten, einen Nordost- oder Nordwestweg nach Asien zu finden, der die von Spanien kontrollierten Handelslinien umgehen sollte.

Um 1555 entstand unter Teilnahme reicher englischer Händler, Reeder, Schiffskapitäne und unternehmungslustiger Aristokraten eine Handelsgesellschaft „zur Entdeckung unbekannter Erdteile“. Das eingestandene Ziel der Gesellschaft war einstweilen die Entwicklung des Handels mit Ruß-

land und Asien und die Erforschung neuer Seewege. Doch bald begann sie mit großem Elan nach dem in den nördlichsten Küstengebieten Amerikas vermuteten nordwestlichen Übergang zu suchen, das heißt nach einer Meerengen, durch die man von Nordeuropa aus nach Asien unter Umgehung des nördlichen Zipfels des amerikanischen Kontinents segeln konnte. Die englischen Expeditionen gründeten selbstverständlich so ganz nebenbei auch Niederlassungen an den nordamerikanischen Küsten; nicht nur zur tiefen Enttäuschung der französischen Kolonisten in Kanada, sondern auch Spaniens.

Das englische Königreich trachtete bereits damals unverhohlen danach, die Macht des spanischen Reiches zu schwächen. Zur Zeit Philipps II., des Zeitgenossen und Gegners der Königin Elisabeth, befanden sich das spanische Königreich und die deutsche Kaiserkrone nicht mehr in einer Hand wie in den Jahren der Herrschaft Karls V., des Vaters von Philipp II. Enge Verwandtschafts- und Bundesbände hielten jedoch auch jetzt den spanischen Königs- und den deutschen Kaiserthron zusammen. Die englische Königin Elisabeth wollte die europäischen protestantischen Kräfte – neben England in erster Linie die Niederlande und einzelne deutsche Fürstentümer – unter ihrer Leitung gegen das Spanien Philipps II. in den Kampf führen. Wichtige Schauplätze dieses Kampfes waren auch der endlose Ozean und die amerikanischen Küstengebiete.

Auf einmal erschienen die außerordentlich gut gebauten, neuartigen, schnellen und wendigen, gut ausgerüsteten und bewaffneten britischen Segelschiffe in den amerikanischen Gewässern; sie tauchten immer dann und dort auf, wo man sie am wenigsten vermutete.

Stark bewaffnete, aber einen friedlichen Anblick bietende Sklavenhändlerschiffe trafen zum Beispiel unter dem Befehl von John Hawkins in Mittelamerika ein. Für gutes Geld verkauften sie den spanischen Kolonisatoren ihre Ladung in einem der Häfen von Hispaniola, um dann, von ihrer





1



2



1. Eine Schlacht europäischer Schiffe mit einer indianischen Bootsflotte. 2. Der französische Admiral Coligny, Beschützer der kolonisierenden Abenteurer. 3. Das portugiesische Heer stürmt die französische Festung „Fort Coligny“ in der Bucht von Rio im Jahre 1560

3

lebenden Last befreit, unerwartet eine andere Hafenstadt zu bestürmen: Von dort nahmen sie das spanische Gold bereits ohne Gegenwert.

Unter Hawkins diente auf seinen ersten Fahrten der junge Schiffsoffizier Francis Drake. Er blieb nicht lange in untergeordneter Stellung. Sehr bald kannte man seinen Namen in den amerikanischen Küstengebieten, doch auch in England und Spanien, weil sich Francis Drake schnell in die erste Reihe der englischen Piratenkapitäne empor kämpfte.

Seine erste bedeutendere Kriegstat bestand darin, daß er mit seiner aus nur zwei Schiffen bestehenden winzigen Flotte, mit nur insgesamt achtzig Mann, den Hafen Nombre de Dios angriff, einnahm und ausplünderte. Er leistete eine so gründliche Arbeit, daß auch kein einziges Goldstück in den Taschen der Lebenden und Toten blieb und die Speicher des Hafens leer standen. Mit einem reich beladenen spanischen Schiff im Schlepptau kehrte er nach England zurück.

Da wurden die führenden englischen Handelsleute und auch der königliche Hof auf ihn aufmerksam. Es lohnt sich, diesen „begabten“ jungen Mann zu beachten, dachte Sir Thomas Gresham, der den Rang eines „königlichen Kaufmanns“ trug, Geldverleiher der Schatzkammer war und Begründer der Londoner Börse. Gresham hatte probeweise auch diese erste, außerordentlich erfolgreiche Expedition von Francis Drake finanziert. Jetzt sah er in der Unterstützung Drakes bereits große Geschäftsmöglichkeiten.

Gresham und seine Partner stellten dem Kapitän genügend Geld zur Verfügung, er sollte sich mit erstklassigen Schiffen ausrüsten und gut bezahlte, tüchtige Seefahrer für seine Flotte anheuern. Auch der Leiter der geheimen Kanzlei des Königs, Sir Francis Walsingham, beteiligte sich. Auf einer Beratung arbeiteten dann Geschäftsleute, Staatsmänner und Seefahrer einen gewinnversprechenden, kühnen Plan aus.

In bestimmten Zeitabschnitten, jährlich ein-, zweimal, brachten die sogenannten „Silberflot-

ten“ unter starkem bewaffnetem Begleitschutz den zusammengerafften Gold- und Silberschatz nach Spanien. Ort und Zeit für das Sammeln und den Aufbruch der Schiffe und ihre Fahrtrichtung wurden selbstverständlich streng geheimgehalten. Francis Drake übernahm die Erkundung und Aufbringung der Schatzflotte. Seine Geldmänner vertrauten seiner Geschicklichkeit und seinem Mut. Große Summen hatten sie in das gewagte Unternehmen gesteckt. Über Walsingham erhielt Drake auch einen königlichen Patentbrief: Ihre Majestät ermächtigte Drake, wo auch immer auf dem Ozean, feindliche Schiffe anzugreifen und zu kapern. Der Brief setzte genau fest, welcher Anteil der Schatzkammer der Königin aus der Kriegsbeute zukam.

Es genierte weder den Unterzeichner des Briefes noch den Besitzer der Vollmacht, daß sich England und das spanische Königreich eben in diesem Augenblick nicht im Kriegszustand befanden... Woher hätte schließlich ein einfacher Kapitän wissen sollen, ob sich seine Königin inzwischen nicht in einen Krieg mit Philipp II. verwickelt hatte?

Das Unternehmen gelang, die investierte Summe brachte einen Riesengewinn. Die als schwimmende Arsenalen ausgerüsteten schnellen Segelschiffe Drakes überfielen die spanischen Schiffe und Häfen nicht nur im Bereich des Karibischen Meeres, sondern auch im Stillen Ozean. Nach langer Erdumseglung traf Francis Drake an Deck seines Flaggschiffes *Golden Hind* (Goldener Hirsch) wieder im Heimathafen ein; er brachte reiche Beute: Silberbarren, Edelsteine, Gewürze, Seide. Alle Teilhaber, die das Unternehmen finanziert hatten, erhielten für jeweils 100 Pfund 4700 Pfund, das heißt, *der Gewinn war um das Siebenundvierzigfache* gestiegen – nicht eingerechnet der Anteil der Königin und des Kapitäns.

Königin Elisabeth begrüßte den erfolgreichen Kapitän feierlich. Sie schlug ihn zum Ritter. Als der tollkühne Abenteurer auf seine nächste Reise ging, hieß er bereits Sir Francis Drake.

In der ersten Hälfte der achtziger Jahre des 16. Jahrhunderts führte Drake noch mehrere ähnlich

1. Kapitän Fernão de Magalhães. Befehlshaber der Flotte, die zum erstenmal die Welt umsegelte. 2. Bildnis Magalhães'. 3. Magalhães' Wappen auf der Fahne seines Flaggschiffes



erfolgreiche Unternehmungen durch. Die spanischen Handelshäuser erlitten nacheinander schwere Verluste. In der Mitte der achtziger Jahre gelangte sozusagen keine einzige Gold- und Silberladung aus der Neuen Welt unversehrt in einen spanischen Hafen.

Drake wurde sehr bald Admiral und einer der Ranghöchsten der englischen Seefahrt.

Wie war es möglich, daß der Minister der Königin eines europäischen Landes, ja sogar die Herrscherin selbst Geschäftspartner, Auftraggeber, beinahe Anstifter eines Seeräubers waren und sich mit ihm die Beute teilten?

Zur Zeit des politischen und wirtschaftlichen Kampfes zwischen England und Spanien hielten Königin Elisabeth und ihre Regierung es für das wichtigste, dem Gegner Schaden zuzufügen! Da aber der dem Feind zugefügte Schaden England auch einen greifbaren Nutzen einbrachte, war die Tat doppelt wertvoll.

Im 16. Jahrhundert waren die mittelalterlichen religiös-sittlichen Normen bereits in Auflösung begriffen, die jahrhundertalte staatliche Ordnung war brüchig geworden; Landesgrenzen hatten sich geändert, und auch in den einzelnen Ländern hatten sich die Rangordnung und die Bedeutung der einzelnen Gesellschaftsklassen stark verschoben.

Die andauernden Machtkämpfe der entstehenden unabhängigen nationalen Königreiche hielten das Leben in ständiger Bewegung. In den einzelnen Ländern aber erkämpfte sich das Bürgertum der Städte kraft seiner wirtschaftlichen Stärke einen Platz unter den adligen Machthabern, den Grundbesitzern, den Militärs und den Hofleuten. In den Zeiten, da alles gärte, in Aufruhr und Umwandlung begriffen war, verschwammen die Grenzen zwischen Krieg und Frieden, zwischen Verbündeten und Gegnern, zwischen Treue und Verrat, Kriegshandlungen und Raubüberfällen. Kaufmann und Räuber, Soldat und Freibeuter, Seefahrer und Pirat – diese Gegensätze charakterisie-

ren einige abenteuerliche Persönlichkeiten der Epoche.

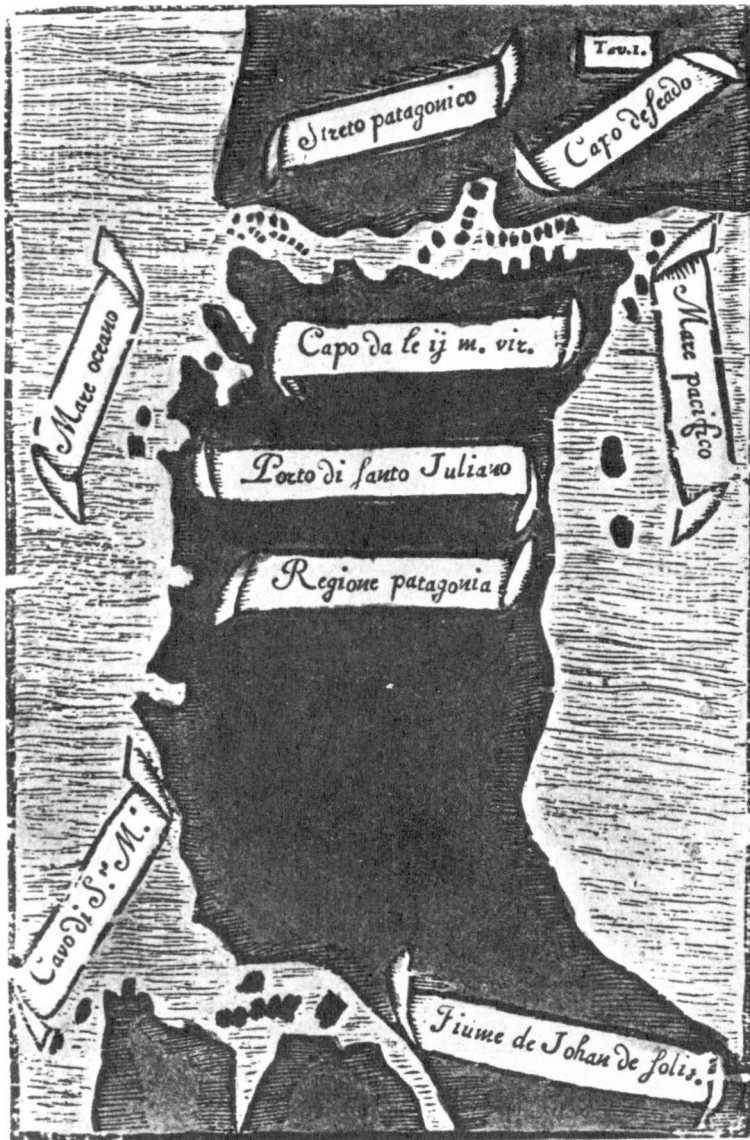
Es wäre falsch, Sir Francis Drake nur von der einen Seite her zu beurteilen. Und auch seine Zeitgenossen müssen wir in ihrer ganzen Kompliziertheit betrachten, wenn wir sie und ihre Taten bewerten wollen. In der Zeit des Kampfes auf Leben und Tod, den Spanier und Briten auszutragen hatten, hielten Königin Elisabeth und ihre Regierung nur eines für wichtig: dem Feind Schaden zuzufügen!

So wurde Sir Francis Drake, der Seeräuber und Admiral der Kriegsmarine, zum Nationalhelden Englands, das sich zur Weltmacht emporrang. Er war jedoch nicht der einzige; in jener Epoche gab es zahlreiche ihm ähnelnde Persönlichkeiten. Wir möchten nur einige der Haupthelden unserer kurzgefaßten Darstellung nennen: Cortez und Alvarado, Almagro und Pizarro und die anderen vertraten eigentlich alle den Typ des Abenteurer-Ritters und Räuber-Soldaten.

Jetzt, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, waren nach den Spaniern die Engländer an der Reihe.

In dem berühmten Märchen „Der Geist in der Flasche“ befreit der Zauberlehrling den Geist aus der Flasche, der dann wächst, immer größer wird und schließlich seinen Befreier bedroht . . . Dieses Gleichnis kannten die Königshöfe nicht, als sie die verwegenen und blutigen Piratenunternehmen durch Patentschreiben, Geld und militärische Hilfe unterstützten.

Denn es dauerte nur einige Jahrzehnte, bis die in königlichen Diensten stehenden Seeräuber zu einem neuen Schrecken der Meere wurden; sie betrachteten sich als selbständige Piraten, ohne jede Bindung und Disziplin, sie rafften in die eigene Tasche und kümmerten sich nicht mehr um staatliche und militärische Ziele. Sie stürzten sich wahllos auf die Beute und überfielen mit der gleichen Begeisterung fremde und auch Schiffe der eigenen Nation, um sie auszuplündern.



1. Die erste, noch primitive Karte von Südamerika. Ein Werk von Antonio Pigafetta, einem Reisegefährten von Magalhães. 2. Martin Frobisher, ein berühmter englischer Seefahrer. 3. Sir John Hawkins, Sklavenhändler, Piratenkapitän und Admiral Englands. 4. Die *Victoria*, die als einzige aus der Flotte Magalhães' nach der ersten Erdumseglung zurückkehrte

4

# PIRATENREPUBLIK IN DER KARIBISCHEN INSELWELT

Das Piratentum ist so alt wie die Schifffahrt, das heißt wie die Handelsschifffahrt. Seit auf den unsichtbaren Straßen der Meere wertvolle Frachten befördert wurden, gab es Leute, die meinten, es wäre leichter und bequemer, anderen zu nehmen, was ihnen genommen werden kann, als es durch harte Arbeit oder geschäftliche Gewandtheit auf legalem Weg zu erwerben. Dem Gedanken folgte die Tat, bereits in grauen Zeiten.

In der Geschichte der alten ägyptischen, indischen und chinesischen Schifffahrt werden Seeräuber ebenso erwähnt wie in den Annalen der Hellenen und Römer.

Ein Beispiel: In der Glanzzeit der Römischen Republik, im 1. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, erntete Pompejus, römischer Feldherr, Ruhm und Ehre in einem langen Kampf gegen Seeräuber. Pompejus führte die römische Kriegsflotte gegen einen richtigen Piratenverband in den Kampf: mehrere hundert Piratenschiffe und mehrere tausend unter einer einheitlichen Leitung stehende Krieger kämpften gegen die größte Macht der damaligen Welt, gegen Rom. Erst nach vielen blutigen Seeschlachten konnte Pompejus das Mittelmeer von ihnen befreien.

Gut anderthalb Jahrtausende später bildete sich in der karibischen Inselwelt eine ähnliche Piratenrepublik heraus.

Sie herrschten lange Jahrzehnte auf den Inseln, die Christoph Kolumbus zum erstenmal betreten hatte.

Im 16. und 17. Jahrhundert lebten die Menschen hier in völliger Unsicherheit und Anarchie. Die Inselwelt unterstand dem Papier nach den Gesetzen des spanischen Königreiches, aber in Wirklichkeit hatte sich das Faustrecht durchgesetzt. Die Macht der spanischen Vizekönige und Statthalter erstreckte sich nur so weit, wie ihre Kräfte reichten.

Es gab Inseln, auf die niemals ein Soldat oder eine amtliche Person den Fuß gesetzt hatte. Für die Menschen, die sich hier angesiedelt hatten, galten ihre eigenen Gesetze.

Diese zusammengewürfelte Menge europäischer Einwanderer zeigte wenig Neigung, ein organisiertes Gemeinschaftsleben zu führen. Sie ging der Arbeit aus dem Wege, und auch diejenigen, die es verstanden hatten, sich durch Geld oder Gewalt Sklaven zu beschaffen, ließen den Boden nicht systematisch bearbeiten. Auf den größeren Inseln – wie zum Beispiel in Kuba und Hispaniola – lebten Gruppen von Einwanderern entlang der Küste, kaum einige Meilen von den Städten entfernt, ein wirkliches Nomadenleben.

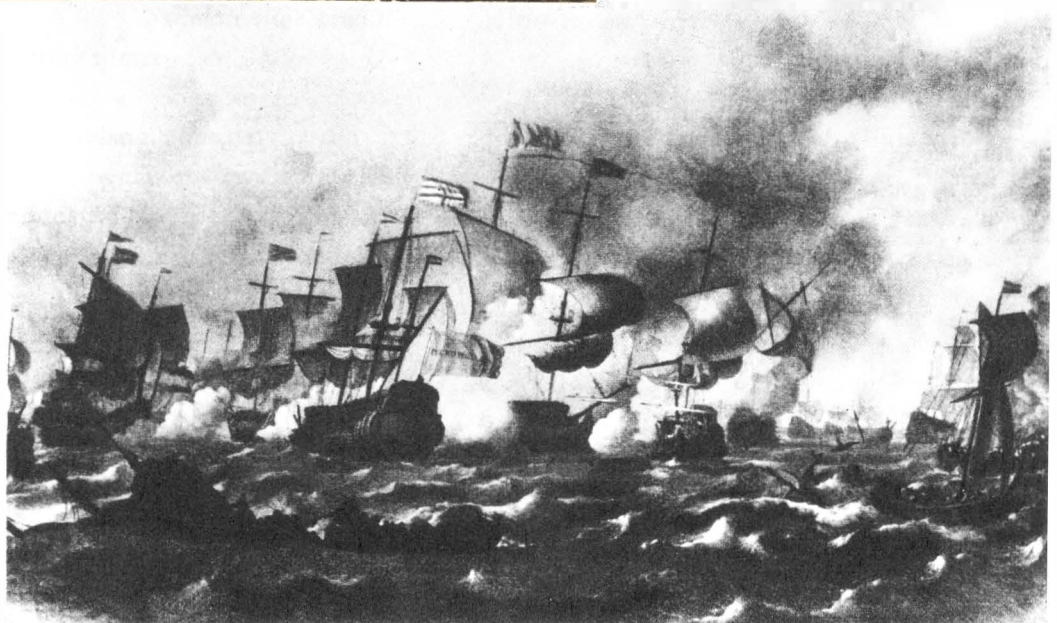
Was waren das für Menschen? In ihren Hoffnungen getäuschte, heruntergekommene Plantagenbesitzer; Abenteurer, die die erfolglose Jagd nach Gold aufgegeben hatten; geflohene Matrosen und Soldaten; dem Arm des Gesetzes entlaufene Verbrecher; Schiffbrüchige und solche, die die Piraten von den erbeuteten Schiffen aus Gnade ans Ufer gesetzt hatten.

Unter welchen Bedingungen lebten die aus Europa hierher verschlagenen Menschen? Nahrung fanden sie leicht: Auf den Inseln mit der üppigen Vegetation wuchs alles im Überfluß, und von den zerstörten Besitzungen brachen ganze Rinder- und Büffelherden aus. Unter Führung wilder Stiere und Büffelochsen bevölkerten ungezähmte Herden die karibischen Inseln. Auf diese verwilderten Tiere machten die Menschen Jagd; das Fleisch war sozusagen ihre Hauptnahrung, und mit den Fellen bekleideten sie sich.

Unter ihnen waren viele Franzosen, sie waren während der Kämpfe bei Florida vor den Spaniern geflohen. Man nannte die Mitglieder der halbwildern Horden französisch *boucanier*. Den Namen gibt



1. Die englische Königin Elisabeth I., die Begründerin der englischen Seemacht. 2. Seeschlacht zwischen englischen und holländischen Schiffen



es auch in der englischen Form „buccaneer“. Sein Ursprung ist nicht ganz klar. Es handelt sich angeblich um eine Ableitung aus dem Wort „bucoan“, so nannte man das über dem Feuer getrocknete und geräucherte Fleisch – andere behaupten, die französischen Büffeljäger haben sich diesen Namen unter Verdrehung des Wortes „buffle“ (auf deutsch: Büffel) gegeben.

Das Wort „boucanier“ (Bukanier) hatte sich auf jeden Fall sehr schnell verbreitet, und es besaß einen sehr unangenehmen Klang in den Ohren der kolonisierenden Spanier. Die nicht zu zügelnden halbwildten Banden schadeten den Spaniern, wo sie nur konnten. Die Spanier hingegen veranstalteten von Zeit zu Zeit eine Treibjagd auf sie und vernichteten alle, ob Männer, Frauen oder Kinder.

Sonderbar war der Anblick einer solchen verwilderten Bukanier-Horde in der Tiefe der tropischen Inseln. Gekleidet in kaum bearbeitete Häute, besaßen sie jedoch gute und zeitgemäße Waffen; sie hatten Gewehre und Munition mitgebracht oder von erschlagenen spanischen Soldaten erbeutet. Ihre Hauptbeschäftigung war die Jagd. Das erlegte Wild wurde sofort zerlegt, aus seinen Knochen saugten sie gleich roh das Mark heraus, dann drehten sie große Fleischstücke über der Glut der Lagerfeuer; das so geröstete Fleisch aßen sie, indem sie es mit den Zähnen und Händen zerrissen.

Aus dem an die Urzeiten der Menschheit erinnernden halbwildten Hordenleben kehrten diese Menschen auf eigenartigen Wegen zurück in die von ihnen einstmals verlassene, bereits vergessene Welt. Als der Kampf um die Kolonien begann, benutzten die Engländer und die Franzosen sehr bald die Bukanier-Horden als Reserveheer gegen die Spanier. Sie versahen sie reichlich mit neuen Waffen und Munition. Das führte jedoch noch nicht zur Veränderung der Lebensweise der Bukaniers. Es waren ganz andere Faktoren, die die Bukaniers in verhältnismäßig kurzer Zeit völlig verschwinden ließen. Einer der Gründe war der

rapide Rückgang des Wildbestandes der Inseln. Mit ihrer zügellosen Jagd hatten sie sich selbst die Grundlagen ihres Lebens vernichtet. Die andere Ursache war der große Aufschwung der Freibeuterei in den karibischen Gebieten.

Auch in der karibischen Inselwelt war es zuerst nur so, daß mit staatlicher Vollmacht freibeuternde Flotten verschiedener Nationalität mit den Bukanier-Horden gegen die Spanier zusammenarbeiteten und bei Bedarf Nachschub für ihre Besatzung unter ihnen anheuerteten. Doch bald kamen die Inselbewohner darauf, daß es gewinnbringender wäre, wenn sie selbständige Unternehmungen starteten. Unter ihnen befanden sich viele ehemalige Seefahrer, Schiffszimmerleute und die verschiedensten Handwerker. Sie begannen Schiffe zu bauen und schlossen sich zu einem neuartigen Abenteuererleben zusammen.

So fand der Bukanier den Weg zurück in die Gesellschaft seiner Zeit. Gelangte er auch nur an den außergesetzlichen Rand der Gesellschaft, so stand er seinen Zeitgenossen dennoch näher als zur Zeit seines halbwildten Lebens. Aus den in rohe Häute gekleideten Büffeljägern wurden Seeleute, die glänzende Stiefel und einen Hut mit Federn trugen und ihre eigenen Piratenschiffe besaßen. Der Bewohner des Unterholzes wurde ein selbständiger Unternehmer.

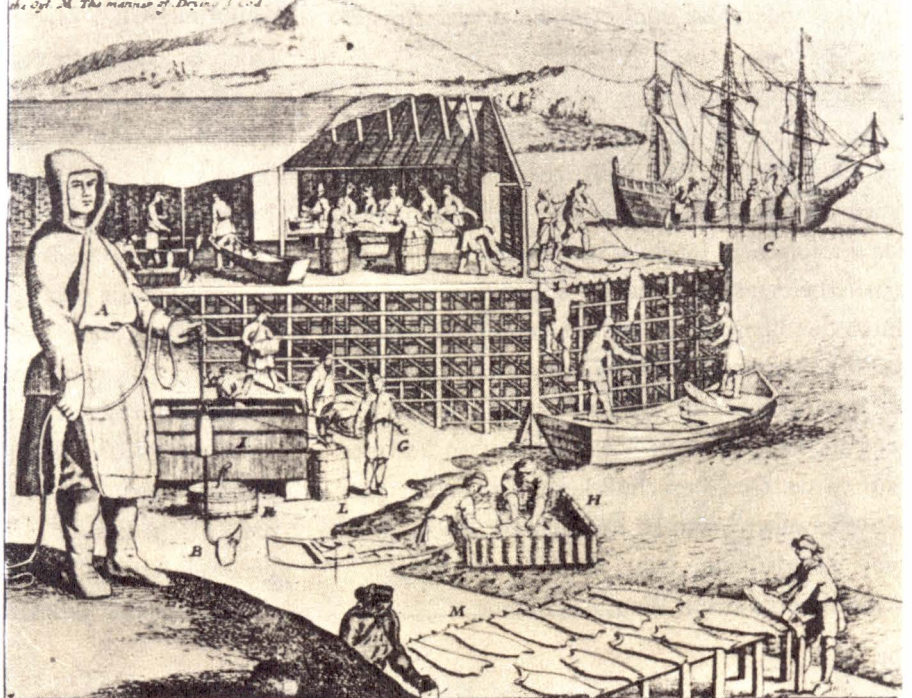
Als die Engländer gewahr wurden, was sie ausgelöst hatten, rollte die Lawine bereits unaufhaltsam. Die Piratenbanden nahmen zu, immer mehr Schiffe mit schwarzer Flagge kreuzten auf den karibischen Gewässern und begannen auch die englische Schifffahrt zu gefährden. Oft desertierten sogar Seefahrer von den englischen Schiffen und schlossen sich den freien Banden an, weil sie sich größeren Gewinn von der selbständigen Abenteuererei erhofften. Unter den berühmten Kapitänen des gut anderthalb Jahrhunderte währenden karibischen Piratentums finden wir neben englischen auch viele französische, holländische und portugiesische Namen.

Diese außerhalb des gesellschaftlichen Rahmens





A View of a Stage & also of y<sup>e</sup> manner of Fishing for curing & Drying Cod at NEW FOUND LAND.  
 A The Habitt of y<sup>e</sup> Fishermen B The Line C The manner of Fishing D The Proffers of y<sup>e</sup> Fish E The Trough into  
 which they throw y<sup>e</sup> Cod when dressed F Salt Boxes G The manner of Carrying y<sup>e</sup> Cod H The Cleansing y<sup>e</sup> Cod I A Pass  
 to extract y<sup>e</sup> Oyle from y<sup>e</sup> Cod Livers K Casks to receive y<sup>e</sup> Water & Blood that comes from y<sup>e</sup> Livers L Another Cask to receive  
 the Oyl M The manner of Drying y<sup>e</sup> Cod



1. Thomas Gresham, der Finanzier der englischen Piratenunternehmungen.
2. Sir Walter Raleigh, Vorkämpfer der englischen Kolonialisierung, Staatsmann und Geschichtsschreiber.
3. Fischersiedlung an der Küste Neufundlands. Hier faßten die Engländer zuerst Fuß in der Neuen Welt

lebenden Menschen waren bald gezwungen, sich selbst Gesetze zu schaffen, eine Gesellschaft – beinahe einen Staat – zu organisieren. Der Selbsterhaltungstrieb zwang sie, Ordnung in ihr Leben zu bringen. Die karibischen Piraten, die sich der ganzen Welt entgegenstellten, wollten wenigstens unter sich gegen unerwartete Überraschungen und heimtückische Überfälle gesichert sein. Ungeschriebene, aber sehr genau und streng eingehaltene Gesetze bildeten sich heraus. Wer das Piratengesetz brach, konnte Abschied vom Leben nehmen. Wenn zum Beispiel jemand, der beleidigt worden war, seinen Widersacher tötete, war er gezwungen, das seinen Kumpanen mitzuteilen. Darauf trat ein Schwurgericht zusammen und prüfte den Fall. Wurde seine Handlung als gerecht beurteilt, wurde er für den Mord nicht bestraft. Fand man hingegen, sein Grund reichte nicht aus, dann wurde er sofort hingerichtet, und damit war die Ordnung ihrer Welt wiederhergestellt. Eine der glaubwürdigsten Quellen über ihre Organisation, ihre Bräuche, Lebensweise und über viele ihrer denkwürdigen Abenteuer ist das Buch „Über die amerikanischen Piraten“ des holländischen Abenteurers Exquemelin. Exquemelin hatte selbst Jahre hindurch unter ihnen gelebt, war dann aber nach Holland zurückgekehrt. Dort schrieb er seine Erlebnisse nieder. Das Buch erschien 1687 in Amsterdam.

Beachtenswert ist auch der Weg, der Exquemelin zu den Piraten geführt hat. Als junger Mann war er in den Dienst der Französisch-Westindischen Gesellschaft getreten. Er segelte hinüber zu den karibischen Inseln und bemerkte dort, daß sein Arbeitsvertrag raffiniert abgefaßt war und er durch den übernommenen Vorschuß in ein regelrechtes Sklavenschicksal gedrängt war. Die Pflanzer behandelten ihre Bediensteten wie einen Gegenstand oder wie ein Tier, sie kauften und verkauften sie. Den Vorschuß konnte er nicht tilgen, seine Schulden nahmen immer mehr zu, er hatte keine Möglichkeit, sein Leben zu verändern.

Ihm blieb nur ein Weg, die Flucht.

Exquemelin hat sich daher eines schönen Tages, wie so viele andere auch, in die Wildnis aufgemacht. Er traf einen Piratenkapitän und wurde in dessen Bande aufgenommen; so lebte der junge Holländer sechs Jahre unter Seeräubern.

Aus dem Buch, das seine Erlebnisse zusammenfaßt, wissen wir, daß Verträge mit geschäftsmännischer Exaktheit die Rechte und Pflichten der Piraten des Karibischen Meeres festsetzten. Jedes Mitglied der Bande war verpflichtet, für seine eigene Bewaffnung zu sorgen, und mußte sich auch für die Zeit des Unternehmens mit Lebensmitteln versehen. In der Regel traten sie zu zweit in ein Gesellschaftsverhältnis, sie übernahmen die Verpflichtung zur gegenseitigen Hilfe und die Garantie füreinander. Fiel der eine von ihnen, dann lieferte der andere der Witwe die Beute aus – war er hingegen unverheiratet, so wurde sein Teilhaber der Erbe. Dieser innerhalb der Bande übliche, auf Gegenseitigkeit beruhende Sicherheitsvertrag wurde oft auch auf mehrere Personen, manchmal sogar auf die ganze Schiffsmannschaft ausgedehnt.

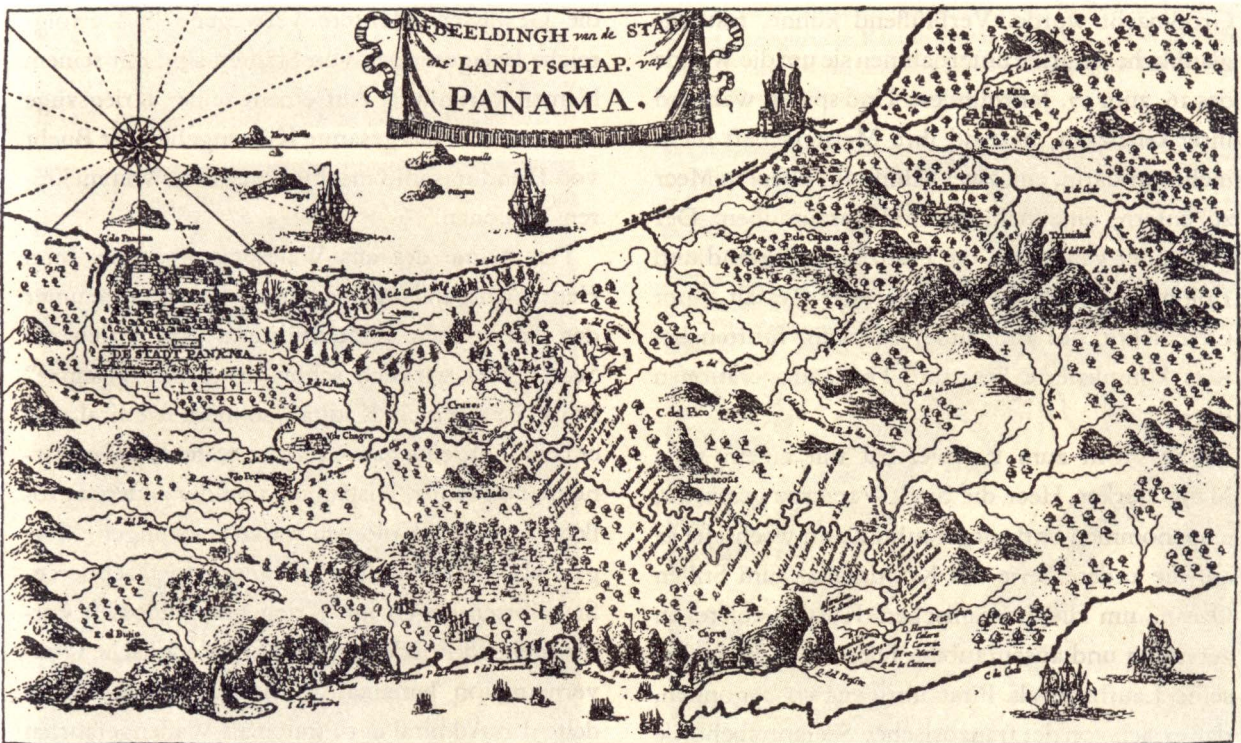
Piratenkapitän konnte man auf verschiedene Weise werden. Wenn jemand in der Welt der Piraten bereits eine Persönlichkeit war und sich erfolgreiche Unternehmungen an seinen Namen knüpften, dann engagierte er eine Mannschaft. Doch es kam auch vor, daß sich mehrere zusammaten, ein Schiff mieteten oder bauten und unter sich den Kapitän wählten. Auf jeden Fall schuldeten sie dem Kapitän bis zum Tage ihrer Rückkehr Gehorsam.

Auch das Verhältnis der Aufteilung der Beute bestimmten die Piratengesetze. Zuerst mußte der im Vertrag vorgesehene Teil für den Reeder oder den Schiffszimmermann gezahlt werden. Danach erhielt der auf jedem Piratenschiff dienende Wundarzt seinen Lohn und dann eventuell ein bis zwei Handwerker. Von der verbliebenen Summe wurde die Entschädigung für die Verwundeten abgezogen, den Rest teilten sie dann unter die Mitglieder der Bande auf. Jedes Mitglied erhielt einen Teil,

1. Die Artillerie der Piraten zerstört die Stadt Puerto Bello. 2. Ein großes Jagdgebiet der karibischen Piraten: Karte der Landenge von Panama, aus dem Buch von Exquemelin



1



2

der Kapitän vier und der Schiffsjunge einen halben Teil.

Die Gesetze der Piraten legten auch die genaue Summe fest, die für Verwundungen und körperliche Schäden gezahlt wurde, die sie bei „Betriebsunfällen“ oder bei den Angriffen erlitten hatten:

Der Verwundete erhielt für den Verlust des rechten Armes

600 spanische Silbertaler,

für den linken Arm 500 Silbertaler,

für ein Bein 400 Silbertaler;

für den Verlust eines Auges oder eines Fingers  
100 Silbertaler,

bei einem Bauchschuß bekam er 500 Silbertaler Schmerzensgeld – und so weiter.

Das eigenartigste war nicht, daß die Piraten so sorgfältig und bis in alle Einzelheiten ausgearbeitete Verträge abgeschlossen haben, sondern daß sie diese Verträge auch einhielten.

Ihre straffe Organisation, der unbedingte Respekt gegenüber den eigenen Gesetzen und ihre alle Vorstellungen übersteigende Verwegenheit waren der Grund, daß die karibische Piratenrepublik innerhalb weniger Jahrzehnte eine wirkliche Großmacht wurde. Verblüffend kühne, fast unglaubliche Angriffe unternahmen sie um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert. Und später, während ihrer Glanzzeit, bestand ihre Meisterschaft nicht mehr nur darin, ein, zwei Schiffe auf offenem Meer zu entern, einzunehmen und auszurauben. Der Holländer van Horn, die Franzosen Legrand und Lolonnois oder die bekannteste Gestalt ihrer Geschichte, der Engländer Morgan, führten bereits komplizierte See- und Festlandoperationen durch.

Van Horn zum Beispiel hat mit einem 5200 Mann starken Heer die Stadt Veracruz gestürmt, eingenommen und ausgeraubt. Dann wechselte er auf die andere Seite des Kontinents, zum Stillen Ozean, um die peruanischen Küstengebiete zu zerstören und auszurauben. Dieser van Horn hat seine Laufbahn als Pirat übrigens so begonnen, daß er sich von der französischen Seefahrtsbehörde

einen Patentbrief kaufte, selbstverständlich nicht zum Ausrauben französischer Schiffe. Später war er jedoch nicht wählerisch, da griff er auch unter französischer Flagge segelnde Frachtschiffe an. Einmal sogar mit geschickter List ein französisches Kriegsschiff, dessen Besatzung er anheuerte und dessen Offiziere er ermordete. Von da an zog er die französische Flagge nur mehr zur Täuschung auf. Er wurde ein berühmtes Mitglied der „internationalen Piratenrepublik“.

François Lolonnois fiel zweimal in spanische Gefangenschaft. Beide Male gelang es ihm mit unglaublicher Geschicklichkeit und mit Glück, vor der Hinrichtung zu fliehen. Lolonnois war für seine besondere Grausamkeit berüchtigt. Es ist vorgekommen, daß er ein gegen ihn ausgeschicktes zehnkannoniges Kriegsschiff überfallen, die sechzigköpfige Besatzung eigenhändig geköpft und nur einen Mann am Leben gelassen hat, damit er der Regierung in Havanna einen spöttischen Brief überbringen konnte: „Herr Statthalter! Bei dieser Gelegenheit erteilte Ihre Leute das Schicksal, das Sie uns zudedacht hatten...“

Lolonnois beschränkte seine Tätigkeit nicht auf die Gewässer. Mehrere verwegene und erfolgreiche Belagerungen von Städten sind mit seinem Namen verknüpft. Auf einem seiner Kriegszüge verwüstete er das gesamte Küstengebiet der Bucht von Honduras und machte eine Beute von mehreren Millionen.

Der Name des aus Wales stammenden John Henry Morgan ist vielleicht der bekannteste unter den karibischen Piratenführern. Er betrieb die Seeräuberei wirklich schon in „großangelegter“ Form. Er war nicht Kapitän, sondern Admiral, und er befehligte eine ganze Piratenflotte. Die Gouverneure von Kuba, Hispaniola und der anderen großen spanischen Kolonien waren gezwungen, Morgan als gleichrangigen Gegner zu akzeptieren. Sie führten gegen ihn Krieg und schlossen vorübergehend Frieden mit ihm. Der englische Gouverneur von Jamaika, Modyford, jedoch behandelte den Admiral der Piraten als Waffengefährten



Bilder von vier berühmten Piratenführern, nach zeitgenössischen Stichen: 1. Der Schrecken der Bucht von Honduras, der Franzose François Lononnois. 2. Titelblatt des Buches von Exquemelin, dem ehemaligen Piraten. Das Buch erzählt von dem Leben, den Gebräuchen und Abenteuern der Seeräuber der karibischen Inselwelt. 3. Der portugiesische Kapitän Bartolomeo Diaz. 4. Der „Piratenadmiral“ und spätere Gouverneurstellvertreter: John Henry Morgan. 5. Der aus Brasilien gebürtige Rock

und Freund. Die größte Operation von Morgan war die Einnahme und Einäscherung der Stadt Panama und die völlige Vernichtung des dortigen spanischen Heeres. Der letzte Abschnitt seiner Laufbahn unterschied sich wesentlich von dem Ende der anderen Piratenführer.

Andere bekannte Räuberkapitäne fielen, kamen unter das Beil des Scharfrichters, verschwanden in Urwäldern oder auf dem stürmischen Meer.

Morgan beendete sein Leben als ehrenwerter Bürger, als Stütze der Gesellschaft. Nach seinem letzten großen Abenteuer raubte er seine Gefähr-

ten aus und ließ sie im Stich. Mit einem riesigen Vermögen ging er nach Jamaika. Er bekam den Rang eines Ritters und wurde zum Gouverneurstellvertreter ernannt – und im Verlaufe seiner offiziellen Tätigkeit erwarb er sich große Verdienste bei der Verfolgung der Piraten. Nach siebzehnjähriger ehrenwerter Tätigkeit starb er. Sein Sarg wurde unter großen Feierlichkeiten in der Kathedrale der heiligen Katharina beigesetzt.

Eine eigenartige und verworrene Welt, das war die Welt der karibischen Piraten – der Nebenschauplatz des Kampfes der europäischen Großmächte.



## UND DENNOCH GEHT DIE SONNE UNTER...

Ein Jahrhundert ist lang. Soviel Zeit war von der Vereinigung der Länder der spanischen Halbinsel bis zu den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts vergangen. Hundert Jahre bedeuten auch im Leben eines Staates viel. Besonders dann, wenn dieser Staat – wie das spanische Königreich – die Zwangsjacke eines starren und nicht entwicklungs-fähigen Gesellschafts- und Regierungssystems trug. Aber neben ihm wuchs eine andere Macht heran, ein Gegner, der seine neuen, frischen Kräfte zu nutzen wußte.

Das spanische Jahrhundert der Unbeweglichkeit, des Festhaltens am Vorhandenen, des hartnäckigen Konservatismus war in England ein Jahrhundert der Entwicklung und der Regsamkeit. Spanier wollten bewahren und das Vorhandene halten – England wollte erwerben. Die Spanier verteidigten – die Engländer griffen an. Das spanische Königreich wollte sein wirtschaftliches Leben auf dem von den Kolonien gebrandschatzten Gold aufbauen – das Land der Königin Elisabeth hingegen entwickelte seine Industrie, seinen Handel und seine Schifffahrt.

Philipp II., König von Spanien, übertrug dem greisen Marquis Santa Cruz die englischen Angelegenheiten. Als dann Santa Cruz während der Vorbereitungen an Altersschwäche starb, stellte der König den noch vornehmeren Herzog Medina Sidonia an seine Stelle. Der Vertreter der englischen Interessen Spaniens gegenüber war der aus dem Kleinbürgertum stammende, im Hause eines Dorfpfarrers geborene, als Seefahrer berühmt gewordene Francis Drake.

Der Staatsrat der Königin Elisabeth erblickte in der Person Sir Francis Drakes den geeignetsten Mann, „König Philipp den Bart zu stützen“.

Operationen gegen Spanien versuchte Drake bereits seit Jahren. Man fürchtete ihn am Madrider Hof und in ganz Spanien. Seinen Namen übersetzte

man ins Spanische „El Draque“ (der Drache). Bis zum Frühjahr 1587 waren die spanischen Behörden jedoch gezwungen, Drake als einfachen Piraten zu betrachten; der Hofkanzler der Königin Elisabeth erklärte nämlich bei jedem Anlaß, Sir Francis Drake handle ohne jede offizielle Vollmacht, als selbständiger Geschäftsmann, der seinen Privatkrieg auf eigene Rechnung gegen die spanischen Schiffe und Häfen führt, damit habe England nichts zu tun.

Im Februar 1587 spitzte sich das englisch-spanische Verhältnis zu. Die schottische Königin Maria Stuart wurde von einem englischen Sondergericht zum Tode verurteilt und mit Billigung Elisabeths enthauptet. Solange Maria lebte, war ihre Person ein Trumpf in der Hand König Philipps gewesen. Ihre Anhänger waren die Verbündeten des spanischen Königs im Spiel gegen England. Mit der Hinrichtung der schottischen Königin wurde die Lage ungleich. Der verlogene Schein eines Friedens zwischen den beiden Ländern war zu Ende. Es wurde sichtbar, daß es bald zu offenen Feindseligkeiten kommen mußte.

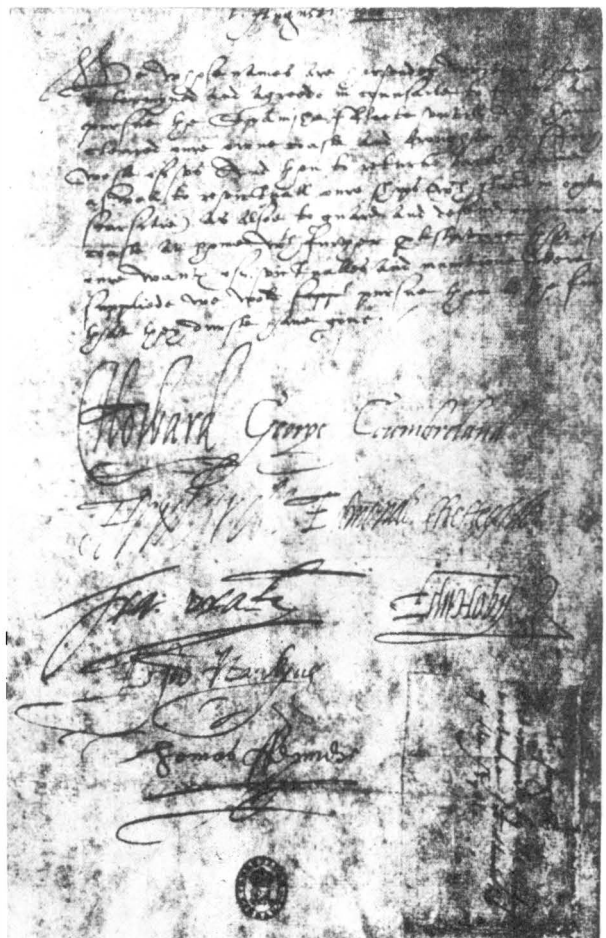
Sir Francis Drake bereitete sich wieder einmal auf eine Abenteuerreise vor. Er rüstete auf eigene Kosten vier Schiffe aus; der Erste Lord der Admiralität (der Oberbefehlshaber der englischen Kriegsschifffahrt) schickte ihm sein eigenes großes Schlachtschiff und stellte Drake ein schnelles Kurierschiff zur Verfügung. Aus der Flotte der Königin schlossen sich der Privatflottille vier erstrangige Linienschiffe und zwei leichte Segelschiffe an; außerdem erhielt Drake die Erlaubnis, mehrere Schiffe der Gesellschaft der Londoner Händler unter seine Flagge zu nehmen.

So sammelte sich eine ansehnliche Seestreitmacht im Hafen von Plymouth um *Elisabeth Bonaventura*, das Flaggschiff Drakes.

Neben der großen materiellen Kraft gab es noch



1. Philipp II., König von Spanien, der große Gegner der Königin Elisabeth I. von England. 2. Sir Francis Drake. 3. Protokoll von der Sitzung des englischen Kriegsrates, auf dem man die Verfolgung der spanischen Armada beschloß. Die dritte Unterschrift der Kolumne auf der rechten Seite lautet: „Fra. Drake“



2

3

etwas, wodurch sich das jetzige Unternehmen Francis Drakes von den vorhergehenden unterschied. In der von der königlichen Kanzlei empfangenen Weisung stand:

„Er soll den Angriffsabsichten der spanischen Flotte zuvorkommen und verhindern, daß sich im Raum von Lissabon spanische Seestreitkräfte ansammeln!“

Mit dieser Weisung wurde das „Privatunternehmen“ zur Kriegsoperation, und der Piratenkapitän wurde auch offiziell ein Soldat des englischen Königreiches.

Drake rüstete seine Flotte mit unglaublicher Schnelligkeit aus, innerhalb von kaum zwei Wochen war er fertig. Am 2. April lief die Flotte aus der Bucht von Plymouth aus.

Eine Kriegserklärung gab es jedoch noch nicht, und die Vertrauten der Königin Elisabeth setzten die geheimen Verhandlungen mit dem Herzog von Parma, dem Vertreter Philipps II., fort. Beide Seiten wollten Zeit gewinnen. Die Königin wollte den Schein wahren und schickte Drakes Flotte einen modifizierten Befehl nach:

„... Halten Sie sich davor zurück, in irgendeinem Hafen des genannten Königs [Philipp II.] mit Gewalt einzudringen, irgendeine Stadt, irgendein vor Anker liegendes Schiff anzugreifen oder irgendeine feindliche Handlung auf dem Festland gegen ihn durchzuführen. – Dagegen ist es der Wunsch der Königin, daß Sie die Schiffe des genannten Königs oder seiner Untergebenen, wenn sie Ihnen auf dem offenen Meer begegnen, möglichst ohne Blutvergießen erobern und in Besitz nehmen...“

Zu seinem eigenen Glück und zu dem des englischen Reiches erhielt Drake diesen Befehl zu spät. (Es stimmt, Königin Elisabeth hatte dem Glück ein wenig nachgeholfen: Sie hatte den neuen Befehl genau eine Woche nach dem Auslaufen der Flotte unterschrieben und so... alles für die Wahrung des Friedens getan, Drake aber dennoch nicht die Hände gebunden.)

Die Flotte von Sir Francis Drake segelte direkt

auf den größten spanischen Kriegshafen, auf Cádiz, zu.

Angekommen, zauderte er nicht lange und versuchte es auch nicht mit List oder irreführenden Manövern. Am hellichten Tag – mit gehißter Flagge und Musik an Deck des Flaggschiffes – zog er in die Bucht, in das Innere des Hafens ein. Dort löste bereits das Gedröhn der Kanonen die Töne des Seemannsorchesters ab.

Ein Kampf auf Leben und Tod begann im Hafen von Cádiz nach diesem theatralischen Einzug.

Anderthalb Tage lang tobte die Seeschlacht in der Bucht von Cádiz. (Sie dauerte so lange, weil in der Nacht unerwartet völlige Windstille eingetreten war, wodurch die Segelschiffe zu zwölfstündiger Unbeweglichkeit verdammt wurden.) Das half den Engländern: dieser unerwartete Zufall, die Kriegskunst und der Mut Drakes, die bessere Ausbildung der englischen Seefahrer, ihre modernere Artillerie und ihre Taktik. Sie erreichten in Cádiz einen vollkommenen Sieg.

Drake verlor kein einziges Schiff, auch der Verlust an Menschen war gering. Von der fast unbeschädigt gebliebenen englischen Flotte hingegen wurden dreißigmal mehr spanische Schiffe, unter ihnen auch einige riesige Galeeren, versenkt, zerstossen, in Brand gesetzt oder erbeutet. Schwerer als die materielle Vernichtung war die moralische Wirkung. Die Nachricht über den verwegenen Streich verbreitete sich blitzschnell im spanischen Königreich und stiftete große Unruhe.

Auf dem Land- und Wasserweg wurde Verstärkung nach Cádiz geschickt, doch als die neuen Kriegsschiffe und Kanonen zur Verteidigung der Küsten eintrafen, war Drakes Flotte bereits weit.

Drake unternahm Streifzüge in den spanischen und portugiesischen Küstengebieten. (Portugal stand damals unter der Macht des spanischen Königs.) Wieder zeigte sich die Überlegenheit des neuen englischen Schiffbaus. Auf den schnellen, leicht die Richtung wechselnden, außerordentlich beweglichen britischen Kriegsschiffen war die Anordnung der Kanonen besser und ihre Feuer-



1

1. Die englische Flotte fällt am helllichten Tage in den spanischen Kriegshafen Cádiz ein; eine der größten Kriegstaten Drakes. 2. Gemälde, das die Zerstörung der „unbesiegbaren“ Armada darstellt

2



kraft stärker. Drake konnte stets den schwerfälligen spanischen Schiffen ausweichen; nahm er jedoch den Kampf auf sich, dann zeigte sich auch die Wendigkeit seiner Flotte gegenüber einer großen Übermacht.

Zur Zeit seiner Küstenstreifzüge schien es, als hätte Drake das Geschäft völlig vergessen. Wertvolle Kriegsbeute machte er nicht, er kümmerte sich scheinbar auch gar nicht darum. Immer mehr murrten die Offiziere der Flotte, besonders die Kapitäne, die die Schiffe der Londoner Kaufleute befehligten. Es gefiel ihnen nicht, daß Sir Francis Drake diesmal die Kriegführung für wichtiger hielt als die Kaperei.

Einmal zum Beispiel erbeuteten sie etwa 1700 Tonnen Dauben und Faßreifen. Das bereits bearbeitete Holz verbrannten sie am Ufer, weil sie es in dieser Menge nicht nach England bringen konnten. Drake berechnete, welch schweren Schaden sie damit den Spaniern zugefügt hatten. Hätten diese das Holz entsprechend seiner Bestimmung aufgearbeitet, wären riesige Fässer daraus gefertigt worden. Und die Fässer waren in der Seekriegführung außerordentlich wichtig: Trinkwasser, Wein, gesalzenes Fleisch, Zwieback, getrockneter Fisch, alle Lebensmittel wurden auf den Schiffen in Fässern gelagert. Das Verbrennen der Dauben und Faßreifen schädigte die spanischen Kriegsvorbereitungen – doch die Engländer hatten auch nicht einen Penny Nutzen davon. Das Herz des Geschäftsmannes Drake schmerzte – doch Sir Francis Drake, der Kapitän der Königin, war zufrieden.

Charakteristisch für die Bräuche der Zeit und für die herrschende Disziplin war, daß einige Einheiten der Flotte, die von den Londoner Händlern ausgerüsteten Schiffe, Drake vor Beendigung der großen Operation im Stich ließen und nach Hause segelten. Die Kapitäne hatten das beutelose Umherziehen satt bekommen. Am Ende des Abenteuers verleugnete selbst Drake nicht den Geist seiner Zeit. Er erfuhr, daß ein mächtiges spanisches Schiff, die *San Felipe*, von den Gewürzinseln kom-

mend, an den Küsten Afrikas entlang, sich Spanien näherte. Drake machte sich kurz entschlossen zu den Azoren auf, um dem Schiff mit der wertvollen Ladung den Weg abzuschneiden. Es gelang ihm auch, die *San Felipe* zu überfallen. So konnte er am Ende der erfolgreichen Kriegstätigkeit auch noch überaus reiche Beute machen: Er errang nicht nur soldatische Ehren, sondern erwarb für sich und seine Königin auch ein großes Vermögen, er schleppte das mit erbeutetem Gold, Silber, Pfeffer, Zimt, Seide, Elfenbein und anderen Schätzen beladene spanische Schiff in den Hafen von Plymouth.

Bevor er jedoch diesen guten Fang machte, gab es noch eine Episode in dem kühnen Kriegsunternehmen, die Drake und seine Gefährten überhaupt nicht für bedeutend hielten. Während ihrer Kreuzfahrten und ihrer Streifzüge in den Küstengebieten besetzten sie auch Sagres. Das einstige Schloß Heinrichs des Seefahrers, das ehemalige wissenschaftliche Institut, war zu jener Zeit nur noch eine schon halb vergessene Küstenfestung. In einigen verschlossenen Zimmern des Schlosses moderten die Reste der einst großartigen maritimen Bibliothek. Drake hielt hier insgesamt sechs Kanonen für wert, mitgenommen zu werden. Dann – zündete er das Schloß an.

Der symbolische Abschluß der von Europa ausgegangenen historischen Epoche der großen Entdeckungsfahrten war jene kleine Rauchwolke, die im Mai 1587 über Sagres schwebte. Sir Francis Drake, der erste englische Weltumsegler, wußte offensichtlich selbst nicht, was er tat, als er den Befehl zum Anzünden des Schlosses erteilte. Er wußte nicht und er kümmerte sich auch nicht darum, daß dieses Forschungsinstitut von Sagres anderthalb Jahrhunderte lang das Zentrum aller großen geographischen Entdeckungen gewesen war, der Ort der wissenschaftlichen Begründung der langen spanisch-portugiesischen Seeherrschaft. Es ist bezeichnend, daß die letzten Andenken an die Arbeit Heinrichs des Seefahrers von der Hand des neuen Herrn der Meere zerstört wurden.



1



2

1. Marquis Santa Cruz, der erste Befehlshaber der „unbesiegbaren“ Armada. 2. Sir Francis Drake, der „König Philipp II. den Bart stutzte“. 3. Kapitän Drakes Piratenfahrt um die Welt. Skizze aus dem Jahre 1595

3



Das wirkliche Ende war geräuschvoller. Rauch und Flammen schlugen bis zum Himmel empor.

Ein Jahr nach der Kriegsoperation von Francis Drake sammelte sich die größte Flotte des spanischen Reiches und der bisherigen Kriegsgeschichte, die „unbesiegbare Armada“. Die mächtige Flotte, die sich gegen England auf den Weg machte, bestand aus mehr als sechzig riesigen, mit der größten und schwersten Artillerie der Zeit ausgerüsteten Schlachtschiffen.

Die mächtige Armada näherte sich wie eine drohende schwarze Wolke den englischen Küsten, dem Inselland, und forderte zum Duell um den Besitz der Meere heraus.

Von englischer Seite nahmen den Kampf an der Spitze einer wesentlich kleineren, doch moderneren und beweglicheren Flotte die Leute der neuen Epoche auf: Admiral Howard und seine besten Offiziere, Drake, Hawkins, Frobisher, Fleming und viele andere.

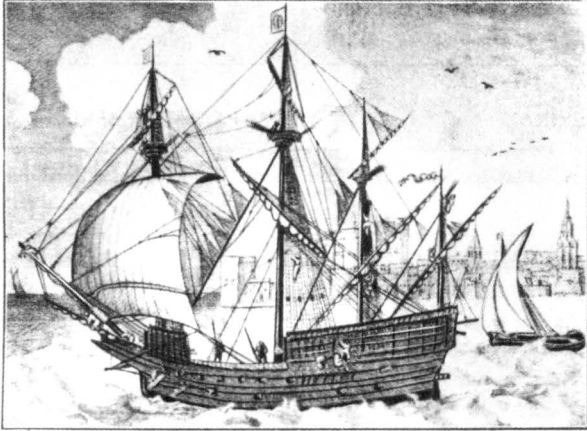
Eine Woche lang tobte der Kampf im Kanal, in

den Gewässern zwischen der englischen Insel und dem Kontinent. Der Meeressturm umtoste die riesigen spanischen Schiffe, und um sie herum schwärmten die schnellen englischen Segelschiffe. Das Donnern des Himmels verschmolz mit dem Brüllen der Kanonen und das Heulen des Windes mit dem Pfeifen der Kugeln.

Und als der Sturm sich gelegt hatte und die Kanonen verstummt waren, war die „unbesiegbare Armada“ zerstört, in kleine Gruppen getrennt, und die einzige Sorge der spanischen Kommandanten bestand darin, zu retten, was noch zu retten war.

Der größte Teil der Armada schlug sich zwar nach langem Herumirren nach Hause durch, doch die Kampfkraft der Flotte war vernichtet. Einzelnen oder in kleinen Gruppen schleppten sich die spanischen Schiffe in die heimatlichen Häfen.

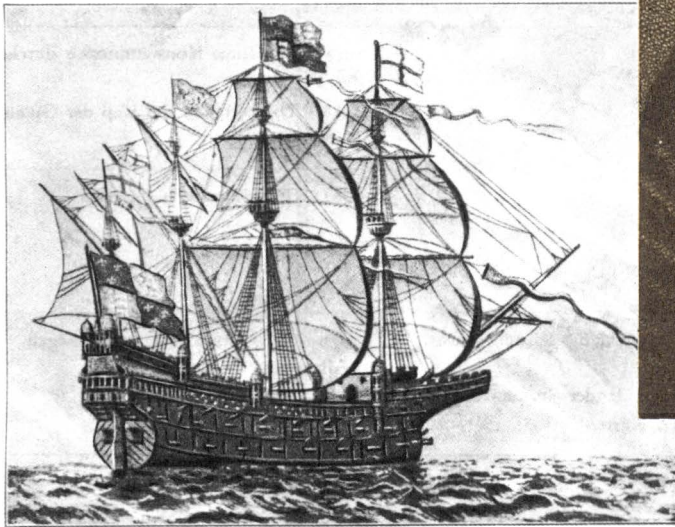
Die Epoche der spanischen Seeherrschaft war zu Ende gegangen. Eine neue historische Epoche hatte begonnen. Dieser Sieg legte den Grundstein für die englische Seeherrschaft und Kolonialmacht.



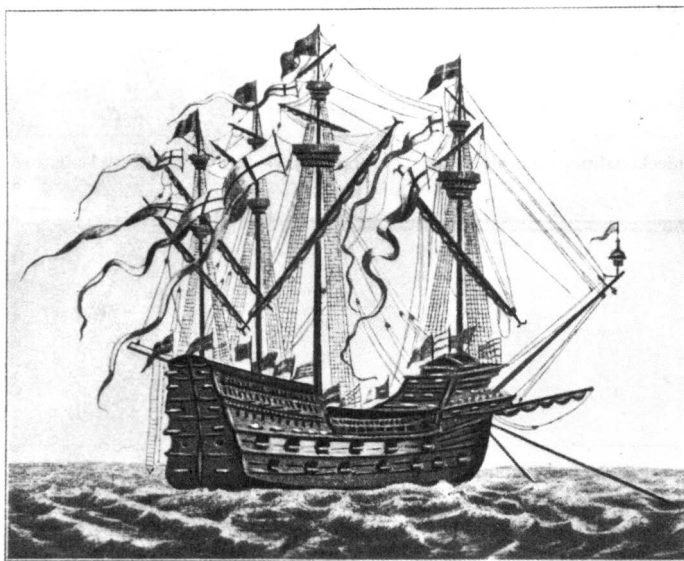
1



2



3



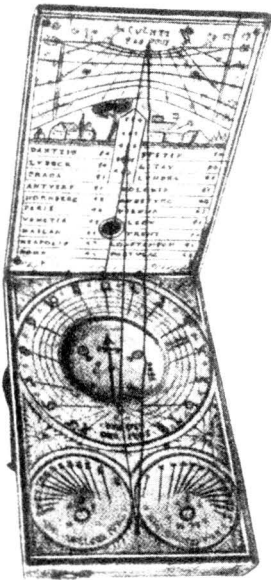
4

1. Kriegsschiff Ende des 16. Jh. 2. Sir Francis Walsingham, Leiter der geheimen Kanzlei Königin Elisabeths I., Geschäftspartner Drakes. 3. Englischs Schlachtschiff aus dem Jahre 1514. 4. Englischs Kriegsschiff mit zwei Geschützreihen zu Beginn des 16. Jahrhunderts

## VERGLEICHENDE ZEITTADEL

MITTEL- UND SÜDAMERIKA	NORDAMERIKA	EUROPA, ASIEN, AFRIKA
Etwa 5000 v. u. Z. – Die ersten Völkerschaften im Süden	Etwa 10 000–5000 v. u. Z. – Einwanderung aus Asien nach Amerika im Norden durch die Beringstraße	
Ungefähr bis zum Beginn unserer Zeitrechnung: Niederlassung, Anfänge des Ackerbaus, älteste Denkmäler		Ab 4000 v. u. Z.: Entstehung der großen Reiche im Nahen Osten
Nach unserer Zeitrechnung		
200–1200 – Anfänge der Städtegründung und der Staatenbildung 1200 – Gründung des Inkareiches 1400 – Die Azteken gründen Tenochtitlan 1440–69 – Montezuma I.	Um 1000 – Schiffe der Wikinger in den nördlichen Küstengebieten (Es ist möglich, daß einzelne Gruppen auch bis an die Küsten Mittelamerikas kamen)	Glanzzeit des Römischen Reiches 1394–1460 – Heinrich der Seefahrer Um 1440 – Erfindung des Buchdrucks 1415–1437 Hussitenbewegung
		1453 – Einnahme Konstantinopels durch die Türken 1488 – Diaz erreicht das Kap der Guten Hoffnung
12. Okt. 1492 – Kolumbus landet an der Ostküste der Bahamas 1494 – Im Vertrag von Tordesillas wird die Demarkationslinie festgelegt		1492 – Einnahme von Granada
	1497 – Cabot erreicht die Küsten Nordamerikas 1500 – Cortereal landet an den nordamerikanischen Küsten	1497–1499 – Vasco da Gama umsegelt Afrika
1502 – Vierte (letzte) Reise von Kolumbus 1503–1520 – Montezuma II. 1507 – Die Bezeichnung „Amerika“		1506 – Kolumbus stirbt
		1517 – Luthers Auftreten (Reformation)
1519–1520 – Cortez erobert Mexiko		
1519–1521 – Magalhães' Flotte umsegelt die Erde – nur ein Schiff kehrt zurück		
	Weitere Entdeckerfahrten: Portugiesen, Engländer	1476–1525 – Der Große Deutsche Bauernkrieg
1527 – Bruderkrieg von Huascar und Atahualpa 1532 – Dritte Landung von Pizarro in Peru 1541 – Pizarros Tod 1547 – Höhepunkt des Kampfes von Las Casas		
1577–1580 – Francis Drake umsegelt die Erde, wobei er große Beute macht Um 1580 – Beginn der Herausbildung der karibischen Piratenwelt		
		1588 – Untergang der spanischen „unbesiegbaren“ Armada





1. Der Weg der „unbesiegbaren“ Armada zu der britischen Insel im Kanal und der Rückweg der Reste der zerschlagenen Flotte unter Umgehung Englands und Irlands bis zum Hafen Santander.
2. Sonnenuhr, die auch die Seefahrer benutzten

DIE ILLUSTRATIONEN AUF DEN SEITEN 97/2, 99/1, 3, 101/3, 103/1, 4, 111/1, 2, 115/1, 117/1, 121/1, 2  
SOWIE DIE FARBIGEN TAFELN I/2, II/1, 2, 3, IV/1, 2 SIND AUS DEM BAND „ALT-PERU UND SEINE KUNST“  
VON FERDINAND ANTON (E. A. SEEMANN VERLAG, LEIPZIG) ÜBERNOMMEN. DIE FOTOGRAFIEEN  
WURDEN HERGESTELLT VON B. KÖCK (MÜNCHEN)



